Reisen eines Franzosen,
oder
Beschreibung
der
vornehmsten Reiche
in der Welt,
nach ihrer ehemaligen und itzigen
Beschaffenheit;
in Briefen an ein Frauenzimmer
abgefasset,
und herausgegeben
vom
Hrn. Abte Delaporte.

Vierzehnter Theil.

Mit Churfürstl. Sächs. gnädigster Freyheit.

Leipzig,
bey Bernh. Christ. Breitkopf u. Sohne.
1775.

Der 163. Brief.

Das Vorgebirge der guten Hofnung.

Dieses Vorgebirge, das man vielmehr von übler Vorbedeutung nennen sollte, weil diejenigen, die sich ihm nähern, allemal Lebensgefahr auszustehen haben, liegt unter einer der mildesten Himmelsgegenden in der Welt. Es wurde von den Portugiesen zu Ende des funfzehnten Jahrhundertes entdecket. Weil sie entsetzliche Stürme auf dieser Küste auszustehen gehabt hatten, nennten sie es das Cap der Stürme (des tourmentes), und getraueten sich nicht daselbst zu landen. In der Folge der Zeit aber sahen sie die dasigen Vortheile für ihre Schiffahrt nach Indien ein, und gaben ihm den Namen des Cap der guten Hof-

nung, (de bonne espérance). Bey alle dem haben sie nur wenige Anstalten vorgekehret, sich an diesem Orte niederzulassen, der wegen seiner Lage, Fruchtbarkeit, und gelehrigen Einwohner, einen der besten Stapel, auf dem Wege von Europa nach Ostindien, abgiebt. Sie schickten eine Colonie dahin; allein die, welche die Reise unternahmen, bildeten sich ein, das Land wäre mit Menschenfressern besetzet, und, aus Furcht, getraueten sie sich nicht, auszusteigen. Einige Jahre hernach, wurde der Unterkönig von Goa, Franz Almeyda, in einem Streite mit den Hottentotten, auf dem Ufer getödet: dieses, mit andern Unglücksfällen zusammen genommen, machte, daß die Portugiesen aller weitern Unternehmungen überdrüßig wurden.

Meine erste Sorgfalt, nach meiner Ankunft auf dem Cap, war, daß ich den Herrn Abt de la Caille besuchte, welcher seit zwey Jahren zu Verbesserung der Sternkunde hier arbeitet, und sich alle Mühe giebt, die Abhandlungen der königlichen Academie der Wissenschaften zu Paris, deren angesehenes Mitglied er ist, durch seine gelehrten Bemerkungen zu bereichern. Ich kennte ihn nur dem Namen

nach

nach: ich wußte, daß er mit dem Herrn Caßini von Thüri die wichtige Arbeit unternommen hatte, eine Mittagslinie von der Sternwarte zu Paris durch das ganze Königreich zu ziehen; daß seine Geschicklichkeit ihm den mathematischen Lehrstuhl in dem Mazarinischen Collegio zu wege gebracht hatte; daß er ein Mitglied der meisten in Europa blühenden gelehrten Gesellschaften war; und daß er eine große Menge astronomischer Werke heraus gegeben hatte, welche sich hauptsächlich durch ihre Deutlichkeit und Genauigkeit unterscheiden. Allein den berühmtesten Zeitpunct seines Lebens machet seine Reise nach Africa aus. Da er sich besonders auf die Sternkunde geleget, und die dahin gehörigen Bemerkungen bereits in Europa auf der nordlichen Halbkugel gemachet hatte, suchte er seine Kenntnisse auf der südlichen zu erweitern. Das Vorgebirge der guten Hofnung schien ihm der schicklichste Ort, seine Absicht zu erreichen. Er stellte sein Vorhaben der Academie vor, und diese sah den Nutzen davon vollkommen ein: auch der Hof erbot sich, unserm Astronome allen benöthigten Beystand zu leisten. Er kam also im Jahre 1751 allhier an, und, nach Erbauung einer Sternwarte, machte er den Anfang seiner astronomischen Ar-

beiten, welche ihm seitdem unermüdet beschäftiget haben. Niemals ist ein dergleichen Auftrag mit mehrerer Sorgfalt bewerkstelliget worden: er glaubt, dem Publico, der Academie, dem Hofe, von allen Augenblicken seines Aufenthaltes Rechenschaft schuldig zu seyn. Siebenzehn volle Nächte, und hundert und zehn Sitzungen, jede von acht Stunden, haben ihm alle Wunder des Firmaments entdecket. Er hat große, allen Europäischen Sternkundigen bisher unbekannte Sterne ausfündig gemacht, und beobachtet. Sie werden selbst einsehen, daß dieses eine sehr mühsame Arbeit für ihn gewesen ist; denn, um die Sterne zu betrachten, muß man beständig stehen, den Kopf zurück halten, und das Sehrohr nicht aus der Hand lassen. Alle Tage läßt er sich gefallen, diese Art von Tortur zu erdulden; und um noch mehreren Nutzen von seiner Bemühung zu ziehen, richtet er seine Instrumente dergestalt, daß er sich auch der Laufbahn derer Sterne, die er untersuchen will, versichert.

Man hatte mir schon in Brasilien, wo er unterweges hatte einlaufen müssen, von ihm gesaget; und er war eben abgereiset, als ich daselbst ankam. Zu Rio-Janeiro wohnte ich in dem Hause, wo er gewesen war, und

ich

ich schlief in seiner Kammer. Unter allerhand Papieren, die ich in einem Schranke fand, waren einige Anmerkungen über besagte Stadt von seiner eigenen Hand geschrieben. Ich weis nicht, warum mir dazumal nicht beygefallen ist, Ihnen Erwähnung davon zu thun, und sie in meine Briefe von Brasilien einzuschalten. Unterdessen liefere ich sie Ihnen hier, wie sie aus der Feder des Verfassers kommen. Ich überschicke sie als einen Zusatz, welcher meiner Beschreibung fehlte.

„Den 25 Januarius, 1751, sagt der Abt de la Caille, liefen wir in den Meerbusen von Rio-Janeiro ein, und legten uns in der Nähe der Schlangen-Insel vor Anker: wir durften aber nicht eher an das Land steigen, bis die gewöhnlichen Formalitäten waren in Acht genommen worden. Die Portugiesen sind ungemein besorget, allen Handel mit Brasilien den Fremden zu verschließen. Daher auch von dem ersten Augenblicke an unserer Ankunft ein Hauptmann, ein Feldwebel, und acht Gemeine von der Besatzung sich auf unser Schiff begaben, und es nicht eher verließen, bis wir aus der Bay wieder abgesegelt waren. Außer diesem kleinen Truppe wurden wir noch durch drey Corporalschaften bewachet, welche

auf etlichen Kähnen unser Schiff umringten. Die Gerichtsbedienten kamen hernach von Seiten des Statthalters, und fragten uns um unsere Absicht, mit der Bedeutung, daß, wenn wir keine gültigen Ursachen anführen könnten, unser Schiff weggenommen werden würde. Wir sagten, wir hätten ein kleines Kaufartheyschiff auszubessern, das unter unserer Bedeckung wäre, und mit uns nicht hätte einlaufen können. Der königliche Fiscal kam, sich selbst davon zu überzeugen, und brachte einen Arzt mit, der unsere Kranken besichtigen mußte. Endlich, am 28ten January, erlaubte der Statthalter den Officieren, und den anderen Reisenden auf dem Schiffe, an das Land zu gehen; von dem Schiffe aber durften wir eher nichts wegnehmen, als bis wir eine schriftliche Erlaubniß über jede uns benöthigte Sache erhalten hatten. Wir mietheten uns in der Paternoster-Gasse ein, welche von der Cathedralkirche bis an das Meer geht."

"**Rio-Janeiro** ist heutiges Tages eine sehr ansehnliche Stadt: die Anzahl ihrer Einwohner, die Schwarzen darunter begriffen, beläuft sich ohngefähr auf funfzig tausend Seelen. Die Gassen sind ziemlich schön, fast alle nach der Schnur gezogen, und die meisten Häuser

gut

gut gebauet. Diese haben mehrentheils zwey Stockwerke, viele auch dreye; und Thüren und Fenster sind mit Jalousien überzogen. Auf einem großen Platze, dem Hafen gegen über, legte man einen Springbrunnen an, wohin das Wasser durch eine auf Bögen erbauete Wasserleitung sollte gebracht werden. Die Kirchen sind groß, aber niedrig: ihr ganzes Inwendiges ist in Bildhauerarbeit mit stark vergoldeten Friesen gearbeitet, doch sind die Zierrathen so überhäufet, daß man fast keine Zeichnung unterscheiden kann. An den Mauern stehen auf gewisse Weiten Altäre, welche vorne mit einem Geländer verschlossen sind; die ganze Kirche aber wird nur durch ein Fenster, oben über der Thüre, erleuchtet.„

„Auf allen **Kreuzwegen** sieht man **Bilderblinden**, worinnen das Bild der Maria steht, und vor ihr brennet alle Nächte eine Lampe. Diese Nischen sind vergoldet, und mit Glasscheiben, und einem Vorhange vermachet; das ganze wird mit einem Thronhimmel von ziemlich gutem Geschmacke bedecket, und ist mit kleinen ex voto umgeben. Hier versammelt sich das Volk alle Abende, den Rosenkranz zu beten. Es giebt auch eine Art weltlicher **Pönitenten**, welche die ganze Nacht

auf den Gassen herum laufen, ein schweres Kreuz tragen, und eine große Kette schleppen, davon das Geräusch mich oft in dem Schlafe beunruhiget hat; denn alle diese gezwungenen Gebärden einer falschen Andacht dienen zu nichts, als die öffentliche Ruhe zu stören. Das Geschrey, welches diese Scheinheiligen dabey machen, wenn sie um Vergebung ihrer Sünden bitten, verursachet, bey der schändlichen Lebensart, die sie den Tag über führen, einen sonderbaren Widerspruch. Der **Mord** ist hier sehr gemein, und wird fast niemals bestraft.„

„Die Beköstigung der meisten **Einwohner** dieser Stadt besteht in der Maniocwurzel, und in Fischen. Die Weißen gehen in Tuch gekleidet, und tragen eine Weste, mit einem weiten Mantel, wo sie den ganzen Leib, und einen Theil des Gesichtes einwickeln. Einige haben auch eine Capuze von eben dem Tuche, um den Kopf zu bedecken, daher man einen Vorbeygehenden sehr oft nicht anders, als an dem Gange, oder an der Farbe des Mantels, erkennen kann. Die Gerichtsbedienten unterscheiden sich durch einen Stock. Die Vornehmsten tragen ihn an dem linken Arme über dem Ellbogen; die übrigen an dem Knopfloche der Tasche. Die Doctores der Theologie, der Rechte, und der Arzeney=

neywissenschaft, haben eine Brille auf der Nase; und die Sclaven, die fast alle krätzig sind, gehen nackend, ausgenommen daß sie Beinkleider, vielmals aber nur eine Schürze tragen, insonderheit wenn sie auf der Rehde zum Rudern angestellet werden. Wenn sie ihre Freyheit erlangen, dürfen sie ein Kleid, und einen Mantel von Tuche tragen, wie die Weißen.„

„Die **Weiber** haben einen Rock und ein Hemde, das vorne offen, aber unter dem Halse zugebunden ist, ohngefähr wie ein Mannshemde. Bey Tage dürfen sie sich nicht auf der Gasse sehen lassen. Nur des Sonntages, und an Festtagen, gehen sie früh um drey Uhr in die Messe. Einigen ist verstattet, Abends dem Rosenkranzgebete beyzuwohnen. Wenn sie ausgehen, nehmen sie ein Stück Zeug um sich von ohngefähr vier Ellen in der Länge, und von zwey Ellen in der Breite, welches sie so umzuschlagen wissen, daß es übereck mitten auf den Rücken kommet. Einer von den Zipfeln hängt herunter fast wie eine Mönchskappe, und der andere dient, den Kopf hinein zu hüllen: die beyden übrigen bedecken die Schultern und Aerme, und gehen vorne auf der Brust über das Kreuz zusammen. Diese Kleidung ist sehr unbequem, weil man sie alle Augenblicke wieder

der zurechte machen muß. Die Sclavinnen tragen einen schwarzen Hut, sich vor der Sonne zu verwahren.“

„Die **Männer** gehen niemals auf der Gasse neben ihren Weibern; sie gehen einige Schritte voran, und haben den blosen Degen unter dem Arme, oder Mantel. Die **Frau** kann sich von ihren Verwandtinnen, oder guten Freundinnen begleiten lassen; und hinter ihr folgen etliche schwarze, oder Indianische Sclavinnen, welche einzeln nach einander gehen, in lange Röcke gekleidet sind, und ein Tuch, oder ein Stück Nesseltuch, auf dem Kopfe haben.“

„Der **Statthalter**, den man hier den General nennet, bat mich zum Mittagsessen. Die Gerichte bestunden fast alle aus Fischen. Die Servietten waren klein, viereckig, schmuzig, und schienen schon gebraucht zu seyn. Dennoch ist er ein sehr reicher Herr, der sich einbildet, Lebensart zu haben. Ich aß einen andern Tag mit Schiffs-Officieren bey einem holländischen Kaufmanne, der uns weisse Servietten gab. Nach der Mahlzeit war dieser so galant, und ließ seine Frau kommen, die uns Caffé einschenkte. Sie war in Rosenrothen Tafft gekleidet, und gieng in blosem rasirtem

Kopfe.

Kopfe. Ihre Gegenwart hatten wir als eine besondere Gefälligkeit zu rechnen; denn im hiesigen Lande erscheinen die Weiber niemals da, wo die Männer speisen, es müßte denn in der Familie, oder mit den nächsten Anverwandten seyn. Aber dieser gute Mann, der die Franzosen liebte, setzte sich unsererhalben über die Gebräuche weg. Seine Frau begleitete uns auch auf dem Spatziergange, wo sie sich in einem Hamac durch Sclaven tragen ließ."

Es wäre zu wünschen, der Abt de la Caille hätte viele Reisen zu unternehmen gehabt, und wäre überall in solche umständliche Nachrichten eingegangen. So überhäuft auch seine astronomischen Beschäftigungen, als der Hauptgegenstand seiner Reise, gewesen sind, so hat er doch Zeit übrig gefunden, solche mit lehrreichen Bemerkungen über die Gebräuche der Völker abzuwechseln, und die Pflanzen, Bäume, Blumen, Kräuter, die Vögel, Fische, kriechende Thiere, das Ungeziefer, und alle Arten von Thieren zu untersuchen. Er hat mir versichert, daß er eine große Menge in Europa unbekannte Zwiebeln, Pflanzen, Gesäme und Wurzeln, nach Paris in den königlichen botanischen Garten geschickt habe. Auf solche Art gereichen alle Augenblicke dieses Academikers zum

Vortheile seines Vaterlandes: was ihn aber noch schätzbarer machet, sind seine persönlichen Eigenschaften. Tugend, Ehre, Rechtschaffenheit, Bescheidenheit, Redlichkeit, trift man bey wenigen Menschen, wie bey ihm, an.

Sonst haben Sie mich gesehen, Madame, wie ich mit der Iliade in der Hand nach Troas spatziren gegangen bin; wie ich bey Lesung der Odyssee den Archipelagum durchschiffet habe; wie ich nach Judäa und Palästina mit einer Bibel gereiset bin. Boßüet und Rollin, begleiteten mich nach den Ruinen von Egypten, und Ovidius nach Griechenland, dem Reiche der Verwandelungen und Fabeln. Auf den Seeküsten von Africa, unter den Mohren, Hottentotten, und Caffern, zu Melinde, Quiloa, Mozambique, Sofala, und dem Cap, an allen diesen Oertern mache ich den Portugiesischen Dichter Camoens, welcher sie besungen hat, zu meinem Zeitvertreibe, zu meiner Gesellschaft, und zu meinem Wegweiser. Sie können Sich das Vergnügen nicht vorstellen, welches dergleichen Bücher verursachen, wenn man sie an denen Oertern selbst, wo die angeführten Begebenheiten geschehen sind, lieset. Man glaubt, bezaubert zu seyn, und nimmt einen Antheil, den man in der Entfernung nicht empfand.

empfand. An eben den Plätzen, auf eben den Meeren, unter eben dem Himmel gegenwärtig, wie die Helden der **Lusiade**, glaubt man, wenn man das Gedicht lieset, man sehe und höre sie, und rede mit ihnen. Ja, Madame, ich bildete mir ein, ich hörete den Eroberer von Indien, den braven **Vasco de Gama**, zu dem Könige von Melinde, der, wie Dido den Aeneas, um die Erzählung seiner Begebenheiten bat, wirklich sagen: „Prinz, es würde zu lange währen, alle Umstände unserer Reise, das gute und böse Wetter, die Stürme, und alles was uns begegnet ist, anzuführen; die Bewunderung und das Schrecken, welches die Ansicht der Wellen verursachte, zu erzählen; die Naturereignungen, derer Ursprung die Menschen nicht kennen, die gählingen Windstöße, die düstern Orkane, die finstern Nächte, die traurigen Flammenstreife, welche die ganze Luft in Feuer setzen, und die schrecklichen Donnerschläge, wobey die ganze Erde zittert, zu erwähnen.“

Unter allen diesen Erscheinungen ist die sonderbarste die **Ansicht** des Vorgebirges der guten Hofnung, das sich dem Portugiesischen Generale unter der Gestalt eines ungeheueren **Riesen** zeiget. „Fünf Monate nach unserer Abreise

Abreise von Lissabon waren verflossen, fährt Don Vasco fort, als wir in der Nacht, bey der Wache auf dem Vordertheile des Schiffes, eine dicke Wolke, die uns den Schein der Gestirne verdeckte, über unserm Kopfe zusammenziehen sahen. Es war ein Schatten, eine schwarze, fürchterliche Dunst, deren bloser Anblick auch den unerschrockensten Gemüthern Grausen verursachen mußte. Zu gleicher Zeit wurden unsere Ohren von einem abscheulichen Getöse, welches von dem Stoßen der Wellen wider die Felsen zu entstehen schien, gerühret. Doch prophezeyeten uns weder der Himmel, noch das Meer, einen Sturm. Das Wunderzeichen, das unsere Augen sahen, kündigte uns etwas viel ärgeres, als den Zorn des Neptun, und Aeol an. Unter diesen fürchterlichen Gedanken wurden wir gewahr, daß ein Schreckenbild von ungeheuerer Größe in der Luft herauf stieg. Die Häßlichkeit seiner Gestalt kam mit der Unermeßlichkeit seines Umfanges überein. Der berühmte Coloß zu Rhodus war an Höhe mit diesem gräulichen Gespenste nicht zu vergleichen. Seine unförmlichen Glieder schienen von einer unüberwindlichen Stärke belebet zu werden. Abscheu, rauhes Wesen, Bosheit, waren über seine ganze Person verbreitet.

breitet. Es stieß ein entsetzliches Gebrülle von sich, welches aus der Tiefe des Meeres hervorzukommen schien. Wir zitterten; unsere Haare stunden in die Höhe; seine Stimme, und sein Anblick, erstarrten das Blut in unsern Adern. "

„Portugiesen, fieng es an zu schreyen, Verwegenste aller Nationen, stolzes Volk, das die Süßigkeit der Ruhe verachtet, und nach einem nichtigen Ruhme mit so viel Mühe, Gefahr, und Beschwerlichkeit läuft, weil Du Dich unterstehest, die Gränzen, worinnen die menschliche Schwachheit bleiben sollte, zu überschreiten; weil du dem Toben der Wellen Trotz bietest, welche bloß von meiner Macht abhängen, und ich seit unzählichen Jahrhunderten schütze, ohne daß je ein Sterblicher sich gewaget hätte, meinen Zorn gering zu schätzen; vernimm aus meinem Munde das Unglück, das Dir das Schicksal, auf der Erde und auf dem Wasser, wegen Deines Stolzes zubereitet. Wisse, daß alle Schiffe, welche diese Reise, wie Du, machen werden, die Felsen und Klippen auf hiesiger Küste als unversöhnliche Feinde anzusehen haben: wisse, daß die erste Armee, welche künftig über diese nachtheiligen Oerter gehen wird, ein Raub der

Wirbelwinde und der stürmischen Wellen, welche ich zu ihrem Untergange erregen will, werden soll. Alle Jahre wirst Du neue Wirkungen meines Hasses spüren, alle Jahre wirst Du Deine Schiffbrüche, und das Elend Deiner Mitbürger beweinen. In meinem Schoose will ich einen großmüthigen Helden begraben: sein Glück, seine Siege, sollen vor mir vernichtet werden: ein Wald von Lorbern, tausend erhaltene Siege über des Ottomanns Nachfolger, können das Unglück, das ihn bedroht, nicht abhalten. Monbaza, Guiloa, werden vor Freude springen, wenn sie ihren Verheerer werden umkommen sehen."

„Ich erwarte noch einen edelen und großmüthigen Liebhaber, der mit dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit in diese Gegend kommen soll. Ein trauriges Schicksal rufet sie auf dieses Gestade: der Sturm, den sie auszustehen haben, wird zwar ihres Lebens schonen, aber nur um sie in einen Abgrund von Elende zu stürzen, worüber mir selbst bange wird. Sie werden die Früchte ihrer Liebe, ihre mit Zärtlichkeit erzogenen, mit beständigem Vergnügen genährten, und zu immerwährendem Glücke gebohrnen Kinder sehen vor Hunger ster-

sterben. Sie selbst werden von den Caffern ausgezogen, und in einer unerträglichen Blöse gelassen werden. Der Gemahl wird den Körper seiner Gattinn, diesen so schönen Körper, einer rauhen Witterung ausgesetzet, von der Sonnenhitze verbrannt, und durch die Kälte der Nächte erfroren, sehen. Zuletzt, nach vieler Pein, nach dem entsetzlichsten ausgestandenen Schicksale, wird dieses unglückliche Liebespaar, einander umarmend, und in Thränen zerfliessend, so daß auch die unempfindlichsten Herzen dadurch gerühret werden könnten, das Leben enden.“

Sie werden fragen, Madame, ob diese schrecklichen Prophezeyungen erfüllet worden sind? Sie haben schon gesehen, daß Almeyda durch die Hand der Caffern umgekommen ist; und daß diese rohen Völker, ohne Waffen, Geschicklichkeit und Tapferkeit, einem Leben ein Ende gemachet haben, welches alle Krieger von Egypten, alle Macht von Indien, vergebens angetastet hatten. Dieser Held, der von Goa nach Lissabon zurück gieng, sah sich genöthiget, auf der Küste des Vorgebirges der guten Hoffnung an einem Orte, Saldagna genannt, einzulaufen. Ein Portugiese von seinem Gefolge, der sich in das Land

hinein gewagt hatte, beleidigte die Hottentotten, und diese schlugen ihn bis auf das Blut. Er lief, seine Cameraden zu holen, welche sogleich zu den Waffen griffen, und ihn rächen wollten. Almeyda stellete ihnen vor, wie unrecht sie thäten; ihr unablässiges Geschrey aber zog ihn selbst mit in den Kampf, wo er durch einen Pfeilschuß getödtet wurde. Indem er sich auf den Weg begab, wiederholete er unaufhörlich: „ach! meine Freunde, wohin führet ihr einen Mann von meinen Jahren?“

Die zweyte Prophezeyung, welche ebenfalls in Erfüllung gieng, ist die, welche den Schiffbruch einer Portugiesischen Armee ankündiget. Als Gama in sein Vaterland, mit der Nachricht der Entdeckung von Indien, zurück gekommen war, sendete man eine Flotte von dreyzehn Segeln, unter der Anführung des Cabral, dahin ab. Bey dem Vorgebirge der guten Hofnung wurde sie von einem entsetzlichen Ungewitter überfallen. Sechs Schiffe giengen unter; die übrigen sieben wurden übel zugerichtet. Der Capitain Bartholomäus Diaz, der auf einer vorhergehenden Reise das Cap zuerst entdecket hatte, wurde von den Wellen verschlungen.

Endlich,

Endlich, die unglücklichen Eheleute, welche den Gegenstand der dritten Prophezeyung des Riesens ausmachen, hießen Manuel de Sousa, und Leonora de Sa. Ersterer, ob gleich jung, war verschiedene Jahre Statthalter der Festung Diu, in Ostindien, gewesen, und hatte unermeßliche Reichthümer zusammen gebracht. Mit seinen Glücksumständen zufrieden, rüstete er ein Schiff aus, ladete alle sein Vermögen darauf, und schiffete sich mit seiner Gemahlinn, die für eine der schönsten Personen von Portugal gehalten wurde, für Lissabon ein. Niemals hat eine Reise einen bedauernswürdigern Erfolg gehabt. Das Ungewitter wurf sein Schiff wider die Klippen des Vorgebirges der guten Hoffnung, und zerschmiß es in tausend Stücken. Ein Theil der Schiffsleute wurde von dem Meere verschlungen; die übrigen retteten sich mit ihrem Herrn, seiner Frau, und drey Kindern. Die Erde war ihnen nicht günstiger; denn die, welche nicht Hungers sturben, wurden von den Caffern umgebracht, oder von den wilden Thieren zerrissen.

„Der Riese hätte seine traurigen Prophezeyungen fortgesetzet, sagt Don Vasco de Gama ferner, aber ich unterbrach ihn. Wer

bist Du? schrie ich ihm zu. Deine Größe setzt uns in Verwunderung; aber Deine Drohungen schrecken uns nicht. Ich bin, antwortete er, das große Vorgebirge, das ihr andern Portugiesen das Cap der Stürme nennet. Ich bin es, der den Africanischen Küsten, auf der Seite des südlichen Poles, ihre Gränze bestimmet. Ehedem war ich einer von den Brüdern des Enceladus, des Briareus, und der andern Riesen, welche die Erde hervor gebracht hat. Ich that mich in dem Kriege, den wir wider die Götter führten, hervor; nicht, daß ich Berge auf Berge thürmte, und den Himmel stürmete, sondern daß ich mit einer zahlreichen Flotte die unermeßliche Fläche des Meeres durchfuhr, wo ich den Neptun aufsuchte, mit ihm zu schlagen. Doch der Ehrgeiz erfüllete mein Herz nicht alleine; ich war noch mit einer unglücklichen Liebe beschäfftiget, die mir keine Ruhe ließ. Einsmals sah ich die schöne Thetis, wie sie nackend an dem Ufer des Oceans mit den Töchtern des Nereus spielte. Gleich bey dem ersten Anblicke überließ ich ihr den Sieg; und die Zeit hat meine Liebe nicht verringert. Allein ich bemühete mich vergebens, ihr zu gefallen: alle meine

Sorg-

Sorgfalt war überflüßig; meine Gestalt verursachte ihr Furcht. Unterdessen nahm sie sich vor, sich zu belustigen, und machte mir Hofuung. Verliebte sind leichtgläubig; ihre Augen sind verblendet. Ich hatte keinen Argwohn, ich überließ mein Herz der süßesten Hoffnung, und legte meine Waffen nieder, um dem einzigen Gegenstande meiner Wünsche zu gefallen. Endlich, in einer Nacht, welche die Heftigkeit meiner Liebe krönen sollte, glaubte ich meine schöne Nymphe von weitem zu erblicken; ich streckte die Aerme aus, und mit dem lebhaftesten Verlangen lief ich ihr entgegen: ich umfaßte sie zärtlich, oder vielmehr, ich glaubte sie zu umarmen; allein ich fand nichts als einen Berg, dessen entsetzlicher Gipfel meine Liebkosungen empfieng. Wie geschah mir, als ich meinen Irrthum erkannte? Eine gählinge Verwandelung beraubte mich meines ersten Zustandes; mein Fleisch wurde ein entsetzlicher Haufen Erde, meine Gebeine, Felsen; mit einem Worte, meine Gliedmasen machen das fürchterliche Vorgebirge aus, welches sich itzt Deinen Augen zeiget. Die Wellen der Thetis umgeben, und beleidigen mich unaufhörlich; und ihr Anblick vereiwiget den Schmerz, den ich empfinde. "

Dieses ist der dichterische Ursprung des Vorgebirges der guten Hofnung. Der Verfasser der Lusiade, indem er es von einem Riesen herkommen läßt, dessen Ehrgeiz, und Hitze, ihn wider den Himmel empörete, und welcher unter seiner ersten Gestalt von tausend Leidenschaften beunruhiget wurde, die er auch nach seiner Verwandelung noch behielt, hat uns nicht allein einen Begrif von denen häufigen Stürmen und Ungewittern, welche sich um dies berühmte Vorgebirge spüren lassen, machen wollen, sondern seine Erdichtung faßt auch noch einen historischen Sinn in sich; und der Dichter stellet unter der Person des Riesen den Mahomet, und seine Anhänger vor, welche sich der Entdeckung und Eroberung von Indien durch die Portugiesen, mit allen Kräften widersetzet haben. Die Mohren, und Türken, waren Herren von dieser Schiffahrt, und verheimlichten ihre Kenntniß den Europäischen Völkern sorgfältig. Als sie sahen, daß ihr Geheimniß entdecket wurde, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Waffen, zur List, und zu allen nur ersinnlichen Mitteln, wodurch der Eingang zu dem Oriente konnte versperret bleiben. Solchergestalt ist der Riese in physikalischem Verstande der Feind der Schiffahrt,

wegen

wegen derer Stürme, welche die Küsten des Vorgebirges der guten Hoffnung heimsuchen. In historischem Verstande, ist es Mahomet, der sich dem Fortgange der christlichen Religion widersetzet, und die Völker von Monbaza, Mosambique, Quiloa, Sofala, und von vielen andern benachbarten Ländern dieses Cap, aufwiegelt.

Die Portugiesen, um den Tod des Almeyda, und alle, ihrer Nation unter den Hottentotten wiederfahrene Unglücksfälle, zu rächen, ließen eine Kanone an das Ufer bringen, und gaben vor, sie wollten diesen Barbarn ein Geschenk damit machen. Aber unterdessen daß diese die Kanone fortführten, feuerten sie ihre Feinde, die sie mit Cartetschen geladen hatten, los, und tödeten eine große Menge der Wilden. Diese Untreue ließ den Portugiesen nicht die geringste Hofnung übrig, in dem Lande Errichtungen zu machen.

Die Englischen Schiffer, welche durch die verschiedenen nach dem Cap unternommenen Reisen von den Vortheilen einer dergleichen Errichtung unterrichtet seyn mußten, waren nicht glücklicher. Alle Bemühungen ihrer Ostindischen Gesellschaft sind da hin-

ausgelaufen, daß sie etliche Missethäter dahin geschicket hat. Einige davon sind vor Elende gestorben; die andern haben sich aus diesem Verbannungsorte zu retten gesucht. In der folgenden Zeit, als sie dieses Land völlig aufgegeben hatte, ist ihre Wahl auf die Insel St. Helena gefallen, welche dem Cap, in Ansehung der vortheilhaften Handlung, bey weitem nicht beykommt.

Der Besitz dieses Landes war den Holländern vorbehalten. Ihre Schiffe hatten oft Erfrischungen daselbst eingenommen; sie ließen sich aber nicht eher, als in dem Mittel des vorigen Jahrhundertes einfallen, es zu erobern. Erwarten Sie nicht, Madame, in den Unternehmungen der Holländer, die Veränderungen, die Absichten, die sonderbaren Begebenheiten anzutreffen, welche den Portugiesen den Stoff zu einem epischen Gedichte gegeben haben. Ihr vornehmster Endzweck war die Handlung, folglich sind ihre Reisen auch nichts anders als Unternehmungen von Kaufleuten gewesen. Es sind Handelsleute, die von Amsterdam mit Waaren ihres Landes abgehen, auf den Küsten von Africa anlangen, und mit den Schwarzen einen Tausch machen, welche ihnen Gold, und Helfenbein dafür geben. Da

sie

sie des Preises wegen nicht allemal einig werden können, entstehen unter ihnen kleine Verdrüßlichkeiten, die zuweilen in Zänkereyen, ja wohl gar in Schlägereyen ausfallen; alles aber läuft auf etliche Fauststöße, oder Steinwürfe hinaus, nach welchen man aus einander geht, in Hofnung sich ein anderes mal gefälliger wieder zusammen zu finden.

Die ersten Reisen der **Engländer**, längst diesen Küsten, stellen Begebenheiten von einer andern Gattung vor. Es sind ebenfalls Kaufleute, welche Kupfer, Eisen, Stoffe, in die entfernten Länder führen; begegnen ihnen nun Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Türken, so fehlt es niemalen, daß sie, aus Misgunst wegen der Handlung, sich mit ihnen herumschlagen; und sie mögen gewinnen, oder verlieren, so kommen sie allemal mehr oder weniger reich nach Hause, nachdem das Kriegsglück, die Schiffahrt, oder die Willigkeit der Völker ihnen mehr oder weniger günstig gewesen ist. An denen Oertern, wo sie nicht beeinträchtiget werden, errichten sie Factoreyen. Sie machen mit den Fürsten Bündnisse, derer Gunst sie zu erwerben gewußt haben. Bald nimmt man sie als Freunde auf; bald sieht sie man als gefährliche

Feinde

Feinde an. Hier verfolget man sie; dort überhäuft man sie mit Schmeicheleyen; und wechselsweise haben sie Haß, Freundschaft, Treue, oder Betrug, von denen Völkern, wo sie ihre Handlung hin treiben, zu erfahren. Dieses ist, Madame, die Vorstellung, die Sie Sich von den meisten Unternehmungen der Engländer auf den Africanischen Küsten machen müssen.

Dieses Land hat niemals die Aufmerksamkeit der Spanier an sich gezogen: sie haben sich mit wichtigern Gegenständen in America beschäfftiget. Der Castilianische Stolz ließ sich nicht herab, Factoreyen zu errichten, oder Handlungs-Niederlagen anzulegen. Diese aufgeblasene, ja grausame Nation mußte entweder reiche Königreiche zu erobern, oder zahlreiche Nationen zu vertilgen haben; und Africa zeigte ihnen nichts, als wüste Länder, unfruchtbare Gegenden. Columbus, Pizarro Cortez, würden wenigen Stoff zu Gedichten gegeben haben, wenn sie weiter nicht als in Africa gewesen wären.

Unsere Ostindische Gesellschaft in Frankreich, war fast die einzige, welcher wegen ihres Handels nach Pondicheri, daran gelegen seyn konnte, eine Errichtung auf dem

Cap zu haben, doch da diese Gesellschaft errichtet wurde, waren die Holländer schon im Besitze davon; sie konnte also keine Unternehmung auf dem Vorgebirge der guten Hofnung, ja nicht einmal auf den ostlichen Küsten dieses Landes versuchen. Daher hat auch unsere Schiffahrt in diesem Meere nichts erhebliches aufzuweisen. Ich kenne nichts, als die tapferen Thaten des de la Case zu Madagascar, und die Bemühungen des la Bourdonnais in Isle de France, das verdient hätte, von unsern Dichtern besungen zu werden. Doch beyde kommen einem Gama, Almeyda, oder Albuquerque, noch nicht bey: bey unserem ganzen Seereisen würde man nicht viele dergleichen Namen finden.

Ein gewisser **van Riebeck**, der auf einem der Schiffe der General = Staaten als Wundarzt dienete, war der hauptsächlichste **Stifter der holländischen Colonie** auf dem Cap der guten Hofnung. Nach der Beschreibung, die er seiner Republik von der Güte des dasigen Bodens machte, rüstete sie drey Schiffe aus, um Besitz davon zu nehmen, und trug ihm die Ausführung davon auf. Allein, das Erdreich ist so außerordentlich nicht; und man kann den Ueberfluß, den man hier

hier findet, nichts zuschreiben, als der getroffenen Wahl der besten Gegenden, der Gelindigkeit des Clima, bey welcher man weder Frost noch Hagel zu befürchten hat, der guten Düngung, welche die große Menge Vieh, vornehmlich der Schaafe, sehr leicht macht, und endlich, dem neuem urbar gemachten Boden, der nicht ausgemergelt ist, den man aber doch eben so oft als in Frankreich ruhen läßt.

Van Riebeck wurde zum Statthalter der neuen Colonie ernennet. Er erkaufte von den Einwohnern einen ansehnlichen Strich Landes, und legte ein Fort an, um sich vor ihren Ueberfällen in Sicherheit zu setzen. Er machte kein förmliches Bündniß mit ihnen, sondern beschenkte sie mit einigen Stücken Eisen, und mit Glasperlen, berauschte sie in Brandweine, oder Arrak, und alles zusammen belief sich noch nicht auf tausend Gulden; doch vergaß er nicht, dem Gebrauche nach, vier tausend auf Rechnung der Republik zu setzen. Er bot einer jedem Privatperson in der neuen Colonie sechzig Acker Feld, mit Eigenthume und Erbrechte an, wenn sie nur binnen drey Jahren inden Stand kämen, ohne fernere Bey-

Beyhülfe zu leben, und zu Erhaltung der Besatzung das ihrige beyzutragen. Man gab ihnen auch Weiber, die man aus den Waysenhäusern, und aus andern Armenhäusern in Holland nahm. Endlich verwilligte man den neuen Einwohnern noch die Freyheit, nach dreyen Jahren wieder nach Europa zu kehren, mit der Erlaubniß, ihre Besitzungen zu veräussern, wenn sie sich nicht an das Clima gewöhnen könnten. Diese Bedingungen, welche man treulich erfüllete, zogen eine große Menge Anbauer nach dem Cap, und machten die Colonie in wenigen Jahren ungemein blühend. In der Folge, als die Statthalter sich auf den Fuß setzten, die Ländereyen zu verkaufen, wurde ausgemachet, daß wer eine neue Wohnung haben wollte, der Compagnie monatlich einen Thaler, ja wohl zweye, geben, und dieses Geld auf die Wohnung selbst versichern sollte. Der, welcher ein Stück Landes, oder sein Haus verkaufet, bezahlt an Lehngebühren den vierzigsten Theil des Kaufgeldes. Alle diese Besitzungen erstrecken sich um die südliche Spitze von Africa, von der Bay von Saldane, bis an die Landschaft Natal. Sie haben also gesehen, Madame, daß

die Erlangung dieser Domainen, ob sie gleich sehr weitläuftig sind, dennoch wenig gekostet haben: allein die anderen Kosten sind außerordentlich groß gewesen.

Ich bin, u. s. w.

Auf dem Cap, den 14. Febr. 1753.

Der 164. Brief.

Fortsetzung von dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die Wohnungen des Cap sind in vier nach und nach entstandene Kreise eingetheilet. Der wichtigste und älteste Kreis, worinnen die Festungen, und die Hauptstadt liegen, und welcher als der Mittelpunkt der holländischen Macht in Africa anzusehen ist, führet den Namen des Cap selbst. Die übrigen heißen, Stellenbosch, Drackenstein, und Schwellendam. Ich muß, Madame, wegen dieser fremden Namen, derer Rauhigkeit ihre Ohren verletzen wird, um Vergebung bitten. Ich will mich bemühen, sie so wenig als möglich anzuführen.

Der

Der Kreis von Cap begreift einen ziemlich weiten Umfang; und die merkwürdigſten Gegenden darinnen ſind, der Tafel-Berg, der Löwen-Wind-Tyger-und Kuh-Berg; die Bay vom Holze, und von Saldanę. Der Tafel-Berg, alſo genennet, weil ſein Gipfel vom weiten flach ſcheint, wie eine Tafel, hat mehr als drey tauſend Fuß in der Höhe. Der ganze Berg, wenn man ihn von unten betrachtet, ſcheint völlig unfruchtbar; unterdeſſen findet man einige Gärten darauf, und zwey kleine Hölzer, derer eines das Paradis genennet wird, weil man leicht dahin kommen kann; das andere aber die Hölle, wegen ſeines beſchwerlichen Zuganges. Es iſt gerade das Gegentheil von dem, was man uns prediget.

Dieſer Berg, unerachtet er ſehr ſteil iſt, läßt ſich wegen einer großen Spalte, die er in der Mitten hat, leicht erſteigen. Der Fuß, bis ohngefähr den dritten Theil der ganzen Höhe, beſteht aus ſteinigem Erdreiche, mit Pflanzen und Sträuchern bewachſen; das übrige iſt ein bloſer Haufen Steine. Die Spalte iſt ſehr tief, und funfzig bis ſechzig Schritte breit, wird aber ſchmäler, je mehr man nach dem Gipfel kommt, wo ſie nicht über acht oder zehn Schritte hat. Oben auf dem Berge findet man

große Plätze, mit Grase bewachsen, und durch Felsen von einander abgesondert, derer einige flach sind, und senkrecht stehen, andere dachförmig, und wagerecht liegen. Auf der Fläche des Gipfels giebt es ziemlich hohe Schichten Steine, welche man von der Stadt Cap nicht sieht. In den Löchern der Felsen findet man Wasser, und an dem östlichen Theile des Berges einen starken Quell, woraus ein ansehnlicher Bach strömet. Die Aussicht erstrecket sich weit auf alle Seiten; und gegen Süden sieht man nichts als Meer.

Unten am Fuße des Berges wird man zu gewissen Zeiten eine weiße Wolke auf dem Gipfel gewahr, welche einen Süd-Ost-Wind anzeiget, der wegen seiner Heftigkeit sehr gefürchtet wird. Wenn die Matrosen diese Wolke sehen, sagen sie zu einander: „Brüder, das Tischtuch liegt auf der Tafel.“ Dieß will so viel sagen, daß sie ihre Anstalten wider ein Ungewitter machen müssen. Man sieht diese Wolke hernach längst dem Berge gerade herunter fallen; und endlich zertheilt sie sich im Fallen, so daß, wenn sie zwey Drittel von der ganzen Höhe herabgesunken ist, man sie nicht mehr sieht.

Ich

Ich habe mich bey diesem Berge ein wenig lange aufgehalten; er ist es aber, den Camoens zu seinem **Riesen** gewählet hat. Der **Löwen-Berg** ist von diesem nur durch eine kleine Vertiefung, und durch einen hohlen Weg abgesondert. Selbiger soll seinen Namen von der Menge Löwen bekommen haben, welche sich ehedem daselbst aufgehalten haben, oder vielleicht von seiner Gestalt selbst, die von der Seeseite einem liegenden Löwen gleichet, der den Kopf in die Höhe hält, als ob er auf Beute lauerte. Dieser Kopf ist so steil, daß, um hinauf zu kommen, man einen Theil des Weges mit Strickleitern ersteigen muß. Von seiner Höhe entdecket man, auf zwölf Stunden weit, das kleinste Schiff in der See. So bald nun ein Schiff sich blicken läßt, giebt ein Mann, der auf diesem Berge Wache steht, durch einen Kanonenschuß, und indem er die Fahne der Compagnie aufstecket, der Festung Nachricht. Er thut so viel Schüsse, als er Schiffe sieht. Eben dergleichen Zeichen giebt man auf der Insel **Robin**, die etliche Stunden von der Stadt Cap an dem Eingange des Havens liegt.

Der **Wind-Berg**, welchen die Seeleute auch den **Teufels-Berg** nennen, hat

vermuthlich seinen Namen von der Heftigkeit derer Winde, die daher kommen. Er ist von keinem so großen Umfange, und hat weniger Höhe, als der Tafel- und Löwen-Berg, macht aber mit ihnen einen halben Zirkel aus, der ein schönes Thal umgiebt. Uebrigens ist dieser Berg von dem Tafel-Berge fast gar nicht unterschieden; es ist völlig der nämliche; nur eine kleine Tiefe machet die Absonderung. Diese drey Berge, der Löwen-Berg, der Tafel-Berg, und der Teufels-Berg, bestehen aus Schichten Felsen, die augenscheinlich wagerecht liegen. Unten ist ein großer Umfang, mit vielen unordentlich hingeworfenen Steinen, welche man für Stücken hält, die von dem nördlichen Theile des Berges herunter gestürzet sind. In der That ist es nicht lange, daß ein sehr großer Felsen mit einem entsetzlichen Geprassele herabfiel, und eine erstaunende Menge Steine in das Thal, wo die Stadt Cap liegt, hinwurf.

Diese **Stadt** begreift in ihrem weitläuftigen, und regulären Bezirke verschiedene schöne Gassen, und eine große Menge Häuser, mit Höfen und Gärten. Die meisten **Gebäude** sind steinern, und haben nur ein Stockwerk, um der Gewalt der Winde weniger ausgesetzet zu seyn.

seyn. Die Dächer sind weder mit Ziegeln, noch Strohe gedecket, sondern mit starkem Rohre, das ohngefähr so dick ist, wie das, welches in unsern Sümpfen wächst; und zuweilen sind sie mit zweyen Schichten Steinen und Kalche beleget. Eine gewisse **Einförmigkeit** herrschet hier, wie in allen holländischen Städten, und hat nichts besonders, um es in eine Beschreibung zu setzen. Die **Kirche**, von Steinen gebauet, ist ganz schlecht, aber reinlich, und von schöner Verhältniß. Das **Hospital** steht gegen über, und kann fünf bis sechs hundert Kranke fassen. Der **Garten** der Compagnie ist nicht weit von der Stadt gelegen. Ehedem war er mit seltenen Gewächsen versehen, und viel schöner, als itzt. Es ist ein weitläufiger Küchengarten, in vier und vierzig Quartiere eingetheilet, und mit einer hohen Hecke eingefasset. Man sieht fast nichts darinnen, als Obstbäume, und Küchengewächse. Die **Festung**, welche die Stadt und das ganze Thal bestreicht, heißt die gute Hofnung. Sie ist von großem Umfange, und wohl vertheidiget. Der Statthalter, und die Officiere der Compagnie wohnen darinnen, und der Staat unterhält eine starke Besatzung. Ein Bach, der von dem Tafelberge kommt, an dessen Fuße

er eine Mühle treibt, wird durch Canäle bis auf die Esplanade, welche zwischen der Stadt und Festung liegt, geleitet, und versieht beyde Plätze mit Wasser.

In dem Thale des Tafelberges ist es, wo man die schönsten Pflanzörter findet. Unter anderen nimmt sich derjenige besonders aus, welcher wegen seiner Fruchtbarkeit den Namen von Brod und Wein führet. Daselbst sieht man auch die berühmte Brauerey eines Holländers, welchen die Compagnie mit seiner ganzen Familie nach dem Cap schickte, um die Brauart einzuführen, die zu Deventer gebräuchlich ist. In eben dieser Gegend ist auch das Landhaus Constantia befindlich, welches der Statthalter van der Elst seiner Frau zu Ehren, und unter Beylegung ihres Namens, hat erbauen lassen, unerachtet er sie niemals zu der Gefälligkeit hat bringen können, ihn nach Afrika zu begleiten. Endlich, steht hinter dem Tafelberge ein sehr großes Gebäude, welches ehedem einen Stall für hundert und funfzig Pferde abgegeben hat, seitdem aber zu einem Gefängniß für Missethäter gemacht worden ist, welche aus Batavia, oder aus anderen holländischen Besitzungen in Indien dahin verbannet werden. Diese Gefangenen müssen

sich

sich ihren Unterhalt durch ihre Arbeit verschaffen; und wenn die Zeit ihrer Verbannung verflossen ist, werden sie auf einem Compagnieschiffe wieder nach Indien geschicket. Man hat Indianische Prinzen von dem Statthalter von Batavia auf fünf Jahre dahin verbannet gesehen.

Der **Tyger-Berg** hat seinen Namen von der Mannichfaltigkeit seiner Farben, welche der Haut dieses Thieres gleichen, und wird als die allerfruchtbareste Gegend in diesem Bezirke angesehen. Man rechnet daselbst mehr als zwanzig vollkommen angebauete Pflanzörter. Ein Coloniste, der für einen wohlhabenden Mann gehalten seyn will, muß wenigstens tausend, oder zwölfhundert Schaafe, und fünf oder sechshundert Stücken Rindvieh haben. Verschiedene haben so gar vier und fünfmal so viel.

Die **Bay vom Holze**, deswegen so genennet, weil ein Wald ihr Ufer umgiebt, liefert den Einwohnern Brenn- und Bau-Holz, welches beydes in diesem Lande selten ist. Die **Bay von Saldana** hat ihren Namen von Anton Saldana, einem Portugiesischen Officiere, erhalten, welcher im sechszehnten Jahrhunderte zum erstenmale dahin gekommen ist. Sie dienet zu einem Erfrischungsorte, wo die

Europäischen Schiffe einzulaufen pflegten, ehe die Holländer sich auf dem Cap niedergelassen hatten. Die Franzosen richteten daselbst eine Säule mit ihres Königes Wappen auf, und erbaueten ein kleines Fort, das sie nachher verlassen haben.

Sie erwarten, Madame, ohnfehlbar nicht, daß ich alle übrige in den Bezirken der Colonie gelegene Oerter umständlich beschreibe. Ich habe Ihnen versprochen, über die meisten holländischen Namen, an welche ein französisches Ohr sich so schwerlich gewöhnet, leicht hin zu gehen. Ich will also nur erwähnen, daß diese ganze äusserste Spitze von Africa, welche sich auf dem Vorgebirge der guten Hofnung endiget, mit sandigen Ebenen, mit Holze, hohen Bergen, Thälern, Bächen, und Flüssen, abwechselt. Die sandigen Gegenden sind gefährlich zu durchreisen; denn es ist Triebsand, den die Winde auf Haufen wehen, und zerstreuen. Es werden dadurch die Dornen und Sträucher verdecket, so daß wer da hinein tritt, sich die Beine zerreißt, man müßte denn die Vorsicht brauchen, kleine Stiefeln, oder lederne Gamaschen anzuziehen. Das sicherste ist, nicht dahin zu kommen. Eine andere, noch gefährlichere Beschwerlichkeit dieses Sandes

des iſt, daß er voller Schlangen, und giftigen Ungeziefers ſteckt, derer Stiche tödlich ſind. Die Sclaven, und die Hottentotten, weil ſie barfuß gehen, haben allezeit kleine weiße Zwiebeln bey ſich, derer Saft, auf die Wunde geleget, den Gift in dem Augenblicke auszieht. Die Gärten, und Hölzer, ſind auch mit vielerley Gattungen von Schlangen geplaget; und man thut nicht wohl, zu gewiſſen Stunden darinnen ſpatzieren zu gehen.

Vor einigen Tagen ſchlug mir der Abt de la Caille vor, ihn nach Drakenſtein zu einem Freunde, der ihm alle Bequemlichkeiten zu ſeiner aſtronomiſchen Arbeit verſchafft, zu begleiten. Drakenſtein iſt ein ſehr langes Thal, auf beyden Seiten mit einer großen Menge Wohnungen beſetzet, wo man ſich hauptſächlich auf den Weinbau legt. Die Wohnungen werden alle von Bächen bewäſſert, die von den Bergen herab kommen, und in einen durch das Thal fließenden Strom fallen. Der Statthalter vom Cap, Simon van der Elſt, legte dieſe Colonie an, und gab ihr aus Erkenntlichkeit den Namen, den ſie führet, für die Dienſte, welche der Baron van Rheeden, Erbherr von Drakenſtein, ihm bey der Compagnie geleiſtet hatte. Er beſetzte ſie vornehmlich mit fran-

zösischen Protestanten, derer Nachkommen heutiges Tages den zahlreichsten Theil dieses Bezirkes ausmachen. Anfänglich behielten sie die Sprache ihres Vaterlandes, und lehreten sie ihren Kindern; diese aber haben sie vernachläßiget, so daß itzt nur die aller ältesten Leute noch Französisch reden; und in zwanzig Jahren ist hier niemand mehr, der es kann. Sonderbar ist es, daß dieser Bezirk weder Dörfer, noch öffentliche Gebäude hat, eine Kirche ausgenommen, die man eher für eine Scheune, als für einen Tempel hielte. Auch der Magistrat hat nicht einmal einen Versammlungssaal, sondern er muß sich nach Stellenbosch begeben, um seine Sitzungen zu halten.

Unter den Bergen im Lande ist einer, den man den Piquet-Berg nennet. Man sagt, er habe diesen Namen von der heftigen Neigung bekommen, welche die ersten Einwohner für dieses Spiel sollen gehabt, und sich, vom Morgen bis auf den Abend, am Fuße dieses Berges damit beschäftigt haben. Ein anderer etwas höherer Berg, diente dem Herrn Abte de la Caille zu seinen astronomischen Beobachtungen, wobey ich gegenwärtig zu seyn, die Erlaubniß hatte. Wir waren zweyer Wagen dazu benöthiget; einen mit

sechs

ſechs Pferden beſpannet, um unſere Vorräthe und Betten fortzubringen; den andern von zehn Ochſen gezogen, worauf die Inſtrumente lagen. Man hatte uns acht Sclaven mitgegeben, um theils bey den Wagen zu ſeyn, theils den Quadranten auf den Berg zu tragen. Der Ort, wo wir ſchliefen, war ein Platz von ſieben Fuß in der Länge, und von ſechſen breit, und da, wo der Quadrant ſtund, durch ein leinenes Tuch abgeſondert, welches eine Art von Verſchlage vorſtellete. Wir hatten die zwey Matrazzen meines Feldbettes neben einander auf zwey halb voll geſtopfte Strohſäcke dahin geleget. Ein wenig weiter von dieſem Platze, war ein anderer kleinerer, wo die Sclaven ſchliefen. Auf dieſer traurigen Sternwarte, wo wir nichts als eine bloße Leinwand hatten, uns vor dem Thaue zu bedecken, blieben wir etliche Tage. Aber, was für einen vortreflichen Schauplatz zeigte uns der Himmel! Wir ſahen mehr als zehn tauſend Sterne, die man in Europa nicht ſehen kann.

Unſer Sternſeher hatte die Gewogenheit, die Augenblicke, welche er nicht auf ſeine Arbeit verwendete, mir zu ſchenken, und meine Fragen, die ich ihm wegen der bürgerlichen, und öconomiſchen Lebensart der Leute des Cap, wegen

wegen des Clima, der Jahreszeiten, der Thiere, Pflanzen, und anderen Landeserzeugungen, wegen der Sitten, Gebräuche und Lebensart der Hottentotten, that, zu beantworten. „Es ist mir lieb, sagte er zu mir, daß Sie mich zuweilen von den luftigen Gegenden abziehen, und zurück auf die Erde bringen, für welche ich, die Wahrheit zu sagen, eben so viel Neigung spüre, als für den Himmel. Ich kann diesen Dienst nicht besser belohnen, als daß ich Ihnen über die meisten Puncte, welche Ihre Wißbegierde betreffen, meine Anmerkungen mittheile."

„Ich fange bey der Regirungsforme der Holländer auf dem Vorgebirge der guten Hofnung an. Diese besteht in acht Tribunalen, derer jedes seine besondere Besorgung hat. Das erste, welches man den hohen Rath nennet, hat die allgemeine Aufsicht über die Handlung und Schiffahrt. Mit unumschränkter Gewalt giebt es Gesetze, und hat das Recht, Krieg und Frieden mit seinen Nachbarn zu schließen. Acht Mitglieder, unter dem Vorsitze des Statthalters, welcher zwey Stimmen bey den Berathschlagungen hat, machen dieses Tribunal aus. Sie versammeln sich des Dienstags, früh um neun Uhr, in der Festung,

und

und halten ihre Sitzungen bis zu Mittage. Das zweyte Gericht heißt das **Justiz-Collegium**, und entſcheidet alle civil- und peinliche Proceſſe; man kann aber wider ſeine Urthel nach Batavia, oder nach Holland appelliren, wenn man die Summe von hundert Gulden niederleget, welche verloren iſt, und dem Gegentheile zuerkennt wird, im Falle es bey dem Urthel bleibet. Dieſes Tribunal beſteht aus eben denen Perſonen, die im hohen Rathe ſitzen, und aus den drey regirenden Bürgermeiſtern der Stadt Cap. Zänkereyen, und Beleidigungen, die nicht peinlich ſind, ſo wie Schulden, welche nicht die Summe von drey hundert Gulden überſchreiten, werden vor einem Untergerichte abgethan, welches aus Bürgern, und einigen Compagniebedienten beſteht, die einen von den Beyſitzern des hohen Rathes zum Präſidenten haben. Der **Gerichtshof für Heurathen** iſt ein Collegium, wo Eheſachen entſchieden werden; und die **Weyſen-Kammer** iſt ein eben dergleichen Gericht, wo denen Minderjährigen, welche keine Aeltern auf dem Cap haben, Vormünder geſetzet werden. Der **geiſtliche Rath** iſt errichtet worden, um die Verwaltung der Pfarrkirchen zu beſorgen. Man unterſuchet daſelbſt auch das öf-

fent-

fentliche Allmosen, welches so klüglich eingerichtet ist, und so reichlich gegeben wird, daß man keinen einzigen Bettler im ganzen Lande antrift. Das siebende Tribunal wird der Rath des allgemeinen Wesens genennet; und seine Besorgung besteht hauptsächlich, die von dem hohen Rathe auferlegten Abgaben einzuheben. Endlich hat man noch ein Tribunal für das Kriegswesen, wo alles beschlossen wird, was die Uebung in den Waffen, die Besetzung der Wachen, und überhaupt alles zum Kriege gehörige, betrift.“

„Außer den obrigkeitlichen Personen dieser verschiedenen Gerichtshöfe, unterhält die Compagnie noch eine große Anzahl Ober- und Unter-Bediente, derer Gehalt jährlich auf viermal hundert tausend Gulden steigt. Zu Bestreitung dieser Unkosten hebt sie den Zehnden von allen liegenden Gründen, wozu noch kommen die Anlagen auf Wein, Brandwein, Tabak, Bier, und die Nutzungen der Domainengüter, derer Eigenthum sie sich vorbehalten hat. Denen neuen Colonisten, die sich im Lande niederlassen, verwilliget sie noch heutiges Tages die nämlichen Vortheile, die sie ihnen ehedem einräumete: sie liefert ihnen nicht nur das benöthigte Werk-

zeug,

zeug, die Sclaven, und andere Nothwendigkeiten auf Credit, sondern sie hat auch Nachsicht, wenn die Ländereyen wenig ertragen, ihnen die Abgabe des Zehnden zu erlassen, bis sie in den Stand kommen, solche zu erlegen. Werden die Gebäude durch Feuer, oder andere Unglücksfälle verwüstet, so schießt sie die Materialien und Arbeitsleute vor, um solche wieder aufzubauen. Mit eben solcher Gelindigkeit geht sie mit der Nation der Hottentotten um, und erwirbt sich durch ihre sanfte und kluge Regirung eben so viel Ansehen, als durch die Macht ihrer Waffen. Daher suchen auch diese Barbarn ihre Freundschaft und Bündniß mit großer Begierde; sie schicken alle Jahre Abgeordnete mit Geschenken ab, und nehmen den Statthalter der Colonie, welchen sie als den König im Lande ansehen, zum Schiedsrichter bey den meisten ihrer Streitigkeiten."

„Unerachtet der weisen Einrichtung, welche die holländische Compagnie auf dem Vorgebirge der guten Hofnung veranstaltet hat, meynen die Einwohner doch, Ursache zu haben, sich über die Regirung zu beschweren. Ich habe sie oftmals klagen gehöret, daß die Compagnie ihnen nicht verstatte, ihr Getreide an Fremde zu verkaufen, oder Schiffe auszurüsten, um

auf

auf der Küste mit den Nachbarn zu handeln, insonderheit aber, daß sie kein Bau- und Tischer-Holz holen dürften. Ferner sind sie unwillig, daß der Zins von dem Gelde, das sie zu ihren Bedürnissen erborgen, auf sechs vom hunderte, auch bey der größten Sicherheit, gesetzet sey; und, da die Kosten beym Borgen, wegen des Stempelpapieres, und der gerichtlichen Abgaben, sich hoch belaufen, derjenige, der ausleihet, dennoch berechtiget sey, nach vorhergegangener drey monatlichen Aufkündigung, sein Geld so gleich wieder zu fordern. Sie sind mißvergnügt, daß, da zwey Drittel der Einwohner Lutheraner sind, man diesen nicht verstatten wolle, Priester von ihrer Religion zu haben, ob sie sich schon anerbieten, sie auf ihre Kosten zu erhalten. Endlich führen sie noch Klage, daß man die aus Batavia verbanneten Chineser, welche blos von der Dieberey der Sclaven leben, indem sie dergleichen Diebstähle einhandeln, und wieder verkaufen, hier dulde."

„Die **Sclaven** vom Cap sind ein Gemenge von Heyden, Mahometanern, und etlichen Christen. Die Holländer tragen keine Sorge für ihre Unterweisung, und reden niemals mit ihnen von Religion. Daher sind

sie

ſie auch allen Laſtern ergeben. Die Mägdgen, nachdem ſie in ihrer erſten Jugend von den Weißen ſind gebrauchet worden, überlaſſen ſich zuletzt dem erſten, der ihnen vorkommt, und bieten ſich den Mannsperſonen öffentlich auf den Gaſſen an; eben ſo wie die von Paris zu thun pflegen, welche aber Religion haben wollen. Aus dieſer Unordnung entſtehen öfters Zänkereyen, ja Mordthaten; und ſolches mit der Menge Wein, Brandwein, und Arrack, zuſammen genommen, macht, daß wenige Wirthshäuſer ſind, wo es nicht alle Tage Lärmen giebt.“

„Die guten Cap-Weine, ich rede von denen beſten, welche die Köſtlichkeit der europäiſchen Tafeln ausmachen, kommen von dem berühmten Weinberge von Conſtanz. Sie müſſen treflich verfälſchet werden; denn es ſind in dieſem berühmten Cantone nur zwey Wohnungen, wo er wächſt; und dieſe geben, ein Jahr in das andere gerechnet, nicht mehr als zwey hundert und funfzig, bis drey hundert Fäſſer. Aber Dank ſey es der Geſchicklichkeit unſerer europäiſchen Kaufleute, welche Cap-Wein, ſo wie Tockäyer, zu verfertigen wiſſen, und Mittel finden, ihn zu verſchaffen, ohne ihn aus Africa kommen zu laſſen. Sie nehmen

die Hefen von diesem Weine, oder die Haut, welche sich darüber setzet, und thun sie unter Champagne- und Malaga-Wein; und diese Vermischung macht den Cap-Wein, den man auf den meisten Tafeln von Paris sieht. In diesem Verstande läßt unser comischer Dancourt einen Gastwirth auf der Bühne auftreten, der nach Sürene geht, um Champagne-Wein einzukaufen. In Hamburg verfertiget man alle Arten von Weine für Deutschland, Schweden, Dänemark, Rußland. In London macht man französische Weine. In Rochelle, habe ich sagen gehöret, mache man die spanischen Weine."

„Man glaubt, die ersten Weinstöcke auf dem Vorgebirge der guten Hofnung seyn aus Persien gekommen, andere sagen, aus Languedoc, und noch andere vom Rheine. Es verstrich eine geraume Zeit, ehe man ihrer genug aufziehen konnte, um Weinberge anzulegen; jetzt aber sind sie in so großer Menge vorhanden, daß jede Wohnung einen eigenen Weinberg hat. Aus Furcht vor den Süd-Winden, läßt man die Stöcke nicht höher als drey Fuß wachsen. Sie haben auch viel von den Heuschrecken, und Würmern auszustehen; dem unerachtet sind sie schon im dritten Jahre ergiebiger, als die Burgunder, und Champagner,

im fünften. Der Wein wird auch zeitiger reif: die Weinlese geht im Februar, oder, auf das späteste, im Monate März an.“

„Diese Weine sind von Natur stark und feurig; mit der Zeit aber werden sie gelinde; und sie würden endlich dem besten Canarien-Weine gleich seyn, wenn man die rechte Weise wüßte, sie zu erhalten. Mit dem vielen Schwefel machet man sie scharf, und unangenehm. Der General Imhof hatte einen Menschen von Frankfurt kommen lassen, den er geschickt genug glaubte, die gehörigen Untersuchungen zur Erhaltung des Cap-Weines anzustellen; dieser Deutsche aber wußte keine andere Zurichtung, als die, welche man dem Rhein-Weine giebt; und nachdem er fünf Jahre auf Kosten der Bürgerschaft daselbst zugebracht hatte, fand er eine reiche Wittwe, die er heurathete, und legte ein Wirthshaus an, wo er sich zu seinen Weinen keiner andern Mittel, als der im Lande üblichen, bediente. Man pflanzet hier die Weinberge in die Gründe, und säet das Getreide auf die Höhen.“

„Die **Küchengewächse** sind auf dem Cap eben so gut, und die meisten viel besser, als in Frankreich. Doch nehme ich den Spargel aus, der nicht viel besser ist, als den man

in Paris in den Kellern aufzieht. Im Gegentheile sind die Rüben, so gar roh zu essen, vortreflich; und alle Arten von Kraute übertreffen die unserigen an Größe und Geschmacke. In Ansehung des Obstes, finde ich nur die Pfirschen und Abricosen so gut, wie in Europa. Nicht eine Pflaume ißt man mit Vergnügen; keinen Apfel, der leidlich wäre, ausgenommen die Reinette, und Calville; keine gute Birne, es wäre denn die Bergamotte. Die Feigen sind mittelmäßig; die Orangen geringer, als die Portugiesischen. Erdbeeren, und Weintrauben geben denen in andern Ländern nichts nach. Wenige Kirschen hat man, und fast gar keine Johannisbeeren: desto mehr welsche Nüsse; man ißt sie aber nicht, wenn sie noch zart und weich sind, (en cerneaux,) und sie werden gar bald rar. Die Melonen sind nur das erste und zweyte Jahr, wenn man die Kerne hat aus Europa kommen lassen, gut. Alles Obst, und Gartengewächse, sind nach dem Cap von den Holländern gebracht worden; und man findet hier nichts eigenes, als etliche ziemlich angenehme Zwiebelgewächse, Feigen, und Weintrauben, die man sich nicht die Mühe giebt zu bauen."

„Die

„Die **Einkünfte** der **Einwohner** dieser Colonie, da sie auf dem Lande wohnen, besteht fast in nichts, als in dem Verkaufe ihres **Viehes**, und in der **Butter** von ihren Kühen. Von der gesalzenen Butter gilt das Pfund gemeiniglich zwölf Sols, (4 Groschen) die frische Butter hingegen ist viel theuerer; ich habe sie bis zwey und dreyßig Sols bezahlen sehen. Man sollte nicht glauben, daß in einem Lande, wo das Rindvieh der größte Reichthum ist, Butter und Milch so theuer wären. Wahr ist es, die hiesigen Kühe, die nicht so geduldig sind, wie in Europa, sind beschwerlich zu melken, geben auch ungleich weniger Milch. Ich habe etliche Tage in einer Wohnung zugebracht, wo mehr als zweyhundert Stück Vieh waren, und dennoch mußte man alle Morgen, eine halbe Stunde weit, nach Rohme zum Caffé, schicken. Man machet wenig **Käse**, und er ist nicht gut. Die Einwohner sind gewohnet, ihre gesalzene Butter zu essen, und holländischen Käse darauf zu legen, der ihr den übeln Geschmack benimmt, oder verringert. Den Kindern giebt man Suppe, und selten Mus.“

„In den meisten Wohnungen zieht man eine große Menge **Pferde** auf, die das ganze Jahr auf der Weyde gehen, und sonst nicht ge-

brauchet werden, als das Getreide nach der Aernde auszutreten, oder nach dem Einsäen zu eggen. Niemand hat noch versuchet, ihnen Lasten aufzulegen. Man ist gewohnet, alles auf Wagen zu laden, die mit vier, sechs, und acht Ochsen bespannet werden. Die Pferde, zum Reiten, werden sehr theuer verkaufet: man bekommt sie nicht leicht unter fünf bis sechs hundert Livres: ihre Stärke und Höhe bestimmen den Preis. Die übrigen sind sehr wohlfeil. Eine große Beschwerlichkeit für Leute, welche ausser der hohen Landstraße reiten, ist, daß die Maulwürfe lange unterirrdische Gänge in dem Sande machen. Das Pferd tritt also aller Augenblicke bis an die Knie hinein; und ist man zu Fuße, so geschiehet solches ebenfalls. Diese Maulwürfe sind sechsmal so groß, als die in Frankreich. Um mit Annehmlichkeit in denen vom Cap in etwas abgelegenen Gegenden zu reisen, muß man einen guten Vorrath von Weine bey sich haben, und ihn in den Wohnungen nicht sparen; auf solche Art ist man überall willkommen. Es fehlt alsdenn weder an Pferden, noch Wagen, Ochsen, Wegweisern, u. d. Ohne Wein aber wird man schlecht bewirthet, und bekommt kein freundliches Gesicht.“

„Bey dem beſten Weitzen von der Welt haben die meiſten Einwohner auf dem Lande ſchlechtes Brod, weil es ihnen an guten Mühlen fehlet. Sie mahlen das Getreide nur halb, und nehmen die Kleien vom Mehle nicht genug ab. Eine eben ſo große Nachläßigkeit beweiſen ſie beym Brodbacken. Das Brod iſt ſchwarz, ſchwer, ſchliffig; und in manchen Gegenden könnte man die Körner, daraus es beſteht, und die von der Mühle nicht ſind zermalmet worden, zählen. Das Bier, aus Faulheit, oder Unwiſſenheit, iſt noch ſchlechter, als das Brod. Die Reichen laſſen es aus Holland kommen, und die Bouteille koſtet ihnen funfzehn bis ſechszehn Sols. Bey großen Gaſtgeboten iſt der Gebrauch, nach den zwey oder drey erſten Gläſern Wein, Bier zu geben.“

„Unerachtet man friſches Fleiſch, und Fiſche, im Ueberfluſſe hat, ſo eſſen die hieſigen Leute doch faſt nichts als eingeſalzenes Fleiſch. Inſonderheit iſt getrockneter Fiſch, auf dem Roſte ein wenig gebraten, mit vielem Pfeffer beſtreuet, und Brod in warmes Waſſer getunket, ein herrliches Gaſtmahl für ſie. Die Damen lieben auch die eingeſalzenen, und in Eßig gelegten Gartengewächſe ſehr. Ich bin bey verſchiedenen Ceremoniengaſtgeboten gewe-

sen, wo die vornehmsten Schüsseln aus hartem, und gelbem Stockfische, aus europäischem halb verfaultem Schinken, und aus recht altem riechendem Specke, bestunden. Man rührte kein frisches Fleisch an; diese Schüsseln waren nur da, um die Anzahl zu vermehren. Die schönsten Geschenke, welche die aufm Cap ankommenden Schiffscapitaine dem Statthalter machen können, sind Stücken Rindfleisch, die in Europa eingesalzen worden sind, und zur Beköstigung der Schiffsleute bestimmt waren. Je schwärzer dieses Fleisch ist, desto besser schmeckt es diesen guten Leuten."

„Das gewöhnlichste **Wildpret** in dieser Colonie sind Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Stachelschweine, und verschiedene Gattungen von Haasen. Man ißt auch Murmelthiere, derer die Gebirge voll sind. Ueberhaupt aber ist das Wildpret, die Rehe ausgenommen, hier nicht gut. Die Hirsche unterscheiden sich von den unserigen, durch die Geweihe, welche kurz, und ohne Enden, und nach dem Rücken zu, gebogen sind. Von Strausen, Phasanen, Rebhünern, Wachteln, giebt es hier eine große Menge; sie taugen aber nichts, und sind höchstens gut, in den Topf zu stecken. Die wilden Tauben, die Pfaue, Gänse, Enten, sind

besser

besser gebraten. Kaum findet man drey oder viererley Arten Fische, die man essen kann.“

„Ich habe zahm gemachte Strause gesehen, worauf die Schwarzen wie auf Pferden ritten. So bald sie die Last des Reiters fühlten, fiengen sie an, aus Leibes Kräften zu laufen, und machten den Weg etlichemal um die Wohnung, ohne daß es möglich war, sie anders aufzuhalten, als man mußte ihnen den Weg versperren. Die Last von zwey Personen ist für ihre Stärke nicht zu viel; und treibt man sie an, so strecken sie die Flügel aus, als wollten sie in die Höhe fliegen, und laufen so geschwind, daß man glauben sollte, sie berührten nicht die Erde. Ich bin überzeuget, sie würden die flüchtigsten englischen Pferde hinter sich lassen; sie hielten vielleicht das Laufen nicht so lange aus, aber sicherlich würden sie geschwinder seyn. Man sieht hieraus, von was für Nutzen dieses Thier seyn könnte, wenn man Mittel ausfündig machte, es zahm zu machen, und abzurichten, wie die Pferde.“

„In der Gegend um das Cap giebt es keinerley Art von Papageyen, wohl aber in den Gebirgen Affen. Diese lassen niemanden an sich kommen; merken sie aber jemanden, so fangen sie alle zusammen ein Geschrey an, das eine oder

zwey Minuten dauert; hernach sieht und höret man von ihnen weiter nichts, unerachtet das ganze Gebirge davon voll ist. Auf dem flachen Lande, und außer ihren Felsenklüften, trift man sie selten an. Doch kommen sie zuweilen, die Gärten zu plündern; alsdenn stellen sie Schildwachen aus, und werfen die Früchte einander zu, um der Gefahr nicht zu sehr ausgesetzet zu seyn. Sie sind so groß, daß wenn sie auf ihren Hinterläuften stehen, sie einem Menschen in das Gesicht reichen können. Die Einwohner auf dem Lande, haben sie zuweilen an einer Kette liegen, lassen sie aber niemals los. Wirft man ihnen Brod, Obst, oder andere Gartenfrüchte vor, so fangen sie solches mit ausserordentlicher Geschicklichkeit; und wenn sie es mit den Pfoten zerquetschet, und mit den Zähnen aus dem gröbsten zermalmet haben, stecken sie es zwischen die Backen und Kinnladen. Haben sie nun aufgelesen, was sie gekonnt, so kauen sie hernach ganz gelassen, und stückweise, was sie gesammelt haben. Um das Essen aus den Backen hervorzukriegen, drücken sie solche mit den Pfoten, oder stemmen den Backen wider die Achsel."

„Die wilden Thiere, als Löwen, Tyger, Elendthiere, wilde Esel, Elephanten, halten

halten ſich von dem Cap weit entfernet. In dem ganzen, von der holländiſchen Colonie bewohnten Umfange, findet man heutiges Tages nicht leicht etwas anders, als Wildpret. Zuweilen, in den Monaten December, und January, trift man an den Flüſſen Elephanten an; aber ein Löwe, der ſich in dieſer Gegend ſehen ließe, würde einen allgemeinen Aufruhr veranlaſſen. Die, welche ſich in den entlegenern Landſchaften aufhalten, fallen niemanden an, und nehmen bey der Anſicht eines Menſchen die Flucht, nur muß man ihnen nicht jähling auf den Hals kommen. Um dergleichen Zufall zu vermeiden, halten die Reiſenden inne, wenn ſie an das Ufer eines Fluſſes, als dem gewöhnlichen Aufenthalte dieſer Thiere, kommen, und klatſchen mit der Peitſche, oder thun etliche Schüſſe. Iſt nun ein Löwe, Tyger, oder Elephant, in der Gegend, der etwa eingeſchlafen wäre, ſo wacht er auf, und eilet davon.“

„Die **allerſchädlichſten Thiere** ſind die Wölfe, die wilden Hunde, und die Füchſe. Wenn ein Wolf in Schaaf-Horden zu kommen Gelegenheit findet, ſo dringen ſich die Schaafe aus Furcht in eine Ecke, und ſteigen über einander, dergeſtalt, daß der Wolf, an ſtatt ein Schaaf zu holen, dreyßig und vierzig erwürgen

gen kann. Die wilden Hunde thun nur bey Tage Schaden. Wenn sie eine Heerde finden, wo der Schäfer nicht gegenwärtig ist, oder sie nicht gewahr wird, so fallen sie auf diese schüchterne Thiere, und erwürgen ihrer in weniger als einer Minute eine große Menge. Die Füchse fallen nicht leicht etwas anders an, als Lämmer; der Löwe aber geht hauptsächlich auf Ochsen, und Pferde los. Er pflegt zwischen den Sträuchern auf der Erde hin zu kriechen, und nähert sich seiner Beute ganz sacht, bis er sie erreichen kann, alsdenn schlägt er sie mit der Klaue nieder, und trägt sie auf den Rücken davon, ohne etwas auf der Erde schleppen zu lassen."

"Die Holländer auf dem Cap heißen feuchte und trockene Witterung, was wir Winter und Sommer nennen. Sie kennen keine anderen Jahreszeiten; auch kann man sagen, daß sie keinen Winter haben: denn außerdem daß es niemals so kalt ist, daß man sich wärmen dürfte, so bringt man oft sechs, sieben, und acht Tage nach einander, ohne Regen, ohne Wind, ohne beschwerliche Hitze zu, so wie wir, unsere schönsten Tage des Septembers in Frankreich. Wahr ist es, man hat auch sehr oft Regen, Wind, und Nebel; dieses böse

Wetter

Wetter aber wird durch das darauf folgende gute reichlich ersetzet: da hingegen im Sommer, entweder heftige, und kalte Winde wehen, derwegen man sich zu Hause eingeschlossen halten muß, oder die Hitze ist so groß, daß man ersticken möchte. Der Winter ist auf dem Cap nicht beschwerlich, als für die Reisenden, weil die Flüsse austreten. Selten frieret es; und das Eis ist niemals mehr als zwey oder drey Linien dick. Kurz, die Luft wird nicht leicht kälter, als bey uns im Herbste. Von keinem Gewitter höret man etwas, als bey Veränderung der Jahreszeiten, in den Monaten März, und September; und auch alsdenn sind sie weder heftig, noch gefährlich."

Sie werden mich fragen, Madame, ob der Abt de la Caille mir nicht auch etwas von dem, was meine Neubegierde am meisten hätte rege machen sollen, gesaget habe, das heißt, von den Hottentotten? Und allerdings sind selbige öfters der Gegenstand unserer Unterredung gewesen. Was er mir aber von dieser Nation erzählet hat, habe ich für den folgenden Brief aufbehalten.

Ich bin, u. s. w.

Auf dem Vorgebirge der guten Hofnung,
den 2 März, 1753.

Der

Der 165 Brief.

Fortsetzung von dem Vorgebirge der guten Hofnung.

„Die Lebensart der **Hottentotten**, sagte unser Akademiker, ist ohngefähr so, wie der wilden Gallier ihre war, deren Cäsar in seinen Commentarien Erwähnung thut. Sie halten sich nahe bey den Flüssen, und Wäldern, in verschiedenen Horden, oder Völkerschaften zusammen, und stellen gleichsam so viel Städte, und freye Republiken vor. Der Name, den man ihnen in Europa giebt, kommt von den Wiederholungsworten eines Liedes her, welches sich allemal endiget, **Hottentottum brokana**, bezahlt den Hottentotten. Man glaubt, sie verfertigten dieses Lied, um sich an einem holländischen Prediger zu rächen, der sich geweigert hatte, einem Bedienten von ihrer Nation Brod, und Tabak zu geben, das er ihm statt seines Lohnes versprochen hatte.“

„Was ihren **Ursprung** anbelanget, so ist selbiger völlig unbekannt, und fragt man sie darüber, so verlieren sie sich, wie die meisten anderen

anderen Völker, in fabelhaften Erzählungen. Sie sagen, zum Beyspiele, daß das höchste Wesen ihre ersten Aeltern, Noh und Hing, in diesen Theil von Africa gesetzet habe, und sie wären durch ein Dach-Fenster hinein gekrochen: dieses höchste Wesen habe ihnen auch die Kunst, Vieh aufzuziehen, nebst einer Menge anderer Kenntnisse, gelehret, die sie auf ihre Nachkommen fortgepflanzet hätten."

„Außer dem allgemeinen Namen der Hottentotten haben diese Völker noch besondere, wodurch sie sich in verschiedene Nationen vertheilen, als die Nomaquas, Gouriquas, Gaßiquas, Odiquas, Hesiquas, Ubiquas, Cokhoquas, Sonquas, Damaquas, Sussaquas, Kirigriquas, Houteniquas, Attaquas, Koroganquas, u. a. m. Die meisten dieser Namen sind den Leuten auf dem Cap unbekannt; und die Völker, welche sie führen, sind nicht mehr so zahlreich, wie ehedem. Einige haben den europäischen Colonisten weichen müssen, die sich ihrer Güter bemächtiget haben; andere sind durch ansteckende Seuchen, womit das ganze Land heimgesuchet worden ist, umgekommen. Seit dieser Zeit hat keine Nation der Hottentotten in dem ganzen Umfange der Colonie ein eigenes Volk wieder ausgemachet.

Die,

Die, welche man daselbst findet, sind in der Europäer Diensten, bis auf etliche wenige Familien, denen man erlaubet hat, auf ihrem Grund und Boden zu bleiben. Es ist also nicht sowohl von dem itzigen Zustande dieser Wilden, als von ihrer ehemaligen Verfassung, daß ich Sie zu unterhalten habe."

„In ihrer Regirungsform, und in ihren Sitten, war wenig Unterschied: noch mehr gleichten sie einander von Gestalt, und Ansehen. Ihr Gesicht ist nicht so schwarz, als das von andern Schwarzen. Ihre Kinder bringen eine glänzende Olivenfarbene Haut mit auf die Welt, welche hernach schmuziger wird, weil sie die Gewohnheit haben, sich zu beschmieren. Dieser Anstrich geschieht mit Butter, oder Schöpsen=Fette, worunter sie Rus thun. Da das Fett mehrentheils alt ist, riecht man einen Hottentotten sehr weit. Es ist ihnen nicht genug, den Leib damit zu beschmieren; auch ihre Kleider bestreichen sie, und je fetter diese sind, je mehr sind sie nach der Mode."

„Diese Völker überhaupt genommen, sind groß von Gestalt. Ich habe einen Menschen von ohngefähr fünf und zwanzig Jahren gemessen, der sechs Fuß, sieben Zoll, zehn

Linien,

Linien, hatte. Er war dabey Verhältnißmäßig stark. Diese Leute haben große Augen, eine platte Nase, dicke Lippen, kurzes und wolliches Haar. Ich habe ihrer sehr wenig ungestaltete gesehen. Sie sind so **geschwind** im **Laufen**, daß sie einem Europäer zu Pferde ohne Mühe folgen, ja ihm zuvorkommen. Ein holländischer Matrose, der auf dem Cap ankam, trug einem Hottentotten auf, eine Rolle Tabak, die mehr als zwanzig Pfunde wog, in die Stadt zu tragen. Als sie beyde auf eine gewisse Weite von dem Ufer waren, fragte der Schwarze den Weißen, ob er gut laufen könne? Allerdings, antwortete der Holländer, und zwar sehr gut. Wir wollen es versuchen, erwiederte der Afrikaner; er fieng an mit dem Tabak davon zu laufen, und in einem Augenblicke war er verschwunden. Der beschämte Matrose hatte nicht Lust, ihm zu folgen, und bekam weder den Träger, noch den Tabak, wieder zu sehen."

„Man behauptet, die Hottentottischen **Weiber** hätten über den Schaamtheilen eine Haut, welche zur Bedeckung dessen dienet, was man fast in allen Ländern verbirgt. Da ich sie an diesem Orte niemals genau betrachtet habe, kann ich nicht sagen, ob dieser Umstand wahr, oder falsch ist. Beyde Geschlech-

te wissen von der Gewohnheit nichts, sich die Nägel abzuschneiden; und ihre Unreinlichkeit setzet sie allen Arten von Ungeziefer aus, insonderheit den Läusen, die von einer außerordentlichen Größe bey ihnen sind. Das abscheulichste aber ist, daß sie solche essen; und fragt man sie, wie sie dergleichen Kost hinterbringen können, so führen sie das Recht der Wiedervergeltung an, und sagen, man müsse sich kein Bedenken machen, Thiere zu verschlingen, welche selbst suchten, uns zu beißen. Diese Völker tragen allezeit einen kleinen Stock bey sich, an welchem die Haut von einer wilden Katze, oder von einem Fuchse befestiget ist, welche ihnen statt eines Schnupftuches dienet. Ist sie schmuzig, so waschen sie sie in dem ersten Wasser, das ihnen vorkommt, und trocknen sie an der Sonne. Die Eingeweide der Thiere, mit dem Blute ein wenig abgekochet, sind nach der Meynung dieser Barbarn ein auserlesenes Gerichte. Wenn sie in den Wohnungen der Holländer etliche alte Schuhe finden, heben sie sie sorgfältig auf, legen sie in Wasser, daß das Leder weich werde, und braten sie hernach, und essen sie.“

„Die ordentlichen Speisen der Hottentotten sind Wurzeln, Früchte, und Milch von ihren Ziegen, oder Kühen. Wer sich eine

bessere Kost zubereiten will, der geht auf die Jagd, oder Fischerey. Ihr Vieh schlachten sie nicht leicht, als bey öffentlichen Festen, oder in einem außerordentlichen Nothfalle; aber das, was an Krankheiten stirbt, essen sie ohne den geringsten Ekel. An die Speisen thun sie kein Gewürze, nicht einmal Salz: dieß verhindert aber nicht, daß sie unsere europäischen Ragouts sehr gut finden, und alle unser Fleischwerk, von hohem Geschmacke, mit äusserster Begierde verschlingen. Man hat aber dabey eine Erfahrung gemacht, die unserer Küche nicht zum Vortheile gereicht. Die Landeseingebohrnen, welche von unseren Speisen zu essen pflegen, werden nicht so alt, und haben keine so dauerhafte Gesundheit, als die, welche diese Gerichte nicht kennen.“

„Die Besorgniß des **Hauswesens** ist den **Weibern** überlassen; und die täglichen **Verrichtungen** einer **Hausmutter** sind folgende. Des Morgens geht sie in Begleitung ihrer Kinder, die ihr folgen können, aus dem Dorfe; die andern trägt sie auf den Aermen, oder auf dem Rücken. Sie durchstreicht die Hölzer, oder suchet an dem Ufer der Flüsse, um Küchengewächse, Wurzeln, oder wildes Obst, zu sammlen. Wenn sie ihre Vorräthe gemachet hat, geht sie in das Dorf zu-

rück, legt das Mitgebrachte in ihre Hütte, und machet vermittelst eines Stockes, worinnen ein Loch ist, und wo sie dürres Gras hineinleget, Feuer. In diesem Loche drehet sie ein Stück Holz mit beyden Händen so geschwind herum, daß das Gras sich in einem Augenblicke entzündet. Vor jeder Hütte liegt ein breiter Stein, der den Herd abgiebt. Hier werden das Fleisch, und die grünen Sachen gekochet; ist nun die Mahlzeit fertig, so ruft sie ihre kleine Familie zusammen, und geht, und wecket ihren Mann auf. Man setzet sich alsdenn auf die Erde nieder, und ein jedes nimmt sein bescheidenes Theil. Die Weiber lassen sich niemals in der Küche sehen, so lange sie ihre gewöhnlichen Veränderungen haben. Die Männer behelfen sich alsdenn bey ihren Nachbarn, oder richten sich ihr Essen selber zu. Es sind gewisse Speisen, wie der Haase, das Kaninchen, das Schwein, alle Fische ohne Schalen, derer sie sich zu enthalten verbunden sind, und welche ein alter Gebrauch ihren Weibern verstattet. Gewisse andere Speisen sind den Weibern untersaget, welche die Männer essen dürfen, als das Fleisch von Maulwürfen, das Blut von Thieren, u. d. m. "

Die Seemuscheln dienen ihnen statt der Löffel; das Fleisch aber schneiden sie niemals

mals, sondern zerreißen es mit den Nägeln. Wasser, und Milch, unter einander gemenget, ist ihr gewöhnlicher **Trank**. Für Brandwein und Tabak, haben sie gleiche Neigung; auch der schlechteste Wein schmeckt ihnen eben so gut, als der beste. Sie thun eine gewisse **Wurzel**, die sie im Monate November einsammeln, in Wasser, und lassen solche gähren; hierzu mengen sie **Honig**, den sie in den Felsen finden, und mit diesem **Getränke** berauschen sie sich. So lange selbiges dauert, sind sie keiner Arbeit und Beschäfftigung fähig. Kaum sind sie von der Betäubung, die ihnen dieses Getränke verursachet, hergestellet, so fangen sie vom neuen an; und wenn der Vorrath erschöpfet ist, bleiben sie krank, bis eine übertriebene Diät sie wieder gesund machet."

„Die **Kleidung** dieser Völker besteht bey den Armen, in einem Mantel von Schaafsfellen, bey den Reichen, von Tyger- oder wilder Katzenhaut. Der Zipfel dieser Mäntel, die bis auf die Kniee gehen, dienet ihnen statt der Teller. Bey gutem Wetter gehen sie in bloßem Kopfe; aber die Haare, welche sie niemals kämmen, überstreichen sie mit Talge und Fette, so daß eine schwarze Rinde daraus wird: sie behaupten, daß unter die-

sem Kitte der Kopf frisch bleibe. Im Winter haben sie eine lederne Kappe, die sie unter dem Kinne zubinden. Zu eben dieser Jahreszeit tragen sie kleine lederne Halbstiefeln; und die meisten binden Sohlen an die Füße, wie die Mönche. Um den Hals hängen sie einen kleinen Sack, wo sie ihr Messer, ihre Pfeife, und ihren Tabak hineinthun; und einen andern hängen sie an den Arm, wo ihre Vorräthe stecken. Der Mantel läßt Brust, Magen, und Leib unbedeckt; ein Katzenfell, davon das Rauche heraus gekehret ist, bedecket das übrige.“

„Die Weiber sind bekleidet wie die Männer, nur daß sie dasjenige zum Theile bedecken, was diese nackend lassen. Die Mägdchen tragen eine Art hoher Halbstiefeln, von Rohre geflochten. Diese Fußbekleidung ist ein Zeichen eines Vorzuges, so wie die kleinen gläsernen oder kupfernen Spielwerke, die wir ihnen theuer verkaufen, und die sie als eine große Zierde ansehen. Uebrigens behalten die Hottentotten, welche in der Holländer Diensten stehen, die Kleidung ihres Landes nur in so ferne, als man ihnen keine andere giebt. Ihnen ist es lieber, wenn sie auch nur Lappen von unserer rothen oder blauen Leinwand, anstatt ihrer Schaafsfelle anziehen können;

und kann eine Frau ein Tuch bekommen, das ſie nach Art der Sclavinnen um den Kopf bindet, ſo iſt ſie ganz ſtolz darauf. Die **Weiber** haben in dieſen barbariſchen Ländern ihre **Reize**, eben wie in andern, und ſie ſuchen ſolche durch das Geheimniß einer Kunſt zu erhöhen, die ihnen in Europa gewiß nicht nachgeahmet wird. Sie machen ihr Geſicht, die Bruſt, und alle bloße Theile des Leibes, mit dem Fette eines Schöpsſchwanzes glänzend, und dieſes dienet ihnen ſtatt unſerer beſten Eſſenzen. Eine hottentottiſche Dame, auf dieſe Art angeputzet, glaubt alle Geheimniſſe, in der Kunſt zn gefallen, erſchöpfet zu haben; und in ihrer Unreinlichkeit wird ſie nicht weniger geſuchet, als unſere franzöſiſchen Damen, mit dem ganzen Zubehöre ihres Nachttiſches.“

„Dieſe Völker **wohnen in Hütten**, welche wegen ihrer Eyförmigen und niedrigen Geſtalt mehr Backöfen, als Häuſern gleichen. Sie beſtehen aus langen krumm gebogenen Stäben, auf welche von Schilfe geflochtene Matten liegen, die ſo dicht ſind, daß kein Regen durchdringen kann. Der Raum in dieſen Hütten iſt nicht einerley, und beträgt in ſeiner größten Länge ohngefähr vierzehn Fuß. Sie ſtehen alle in einem Kreiſe, und haben

weder Fenster noch Thüren, nichts als eine niedrige, und enge Oeffnung, durch welche man gebückt, oder auf den Knieen, kriechen muß. Sie dienen, die Lebensmittel und Werkzeuge zu der Haushaltung zu verschließen. Der Hottentotte hält sich nur darinnen auf, wenn es regnet; sonst bringt er die Zeit, da er nicht arbeitet, mit Schlafen zu, in freyer Luft, vor seiner Thüre, wo er auf dem Bauche liegt, und den Rücken nach der Sonne kehret. Von Zeit zu Zeit unterbricht er seinen Schlaf, und raucht von einem gewissen starken Kraute, das eben die Wirkung thut, wie unser Tabak."

„Des Hottentotten Handthierung ist der Hirtenstand: seine vornehmste und fast einzige Beschäftigung besteht in der Wartung seiner Ochsen, und Schaafe. Ein ganzes Dorf hat nur eine gemeinschaftliche Heerde, worüber jeder Einwohner nach der Reihe die Aufsicht hat. Dieses Hüten erfordert mehr Aufmerksamkeit, als bey uns: die wilden Thiere sind an diesem äußersten Ende von Africa zahlreicher, und mehr zu befürchten, als in unseren Gegenden. Die Löwen sind zwar eben nicht so gar gemein; aber die Leoparden, Tyger, viele Arten Wölfe, die gefährlicher sind, als in Europa, nebst anderen

schäd-

ſchädlichen Thieren, welche ſich in den entlegenen Wäldern aufhalten, thun zuweilen Ausfälle nach der Seite von dem Cap, und richten unter dem Viehe groſſes Unheil an. Um dergleichen Uebel vorzubeugen, ſchickt der Hottentotte, der Hirte der Heerde, alle Tage auf Kundſchaft aus, um zu erfahren, ob ein wildes Thier in der Gegend herumſchweift. Da der Durſt die hauptſächlichſte Urſache iſt, welche dieſe Thiere aus ihren Höhlen treibt, ſo iſt man faſt allezeit gewiß, ſie an den Ufern der Flüſſe zu finden. So bald der Hirte, entweder durch ſich ſelbſt, oder durch die Kundſchaft derer, die bey ihm ſind, von der Anweſenheit des Feindes verſichert iſt, läßt er den ſämmtlichen Einwohnern Nachricht davon geben; und die Thiere, welche ihren Durſt ſtillen wollen, kommen ſelten nach ihren Höhlen zurück. Sollten ſie auch ſuchen, ſich in einer benachbarten Höhle einzuniſteln, ſo macht man Anſtalt zu einer allgemeinen Jagd, welche auf folgende Art geſchieht:“

„Es verſammeln ſich die ſtärkſten Männer von der Völkerſchaft, und bewaffnen ſich mit ſpitzigen Knitteln, die im Feuer hart gemacht, und vergiftet ſind. Der Hirte, der die Wache hat, ſpüret die Höhle aus, wo das wilde Thier liegt, und kommt zurück,

sich an die Spitze seiner Gehülfen zu stellen. Wenn sie in der Nähe der Höhle angelanget sind, treten sie in zwey Reihen. Der Hirte geht in die Höhle hinein, reizet das Thier an, daß es ihn verfolgen soll; und so bald es herausgekommen ist, schlägt man es tod; oder entwischt es auch, so währet es nicht lange, daß der Gift der Knittel seine Wirkung thut.“

„Die **Weiber** in diesem Lande haben keine andere Weise, ihre Schaafe und Kühe zu **melken**, als die unseren; aber die **Butter** machen sie anders. An statt des Butterfasses nehmen sie die **Haut** eines Thieres, und nähen sie wie einen Sack zusammen. Wenn dieser halb voll Rohm gefüllet ist, so binden sie ihn fest zu, und zwey Personen, die an beyden Enden halten, schütteln so lange, bis Butter daraus wird. Sie thun solche hernach in Töpfe, und heben sie auf, theils, um sich den Leib damit zu bestreichen, theils, sie an die Holländer zu verkaufen: denn die Hottentotten essen keine. Die übrig gebliebene Buttermilch dienet den Kälbern, und Lämmern, zur Nahrung.“

„Diese Völker sind nicht ohne **Regierungsform**, und haben ebenfalls ihre Justiz-Einrichtung. Sie wählen sich **Häupter**, die

die bey ihren Verſammlungen den Vorſitz haben, und im Kriege das Commando führen. Seit einiger Zeit tragen ſie, zum Zeichen ihrer Würde, eine kupferne Krone: die Holländer haben ihnen den Geſchmack dieſes Zierathes beygebracht. Uebrigens hat kein Chef mehr Gewalt, als über das Dorf, das er bewohnet; kann auch keine Steuern auferlegen. Seine Würde iſt erblich; bey ſeiner Einſetzung aber muß er ſich anheiſchig machen, nichts wider die Freyheit der Nation zu unternehmen. Die Ceremonie ſeiner Einſetzung geſchieht mit ziemlichen Anſtalten. Man ſchlachtet einen fetten Ochſen, und zwey Schaafe zu dem Feſte. Die Weiber ſind dabey gegenwärtig, ſo wohl als die Männer; aber ſie empfangen dieſen Tag zu ihrem Antheile nur Fleiſchbrühe. Den andern Tag hingegen nehmen ſie ihre Entſchädigung, und behalten alles Fleiſch für ſich, ihren Männern aber ſchicken ſie die Brühe.“

„Außer dieſem erſten Chef iſt in jedem Dorfe noch ein Hauptmann, der die Ordnung unterhalten, und die Juſtiz handhaben muß. Die Einwohner ſind bey allen Urthelsſprüchen gegenwärtig; und alle Sachen werden durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden. Man kann ſich leicht einbilden

den, daß kein Widerspruch noch Apellation dabey statt findet. Bey einem peinlichen Processe sind es die Richter selbst, welche den Schuldigen hinrichten. Der Hauptmann bringt ihm den ersten Schlag bey, und die ganze Gesellschaft vereiniget sich, ihm vollends den Rest zu geben. Die Bestrafung löschet die Schande des Verbrechens dergestalt aus, daß die Familie des Missethäters nicht den geringsten Vorwurf davon behält. Die Verwandten nehmen den Körper weg, und begraben ihn auf eine eben so ehrbare Weise, als wenn er tugendhaft gestorben wäre. Das Amt eines Hauptmanns kommt auf den ältesten Sohn nach Erbfolgerecht; und bey seiner Einsetzung beobachtet man eben dieselben Ceremonien, als bey dem Chef. Das Kennzeichen seiner Würde ist ein Stock mit einem kupfernen Knopfe, und ein Mantel von Tygerhaut.“

„Die Einwohner eines Dorfes leben in der größten Eintracht und Friede mit einander; aber an ihren Nachbarn rächen sie sich bey dem geringsten Mißvergnügen auf eine grausame Art. Gemeiniglich entstehen Klagen über Zänkereyen unter den Hirten, wegen eines weggekommenen Schaafes, wegen einer verschmälerten Hütung. Es haben diese Africa-

ner

ner eine ungemeine Empfindlichkeit über Beleidigungen, inſonderheit wenn ſie die Ehre, oder das allgemeine Wohl der Nation betreffen. Die ganze Völkerſchaft verſammelt ſich alsdenn; man berathſchlaget, ob man zu den Waffen greifen wolle, oder ob es nicht beſſer ſey, ſich zu verſtellen. Wird Krieg beſchloſſen, ſo ſucht man den Feind durch ein angenommenes Nachgeben ſicher zu machen; und man ſieht ſeine Zeit ab, ihn unvermuthet zu überfallen. In einigen Dörfern iſt es der Generalcapitain, der das Zeichen zu der Schlacht mit einer Pfeife giebt. So lange er nun fortfähret zu blaſen, ſo lange ficht ſein Trupp, und dieſer ließe ſich eher in Stücken zerhauen, als zu weichen. Höret das Blaſen auf, ſo zieht der Trupp ſich zurück; fängt es aber wieder an, ſo geht er mit neuer Furie auf den Feind los. Alsdenn wird nichts geſchonet, weder Alter, noch Geſchlecht: die ganze Völkerſchaft wird vertilget. Einige kommen auf dem Schlachtfelde um; andere ſterben an ihren vergifteten Wunden. Die Hottentotten ziehen die Todten nicht aus, thun ihnen auch ſonſt kein Leid; aber die Gefangenen töden ſie ohne Barmherzigkeit. Die Entlaufenen, und die Spione empfangen die nämliche Begegnung.“

„Man

„Man wirft diesen Völkern einen Gebrauch vor, welcher wider die Natur ist, und dieser Nation besonders eigen zu seyn scheint. Nach geschehener Ceremonie, vermöge welcher die jungen Leute als erwachsene Männer erkläret werden, können sie, ohne einiges Aergerniß zu geben, ihre Mütter mißhandeln und schlagen. Die Art aber ihrer Einweihung besteht in folgenden. Wenn ein junger Mensch das achtzehnte Jahr erreicht hat, so versammeln sich die Einwohner an einem bestimmten Orte, um ihn in die Zahl der Männer aufzunehmen. Sie kauern sich in einem Kreise nieder, und der Candidat muß ein gleiches thun, doch außer dem Kreise. Alsdenn steht der Aelteste auf, fragt die andern um Erlaubniß, den jungen Menschen unter sie zu führen, nähert sich diesem, und thut ihm kund, daß er künftighin seine Mutter verlassen, und der Gesellschaft der Weiber, sowohl als allem kindischen Zeitvertreibe, entsagen soll. Der Neuaufzunehmende empfängt hierauf durch die Hand des Redners die Besprengung mit Urine. Von diesem Augenblicke an, nehmen ihn die Männer in ihre Gesellschaft auf, und wünschen ihm zu der erlangten Ehre Glück. Ein auf diese Art aus der Gewalt seiner Mutter entlassener Hotten-

totte,

totte, der die Freyheit hat, sie zu schlagen, ermangelt nicht leicht, sein Vorrecht noch denselben Tag zu zeigen, und empfängt dieserwegen Beyfall und Lobsprüche.“

„Sie werden vermuthlich wissen wollen, was diese **Besprengung** mit **Urine**, die man mit dem Candidaten vornimmt, vorstellen soll? Es ist dieses ein sehr lächerlicher Gebrauch, der bey vielen Gelegenheiten, hauptsächlich aber bey der Abschneidung des Testiculs, bey der Heuraths-Ceremonie, und bey der Aufnehmung in den Orden des Urines, beobachtet wird. Es ist eine allgemeine **Gewohnheit** bey den Hottentotten, an allen Knaben von neun Jahren diese wunderliche **Abschneidung** vorzunehmen. Der junge Mensch wird mit dem Rücken auf die Erde geleget, und an Händen und Füßen gebunden. Seine guten Freunde legen sich auf ihn, daß er sich nicht rühren kann. In dieser Lage macht ihm der Operateur mit einem Messer eine Oeffnung in das Scrotum, und an die Stelle dessen, was er herausnimmt, legt er eine Kugel von eben solcher Größe, die aus Schöpstalge und pulverisirten Kräutern besteht, und näht die Wunde wieder zu. Die Operation geschieht mit einer Geschicklichkeit, die unsere erfahrensten Anatomiker

in

in Verwunderung setzen würde, und sie hat niemals übele Folgen. Wenn sie geschehen ist, so läßt der Operateur sein Wasser auf den Patienten, der sorgfältig vorher mit den Nägeln Striche in das Fett, womit er beschmieret ist, gemachet hat, um den Urin besser aufzufangen; und, damit nichts verloren gehe, reibt er sich das Gesicht, und den ganzen Leib mit dieser Salbe. Er begiebt sich hernach in eine Hütte, die zu Heilung der Neuverstümmelten bestimmt ist, bringt zwey oder drey Tage daselbst zu, und geht vollkommen genesen heraus. Die Ursache, welche diese Barbarn wegen einer so unvernünftigen Gewohnheit anführen, ist, daß besagte Abschneidung sie geschickter zum Laufen machen soll. Andere sagen, es geschähe aus Furcht, sie möchten zu viel Kinder bekommen; denn man hat hier die lächerliche Meynung, daß ein Mann, der sich diesem Gesetze nicht unterwürfe, jedesmal, daß er mit einer Frau zu thun hat, zwey Kinder erzeugen würde. Ein Hottentotte, wenn er sich ohne diese thörichte Formalität verheurathete, wäre der Spott seiner Camaraden; ja seine Frau selbst setzte sich der Beschimpfung aller Personen ihres Geschlechtes aus. Sie ermangelt daher auch nicht, sich von der Beschaffenheit ihres Mannes zu ver=

versichern, ehe sie ihn heurathet; wohl verstanden, daß sie sich auf das Zeugniß anderer verlassen muß, da die Schamhaftigkeit ihr nicht verstattet, solche selbst zu untersuchen.“

„Der Gebrauch bey diesen Völkern ist, sich in dem achtzehnten Jahre zu **verheurathen**; das ist, in dem Alter, da sie unter die Männer aufgenommen werden. Die Ehe ist bald geschlossen: es ist genug, um ein Mägdchen anzuhalten, um fast gewiß zu seyn, daß man sie erhalten werde. Unterdessen, wenn sie keine Neigung zu dem vorgeschlagenen Manne hat, so bleibt ihr ein Mittel übrig, sich von ihm loszumachen: sie schläft eine Nacht bey ihm, da denn der junge Mensch sie kützelt, kneipt, peitschet, carreßiret, und alle Versuche anstellt, die seine Liebe, oder Narrheit, ihm eingiebt. Widersteht sie dieser gefährlichen Probe, so ist sie frey; gewinnt aber der Liebhaber, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, so ist sie verbunden, ihn zum Manne zu nehmen. In solchem Falle versammelt sich das Brautpaar, das von den Verwandten und Freunden begleitet wird, in dem Dorfe. Die Männer kauern sich in einem Kreise nieder: der Bräutigam nimmt seinen

nen Platz in der Mitte, in gleicher Stellung, welche ihnen durch die Gewohnheit leicht wird. In einiger Entfernung kauern sich die Weiber ebenfalls um die Braut. Der Priester läßt sein Wasser auf den Bräutigam, erweiset der Braut gleiche Ehre, und geht auf diese Art von dem einen zu dem andern, bis er nicht mehr im Stande ist, diese ekelhafte Besprengung zu verrichten. Die Ceremonie endiget sich mit tausend Glückwünschen, welche man dem Brautpaare macht, und hierauf folget das Gastgebot.“

„Der sehr natürliche Gebrauch der **Vielweiberey** ist bey den Hottentotten eingeführet, und die reichen Leute haben mehrentheils zwey bis drey Weiber. Die **Ehe** zwischen Geschwisterkindern ist im ersten und zweyten **Grade** verboten. Die Uebertretung dieses Gesetzes wird mit Stockschlägen bestraft; der **Ehebruch** aber zieht unvermeidlich die Todesstrafe nach sich. Eine **Wittwe**, die sich wieder verheurathet, ist genöthiget, sich ein Glied des kleinen Fingers abzuschneiden, und sie muß an den folgenden Fingern damit fortfahren, so oft sie eine neue Verbindung eingeht.“

„Bey der Geburt **männlicher Zwillinge** werden außerordentliche **Freudenbe-**

zeu-

zeugungen angeſtellet; ſind es aber zwey Mägdgen, ſo iſt der Gebrauch, das häßlichſte zu tödten. Iſt es ein Mägdgen, und ein Knäbgen, ſo wird das Mägdgen an den Aſt eines Baumes gebunden, oder lebendig begraben. Wenn ein Kind auf die Welt kommt, legt man es zuerſt in einer Thiereshaut auf die Erde, und beſtreicht den ganzen Leib mit Kuhmiſte; hernach bringt man es in die Sonne, welche den Unflat, womit es bedecket iſt, gar bald trocknet, ſo daß er ſich ohne große Mühe ablöſet. Ferner wäſcht man das neugebohrne Kind mit dem Safte gewiſſer Kräuter; man überſtreicht es mit Fette; und giebt ihm einen Namen, welcher gemeiniglich von einem Thiere genommen iſt. Man nennet es Ochſe, Eſel, Pferd; Benennungen, die auch unter uns öfters gegeben werden, aber ältern Perſonen.“

„Die Hottentotten haben eine Art von Ritterorden, den ſie als ſehr ehrwürdig anſehen. Er beſteht blos aus Leuten, welche ſich mit den wilden Thieren in einen Kampf eingelaſſen, und Löwen, Tyger, Leoparden u. d. erleget haben.“

„Die Einweihung eines ſolchen Helden geſchieht faſt mit eben den Ceremonien,

wie bey den Verheurathungen. Er kauert sich in dem Mittel eines Kreises von Männern nieder, und der Aelteste unter diesen läßt, bey Aussprechung gewisser Worte, sein Wasser auf ihn, und besudelt ihn vom Kopfe, bis auf die Füße. Ist der alte Mann ein guter Freund von dem neuen Ritter, so überschwemmt er ihn mit einer Fluth von Urine; denn je grösser die Menge davon ist, desto mehr Ehre widerfährt ihm. Hernach zündet der Alte seine Pfeife an, und läßt sie in der Gesellschaft herum gehen, bis daß der Tabak zu Asche verbrennet ist. Er beräuchert damit den Ritter, der endlich die Glückwünsche von allen Anwesenden empfängt. Das Kennzeichen seiner Ehre, oder das **Ordensband**, ist die Blase des Thieres, das er getödet hat; dieses trägt er als einen Zierath in seinen Haaren. Würde man wohl in Europa so viele Ordensbänder sehen, wenn sie nicht anders, als um diesen Preis, zu erlangen stünden?"

„Wenn die Hottentotten in einigem **Unternehmen** glücklich gewesen sind, wenn sie einen Sieg davon getragen haben, einer Gefahr entgangen, oder von einer Krankheit genesen sind, stellen sie aus Dankbarkeit ein feyerliches Fest an. Um anzuzeigen, daß sie einen

einen neuen Lebenswandel anfangen wollen, erbauen sie mitten in das Dorf eine neue Hütte; und wenn sie solche aufführen, tragen sie Sorge, keine andere Materialien dazu zu nehmen, als die noch niemals gebrauchet worden sind. Sie schmücken diese Barracke mit zusammen geflochtenen Reisern, und mit Blumenschnuren, davon die Blumen von Weibespersonen, und von Knaben, welche noch nicht unter die Männer aufgenommen sind, gesammelt werden. Das Fest endigt sich mit Opferung eines Schöpfes, dessen Fleisch sie mit ihren Freunden essen.“

„Es scheint nach dem einmüthigen Berichte derer, welche die Hottentotten genau kennen, gewiß zu seyn, daß sie keinen Gott glauben, und ihm keinerley Art von Dienste erweisen. Sie haben keinen Begrif vom Beten: sie fürchten sich blos vor einigen Schaden thuenden **Mächten**, von welchen sie glauben, im Verständnisse mit den Zauberern zu stehen, und denen sie alles Unglück, das ihnen begegnet, zuschreiben. Es ist wahrscheinlich, daß ihre Faulheit Schuld ist, daß sie die mündlichen Nachrichten ihrer Vorfahren von einer Gottheit vergessen haben; denn die Tänze, welche diese Völker bey jedem

Vollmonde anstellen, sind nicht sowohl ein Gottesdienst, als eine bloße eingeführte Gewohnheit unter den meisten Africanischen Nationen. Man verehret durch ein gottesdienstliches Andenken diejenigen Männer, welche durch Tugenden, und gute Handlungen, Ruhm erworben haben. Man errichtet ihnen zwar keine Tempel, keine Altäre, oder nichtige Bildsäulen, so wie in gesitteten Staaten; aber man widmet ihrem Andenken Wälder, Berge, Felder, Flüsse, vor welchen ein Hottentott niemals vorüber gehen wird, ohne mit Ehrfurcht stehen zu bleiben. Er zeigt seine Hochachtung durch ein tiefes Stillschweigen an, oder zuweilen, durch Tanzen, und Händeklatschen."

„Ich habe unter diesen Völkern, die wir Barbarn nennen, eine allgemeine gute Denkungsart, in Betrachtung der Gastfreyheit, die man Fremden schuldig ist, des Mitleidens gegen Unglückliche, des Beystandes bey Kranken, und einer unabläß gen Beobachtung aller Grundregeln des natürlichen Rechtes, gefunden. Diese in ihrer Einfalt und Unwissenheit, ehrwürdigen Leute sind nicht anders geneigt, den Europäern übel zu begegnen, als wenn diese sich vornehmen, sie aus ihrem Eigenthume zu

vertreiben; ein Umstand, der in der Gegend vom Cap öfters vorfällt. Dergleichen Begegnung muß bey ihnen natürlicher Weise Unwillen, und Rache, erwecken. Sie weichen der Gewalt; aber wehe dem Fremden, den sie nach solchen unrechtmäßigen Verfahren können alleine, und ohne Waffen, habhaft werden: sie üben das Vergeltungsrecht an seiner Person aus; und dieß ist die Ursache, warum die Völker, welche die benachbarten Dörfer der holländischen Colonien bewohnen, die Europäer zuweilen so übel empfangen. Die Wilden in dem Inneren von Africa, wo sie ihrer Besitzungen wegen nichts zu befürchten haben, bleiben unverändert bey der Regel des natürlichen Rechtes, daß man anderen das thun soll, was man wünschet, daß sie uns erweisen möchten. "

„Die Hottentotten haben alle Eigenschaften der andern barbarischen Völker, und sind insonderheit dem Trunke sehr ergeben. Man gebe ihnen Brandwein und Tabak, und sie werden trinken, bis sie nicht mehr stehen, rauchen, bis sie nicht mehr sehen, und ein Geheul machen, bis sie nicht mehr schreyen können. Die Weiber überlassen sich eben so sehr, als die Männer, diesem hohen Grade von

Unmäßigkeit; und in dem Taumel der Betrunkenheit treiben sie die Thorheit bis auf das Aeusserste. Die Mägdgen entlaufen öfters aus ihrer Aeltern Hause, und nehmen in der Europäer Wohnungen Dienste. Sie helfen in der Küche, und erbieten sich gern, Herren und Sclaven zu vergnügen.“

Diese, und dergleichen Unterhaltungen waren es, Madame, wodurch der Herr Abt de la Caille die Verbindlichkeiten, die er mir schuldig zu seyn glaubte, zu erwiedern suchte. Ich, meinerseits, machte mir ein Bedenken, ihn in seinen wichtigen Beschäfftigungen zu stören, und bewunderte allezeit, wie ein so grosser Astronom, der in seiner einzigen Person mehrere Kenntnisse, als alle andere Astronomen vereiniget, mir zu Liebe sich herablassen, und in solche kleine Umstände eingehen konnte.

Den 4 März legte sich das französische Schiff, der Herzog von Parma, auf dem Cap vor Anker, und überbrachte ihm Briefe von dem Herrn von Trüdaine, der ihm schrieb, er sollte sich nach Isle de France begeben.

Den 8 eben dieses Monates schifte er sich auf dem Püisieux ein, und sagte mir bey dem Abschiede: „ich kenne Ihre Neigung für die

Beschreibungen; Sie sollen nächster Tage eine von mir bekommen." Er schickte mir auch wirklich die Beschreibung seiner Reise, woraus ich einige Anmerkungen ziehen werde, die mir bey Isle de France entwischet sind.

Nach der Ausrechnung unsers Astronomen, begreift der Umfang dieser Insel ohngefähr hundert tausend Toisen. Ihre Figur ist Eyförmig; und ihre Oberfläche mag wohl funfzig tausend Acker haben. Sie hat zwey schöne Häven: der kleineste, Port-Louis, ist die hauptsächlichste Errichtung der Ostindischen Compagnie. Der Haven Bourbon ist groß, und sicher. Hier war es, wo die Holländer eine Art von Festung, Friedrich Henrich genennt, angeleget hatten, davon der Grund, und ein Theil der Mauern, noch zu sehen sind. Man riß es ein, um ein großes Gebäude dahin zu setzen, worinnen der Commendant des Havens, nebst der Besatzung, wohnen, und die Magazine errichtet werden sollten. Der Umkreis der Insel, überhaupt, ist nichts als Felsen. Die Tiefe des Meeres, in der Nähe um die Küste, ist mit Corallen, steinartigen Gewächsen, und Muscheln bedecket.

Das Innerste des Landes ist voller dicken Wälder, wohin sich die entlaufenen Schwarzen flüchten. Sie halten sich daselbst zusammen, und leben von Straßenräuberey. Die ausgeschickten Wachen dringen in diese Hölzer, aber mit großer Vorsicht. Die entlaufenen Sclaven werden, nach Beschaffenheit der Umstände, bestrafet: denjenigen, welche sich nur der Verrätherey schuldig gemachet haben, zerschneidet man die zwey großen Flechsen in den Kniekehlen. Die Schwarzen, welche man Marrons heißt, und Rottenweise auf der Insel herumstreifen, um zu stehlen, auf diese stellet man Jagden an: man leget ihnen Fallen, worinnen sie sich fangen; oder giebt auf die, welche man nicht erreichen kann, Feuer. Dieses Diebesgesindel hat in seinen Schlupflöchern eine gewisse Anzahl Weiber bey sich, derer einige aus Lüderlichkeit freywillig zu ihnen kommen, andere aber entführet werden. Die Jäger schießen auf die Weiber so gut, als auf die Männer; und die Soldaten auf der Insel haben Befehl, die Männer und Weiber, die sie bekommen können, lebendig oder tod zu liefern. Oftmals geschieht es, daß die ausgeschickten Soldaten die schuldigen Weiber von

denen,

denen, die wider ihren Willen in den Wäldern zurückbehalten werden, nicht unterscheiden können. Der Abt de la Caille rettete einer dieser letzteren mit vieler Mühe das Leben. Er war in seinen astronomischen Verrichtungen ausgegangen, und hatte vier Soldaten zu seiner Begleitung bey sich: diese wurden eine derer unglücklichen, die sich in dem Holze verlaufen hatte, gewahr, und wollten auf sie, wie auf ein Stück Wild, schießen. Der Abt konnte nicht anders als durch Geld erhalten, daß sie davon abließen. Man bekam diese arme Creatur; und der Ausgang zeigete, daß die Schwarzen-Marrons sie entführet, und mit Gewalt bey sich behalten hatten.

Ich bin, u. s. w.

Auf dem Cap, den 4. April. 1753.

Der 166. Brief.

Das Königreich Angola.

Wenige Zeit nach der Abreise unseres Astronoms kam ein Schiff von der Ostindischen Compagnie, das nach Senegal segelte, und

und legte sich bey dem Vorgebirge der guten Hofnung vor Anker. Weil es an noch mehreren Oertern dieser Küste landen sollte, nahm ich die Gelegenheit mit, die Königreiche Angola, Congo, Benin, Juida, Loango, Guinea, u. a. zu besuchen.

Wir fuhren anfänglich an einer dürren und unbewohnten Gegend hin, die mehr als zwey hundert Stunden in der Länge hat, und wo weniger Krimmungen, und Buchten zu seyn scheinen, als an den übrigen Küsten von Africa. Sie gränzet gegen Mittag an das Land der Hottentotten, und auf der Nordseite an das Königreich Benguala, wo die Portugiesen die Stadt, und das Fort St. Philipp hingebauet haben. Selbige haben noch andere Besitzungen, wo sich eine große Menge Schwarzer aufhält, die in Hütten von Erde, armselig leben. Die Stadt selbst ist auf eben solche Art gebauet; und die ungesunde Luft macht den dasigen Aufenthalt höchst unbequem. Man erkennet diese übele Eigenschaft, so wie die vom Wasser, und von den Speisen, an der ungemein blassen Farbe derer Europäer, welche unglücklich genug sind, Wohnungen daselbst zu haben. Ihre Stimme ist schwach und zitternd, als wenn sie in dem

letzten

letzten Augenblicke ihres Lebens wären, und ihr Athem ist abgebrochen, als ob sie ihn völlig verlieren sollten.

Die **Bay der Kühe**, wo das Fort St. Philipp liegt, hat ihren Namen von der großen Menge dieser Thiere, welche sich in der Nachbarschaft aufhalten. Die Schwarzen in dieser Gegend haben keinerley Art von **Regirungsform**, wohl aber alle **Laster**, welche die Unabhängigkeit, und Barbarey, nach sich ziehen. Man beschuldiget sie unter andern gewisser Laster, welche bey den barbarischen Nationen sonst nicht leicht bekannt sind: man sagt, sie unterhielten junge, in Weibspersonen verkleidete Knaben, so wie zu den verderbten Zeiten von Athen, und Rom. Vielleicht haben sie diesen abscheulichen Gebrauch von den Portugiesen bekommen; denn man versichert, daß der König von Portugal, die wegen der gehäßigsten Verbrechen Verbanneten nach **Benguala**, als dem schlechtesten Ort, aller seiner Staaten, schicke, und daß diese Verwiesenen die Bösesten unter allen Menschen wären.

Man hält diese Provinz für ein abgekommenes Stück des Königreichs Congo. Die

Euro-

Europäer haben sie Angola genennet, von einem vornehmen Schwarzen, der sie dieser Krone entzog. Das Land ist in verschiedene Bezirke eingetheilet, welche, unter der Botmäßigkeit eines Königes, durch besondere Häupter, Sova genennt, beherrscht werden. Einige dieser Bezirke sind so volkreich, daß man nicht zwey oder drey Stunden geht, ohne ein Dorf zu finden. Jeder Chef sorget für die Erhaltung seiner Gränze so genau, und diese Gränzen sind so richtig bestimmt, daß man niemals wegen einiger Verschmälerung Klagen höret. Die meisten Provinzen haben weder Waldungen, noch Forts, sich zu vertheidigen; aber die Einwohner haben eine sichere Vormauer an ihrer guten Kriegszucht. Man sagt, der König von Angola habe seine ordentliche Residenz auf einem Berge, von acht oder neun Stunden im Umfange, wohin man nur durch einen einzigen Weg kommen kann. Die Felder, welche ergiebig und fruchtbar sind, liefern ihm Lebensmittel im Ueberflusse. Die Portugiesen vergrößern, ihrer Gewohnheit nach, wenn sie sagen, dieser Fürst könne eine Million Soldaten auf die Beine bringen.

Ich habe gesaget, der Staat von Angola sey ehedem ein Theil von dem Königreiche Congo gewesen; und er ist gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhundertes davon abgekommen. Der unrechtmäßige Bezwinger, mit Hülfe der Portugiesen, erhob sich zu einem unumschränkten Souveraine, und zwang die Vornehmen des Reichs, ihn für ihren König zu erkennen. Er hinterließ den Thron seinen Nachkommen; als aber ein Krieg zwischen ihnen und den Unterthanen der Krone Portugal, entstund, bemächtigten sich diese der ganzen Küste, nebst verschiedenen Plätzen, in derer Besitze sie hernach auch geblieben sind. Der letzte König, der ohne männliche Erben sturb, hinterließ drey Töchter, und einen Neffen. Die älteste der Prinzeßinnen, Namens Anna Zinga, ließ sich zur Königinn von Angola ausrufen; und ob sie gleich in der Catholischen Religion erzogen war, wollte sie doch mit heydnischen Ceremonien gekrönet seyn. Diese Art von Abfalle verdroß die Portugiesen, so daß sie den Neffen des verstorbenen Königes auf den Thron zu setzen unternahmen. Zinga, nebst dem ihr zugethanen Adel, mußte fliehen; sie ließ sich aber nicht abschrecken, ihre Ansprüche geltend zu machen,

chen, und ihren Vetter als den unrechtmäßigen Besitzer anzusehen. Die Geschichte dieser Prinzeßinn hat gar zu besondere Begebenheiten, als daß ich nicht einige Umstände davon anführen sollte. Sie sind aus den Africanischen Jahrbüchern gezogen, und ich übersetze sie nur, und kürze sie ab.

„Wenn dieser Königinn das Schicksal nicht so sehr zuwider gewesen wäre, so würden alle Tage ihrer Regierung durch Tugenden bezeichnet worden seyn; denn ihr Character fassete alle die glänzenden Eigenschaften in sich, welche den wahren Heldenmuth ausmachen. Nebst einer, ihrem Geschlechte seltenen Beurtheilungskraft, hatte sie eine so große Neigung zu den Waffen, daß sie sich ihre ganze Lebenszeit darinnen geübet hatte; sie war dabey so großmüthig, daß sie ihren Feinden allezeit das Leben schenkte, und nicht zugab, daß ihnen das geringste Leid widerfuhr. Sie hatte ihre Völker zu einer herumschweifenden Lebensart, wie sich selbst, gewöhnet, nach Art der Jaggas, über welche sie despotisch herrschte. Sie war mit Häuten von Tygern und Löwen bekleidet, welche sie in den Wäldern selbst erleget hatte: an ihrem Halse hieng ein Degen, an ihrem Gürtel eine Axt,

und

und in der Hand hielt sie einen Bogen. Sie sprang, nach der Gewohnheit ihres Landes, mit eben solcher Leichtigkeit, als der geschickteste ihrer Unterthanen; und sie ließ ein eisernes Instrument ohne Unterlaß klingen, das sie statt einer Trommel brauchte. Wenn ihre Absichten auf den Krieg giengen, so schickte sie sich durch Menschenopfer dazu an. Das Opfer bestund in einem jungen Mägdgen von sechszehn Jahren. Sie schlachtete es selbst, trank ein großes Glas von diesem Blute, und gab ihren Generalen auch davon. Diese abscheuliche Ceremonie wurde mit einem entsetzlichen Lärmen von Geschreye, und Instrumenten, vollbracht. An statt eines Gemahls unterhielt diese Prinzeßinn funfzig junge Mannspersonen, denen sie erlaubte, noch andere Weiber zu haben. Weil sie beständig in Mannskleidern gieng, hielt sie für schicklicher, auch einen Manns-Namen zu führen; aus einem andern Eigensinne aber wollte sie, daß alle ihre jungen Leute als Frauenspersonen gekleidet giengen, und gab ihnen auch solche Namen. Es gefiel ihr öfters, zu sagen, sie wäre eine Mannsperson, und ihre Liebhaber wären ihre Weiber."

„Noch vor dem Ableben ihres Vaters, und ehe sie selbst den Thron bestieg, wurde sie

als Gesandtinn zu den Portugiesen geschickt, um mit ihnen ein Freundschaftsbündniß zu schliessen. Bey der ersten Audienz, die sie hatte, sah sie mit Befremdung, daß nicht mehr als ein Armstuhl gesetzet war, auf welchem der Unterkönig unter einem Thronhimmel saß, gegen über aber nur ein Küssen für sie geleget war, ohne das geringste Zeichen eines Vorzuges. Sie ließ ihren Unwillen nicht merken, befohl aber einer ihrer Begleiterinnen, nieder zu knien, die Hände auf den Fußboden zu stämmen, und auf diese Art einen Stuhl vorzustellen, auf welchen sie sich setzen konnte. In dieser Stellung hielt sie ihre Unterredung mit dem Unterkönige, welcher die Friedensbedingungen, auf die rühmlichste Art für den König von Angola, und für die durchlauchte Gesandtinn, eingieng. Wie der Unterkönig die Prinzeßinn zurück begleitete, sagte man ihr, die Frauensperson, die ihr zum Tabouret gedienet hätte, wolle ihre Stellung nicht eher verlassen, als bis sie von ihrer Gebieterinn Befehl dazu erhalten hätte. Eine Frau, wie ich, antwortete die stolze Zinga, bedienet sich eines Stuhles nicht zweymal. Hiernächst, würde mir der Anblick dieser Unglückseligen die wenige Achtung, die man mir erwiesen hat, beständig vor-

stellen;

stellen; ich will niemanden in meinen Diensten haben, der mir dieses Andenken erinnerlich macht; sie soll sich also niemals wieder vor mir sehen lassen. Dieser Stolz demüthigte den Hochmuth des Unterköniges, der hernach durch Höflichkeit, und Ehrenbezeugungen, es dahin brachte, daß die Tochter des Königes von Angola den Verdruß der erniedrigenden Audienz vergaß.“

„Zinga, zufrieden von der Höflichkeit der Portugiesen, ließ sich so gar gefallen, in ihrer Religion unterrichtet zu werden, und sie schien so überzeuget von der Wahrheit dieser Lehre, daß sie sich öffentlich taufen ließ; reisete auch vergnügt über den glücklichen Erfolg ihrer Gesandtschaft zurück. Kaum aber war sie auf den Thron gestiegen, so veruneinigte sie sich mit eben diesen Portugiesen, aus oben angeführter Ursache, und bewurb sich um die Freundschaft der Jaggas, derer Königinn sie wurde, und mit denen sie in heimliche Verbindung wider ihre Feinde trat. An der Spitze einer gewältigen Armee trug sie anfänglich einige Vortheile davon; allein die Portugiesen säumten nicht, den Verlust zu ersetzen, und durch ihre Siege brachten sie die Fürstinn dahin, daß sie sich in unersteigliche

Schlupfwinkel flüchten mußte. Von diesem Augenblicke an entsagte sie, nebst dem Christenthume, allen Gesinnungen von Menschlichkeit, und Schaam, und überließ sich der abscheulichsten Wildheit. Eine zügellose Neigung zur Wollust riß sie dahin; und um solcher Genüge zu leisten, ließ sie die muntersten Mannspersonen zu ihr kommen; wenn nun dieser ihre Kräfte durch ihre Unersättlichkeit erschöpfet waren, wurden sie umgebracht; sie aber tröstete sich mit neuen Schlachtopfern. Bey ihren grausamen Gesinnungen, auch wider die Weibspersonen, nahm sie den Schein an, nach der äußersten Schärfe mit denen zu verfahren, welche unglücklicher Weise Merkmale ihrer Schwäche an sich trugen. Die wilde Zinga ließ sie vor ihren Richterstuhl schleppen, und sie selbst öfnete ihnen mit ihrem Schwerde den Leib, riß das Kind heraus, und trat es mit Beinen. Sie hatte die Jaggas überredet, daß sie von dem Fleische, und den Knochen männlicher Kinder, in einem Mörsel zerstoßen, eine Salbe zu verfertigen wüßte, welche unverletzlich machte, und ausserordentliche Stärke gäbe. Unwillig, daß sie keinen eigenen Sohn zu schlachten hatte, und zu alt, daß sie ihn hätte hoffen können, nahm

sie

sie einen von zwey Jahren an Kindesstatt an, ließ das ganze Volk zusammen kommen, tödete dieses junge Schlachtopfer öffentlich, zermalmete es mit einer Keule, mengte ein gewisses Pulver darunter, machte einen geheimnißvollen Teig, zog sich nackend aus, und bestrich sich mit dieser abscheulichen Zubereitung den Leib."

„Nachdem sie von Schandthaten gesättiget, und durch das Alter entkräftet war, (denn sie war dazumal über sechzig Jahre alt,) fieng ihr Gewissen an aufzuwachen; unerachtet sie solches zu ersticken sich allezeit bemühet hatte. Die Ströme Blut, welche sie vergossen, die unschuldigen Menschen, welche sie aufgeopfert, ihre Liebhaber, die sie mit dem Dolche getödet, die Kinder, die sie erwürget hatte, alle diese abscheulichen Gegenstände durchdrungen ihr Gemüthe mit der bittersten Reue. Als ehemalige Christinn, konnte sie, ohne beschämet zu seyn, nicht zurück denken, daß sie diese Religion dreyßig Jahre lang verfolget hatte. Den Ruhm ihrer **Bekehrung** schreibt man einem gewissen Pater, Anton **Gaette**, einem Capuciner-Mißionnaire, zu, der das Herz dieser Prinzeßinn, sagt man, durch diese einzige Betrachtung zu rühren wußte: „wenn ich diese ange-

nehmen Thäler sehe, diese vortreflichen Landschaften, welche mit einer so großen Menge Flüsse gezieret, und wider die rauhe Witterung mit so hohen, und zugleich fruchtbaren Gebirgen umgeben sind, so kann ich mich nicht entbrechen, Ew. Majestät Ehrfurchtsvoll zu fragen, wer doch der Urheber so vieler Wunder seyn müsse? wer die Erde fruchtbar mache? wer den Früchten ihre Reife gebe?" Die Königinn antwortete witzig genug; es sind meine Vorfahren. „Ew. Majestät, erwiederte der Capuciner, haben vermuthlich eben die Gewalt, wie Ihre Vorfahren?" Ja, sagte sie, und meine Gewalt ist noch größer; denn ich bin auch unumschränkte Beherrscherinn des Königreiches Matamba. Hierauf nahm der Pater Anton den ersten Strohhalm, den er fand, und sagte zu der Königinn: „haben Sie die Gnade, Madame, und befehlen Sie diesem Strohhalme, daß er aufrechts stehe." Zinga drehte sich weg, und schien über diesen Antrag unwillig zu seyn. Der Mißionnair wiederholte seine Bitte, und gab ihr den Strohhalm in die Hand, den sie aber so gleich fallen ließ. Der Capuciner stellte sich, als ob er ihn wieder aufheben wollte; die Königinn aber war geschwinder, und nahm ihn. Der Pater sagte

lächelnd

lächelnd zu ihr; „ohnfehlbar ist die Ursache, Madame, warum der Strohhalm gefallen ist, daß sie es ihm befohlen haben; er wird sich eben so wohl gerade erhalten, wenn Ew. Majestät es verlangen werden.“ Die gute Königinn wollte es versuchen; aber das Stroh fiel um, wie vorher. „So lernen denn Ew. Majestät, sagte der Theologe, mit einer triumphirenden Mine, daß Ihre Vorfahren so wenig im Stande gewesen sind, diese schönen Landschaften hervorzubringen, als Sie selbst, den Strohhalmen in der Luft zu erhalten.“

„Diese Betrachtung überzeugte die Prinzessinn dergestalt, daß sie über das Daseyn eines Gottes, und Schöpfers, mehr Licht bekam, und endlich zur **christlichen Religion** zurück gebracht wurde. Von selbiger Zeit an ließ sie nach, die Gläubigen zu verfolgen; und man redete nunmehr bey Hofe von nichts, als von den zu ergreifenden Mitteln, das Christenthum im Königreiche einzuführen. Man machte geschwind Anstalten, eine **Kirche** zu bauen; die Sclaven, ja die Soldaten selbst, holfen mit arbeiten; und Zinga ließ öffentlich erklären, daß die Abgötterey künftig abgeschaffet werden sollte. Der Götzendienst wurde bey Lebensstrafe untersaget, und unter der nämlichen Be-

drohung den schwangern Weibern verboten, ihre Kinder zu Opfern herzugeben: die Mannspersonen durften nicht mehr als eine Frau heurathen, auch sie nicht verstoßen; kein Unterthan sollte ferner die Teufel anrufen, noch Menschenfleisch essen.“

„Um das Volk von der Vielweiberey abzubringen, heurathete Zinga, auf Anrathen ihres Seelensorgers, des Paters Gaëtte, im fünf und siebenzigsten Jahre ihres Alters, öffentlich einen jungen Menschen, mit Namen Salvador, welchen der Mißionnair selbst unter den schönsten, wohlgewachsensten, und stärksten, seiner Neubekehrten ausgelesen hatte. „Das erbauliche Beyspiel, welches Ew. Majestät Ihren Unterthanen geben, sagte der Capuciner zu ihr, wird lauter Nacheiferer Ihrer Mäßigung machen; und die Vielweiberey wird gar bald aus Ihren Staaten verbannet seyn. Uebrigens lassen Sie Sich die Verbindung, welche Sie eingegangen sind, nicht beunruhigen. Die Munterkeit ihres jungen Gemahls, und die wirkende Gnade des Sacraments sind in Ihrem Alter, Madame, zwey mächtige Hülfsmittel wider die Empörungen des Fleisches, und wider die Heftigkeit der Begierden.“

„Das

„Das Zutrauen, welches der Pater Gaëtte durch seine Geschicklichkeit bey der Prinzeßinn zu erwerben gewußt hatte, machte, daß er sie zu allem vermochte. Die Portugiesen waren bedacht, Vortheil davon zu ziehen, und hoften, die Prinzeßinn dahin zu bringen, daß sie ihnen ihre Länder überliesse; allein ein unversehener **Zufall** hätte fast gemacht, daß die Königinn von Angola wieder in ihre alte **Barbarey** verfallen, und Unruhe, und Unmenschlichkeit in ihrem Königreiche aufs neue entstanden wären. Es befand sich an ihrem Hofe einer von ihren Hofleuten, der getaufet worden war, aber eine Lebensart führte, die mit den Lehren des Christenthumes nicht übereinkam. Nachdem er viele Jahre in größter Lüderlichkeit zugebracht hatte, verfiel er in eine Krankheit, die ihn aber zur Erkenntniß brachte; doch sturb er, ehe er beichten konnte. Der Pater Anton war abwesend; sein Eifer hatte ihn zu einer abgelegenen Mißion gerufen; unterdessen war einer seiner Mitbrüder, **Benetto** genennt, bey der Königinn geblieben, der schlechterdings nicht zugeben wollte, daß ein Mensch, ohne gebeichtet zu haben, an heilige Stätte begraben würde; er versicherte, daß er sich eher selbst wollte begraben lassen, als eine solche

Entheiligung verstatten. Zinga, aufgebracht über die Hartnäckigkeit des Mönchs, sagte, daß weil ein christlicher Priester sein Amt nicht thun wollte, der Verstorbene nach dem Gebrauche der Jaggas sollte zu der Erde bestattet werden. Kaum hatte sie diesen Befehl gegeben, so lief jedermann herbey, das Begräbniß zu veranstalten. Die dazu bestimmten Menschenopfer wurden zu dem Grabe geführet; und die Königinn selbst, mit einem Dolche in der Hand, war im Begriffe, sie zu schlachten, als ein guter ehrlicher Mann hervortrat, der durch eine fromme List den Erfolg dieser Abscheulichkeiten zurück hielt.“

„Der hartnäckige und strenge Benetto hatte einen Gefährten, einen Layenbruder, Namens Ignatius, der ein sanftmüthiger, und nachgebender Mann, uud voller Menschlichkeit, war. Dieser, da er bey dem unbiegsamen Mißionnaire nichts ausrichten konnte, setzte seine Hofnung in die Königinn, bey welcher er mehr Leichtigkeit zu finden glaubte. Er nahm ein großes Crucifix, hielt es in seinen Armen, gieng damit an den Begräbnißort, und rufte mit lauter Stimme: niedergekniet, niedergekniet, fallet auf die Kniee! Er drang auf diese Art bis an die Leibwache der Zinga, und sah

die

die Schlachtopfer in einem Kreise um die Königinn gestellet, die in dem Augenblicke den tödlichen Stoß von ihrer Hand selbst bekommen sollten. Zinga, bey Erblickung des Crucifixes, erstaunete, fiel, von ihrem Gewissen gerühret, auf die Kniee, ihre Augen wurden mit Thränen bedecket, und der Capuciner Ignaz nutzte diesen Augenblick, verwies ihr ihre Gottlosigkeit, und befohl ihr von Gottes wegen, auf dem Crucifixe einen Eid abzulegen, daß sie diese schreckliche Ceremonie aus ihren Staaten verbannen, und die abscheulichen Opfer auf ewig abschaffen wollte. Zinga schwur, schenkte den Schlachtopfern die Freyheit, und folgete dem Ignaz unter Begleitung aller Zuschauer, die über diesen glücklichen Ausgang erfreuet waren. Der Mönch Benetto frohlockte über seine Widerspenstigkeit; die Königinn hingegen war so gutdenkend, daß sie nicht erröthete, einem Capuciner nachgegeben zu haben.“

„Der Pater Anton, nach seiner Rückkunft, unterhielt die Prinzeßinn in ihrer frommen Willigkeit. Sie schrieb an den Papst, um neue Mißionnaire zu haben, und verlangte, daß es allezeit Ordensgeistliche des heil. Franciscus seyn möchten, indem sie mit dieser ihrer Denkungsart, und Vortrage, zufriedener war, als mit

der

der von den Jesuiten. Der Tag, da man ihr die Antwort des Papstes überbrachte, wurde als ein großes Fest gefeyert. Sie begab sich in kostbarer Kleidung, und in dem Gefolge ihres ganzen Hofes, schon am frühen Morgen in die Kirche. Das Breve des Papstes, in einer mit Diamanten besetzten Schachtel, hatte sie an einer goldenen Kette am Halse hängen. Ein Mißionnair las es ab, und ein Dollmetscher übersetzte es in die Caffrerische Sprache. Bey den letzten Worten trat die Königinn, die unterdessen gestanden hatte, hervor, kniete nieder, übernahm des heil. Vaters Brief von dem Capuciner, und küssete ihm die Hand. Der Priester überreichte ihr hernach das Evangelienbuch, Zinga legte mit lauter Stimme ihr Glaubensbekenntniß ab, schwur eine unverbrüchliche Treue dem heil. Stuhle, küßete den Brief, legte ihn zusammen, that ihn wieder in die Schachtel, und kehrte unter dem Zurufen des erstauneten Volkes nach ihrem Pallaste zurück."

„Dieses Fest wurde durch ein prächtiges Gastgebot, das die fromme Königinn von Angola den portugiesischen Abgeordneten, und ihrem ganzen Hofe gab, beschlossen. Zinga ließ sich gefallen, zum erstenmale auf europäische Art bedienet zu werden; dieses mußte ihr um

so

so viel befremdender vorkommen, da nichts dem ordentlichen Gebrauche ihrer Nation so sehr zuwider war. Bey denen **gewöhnlichen Mahlzeiten**, welche diese Prinzeßinn öffentlich hielt, hatte sie zu ihrer Bequemlichkeit blos ein Küssen, auf welchem sie mit Kreuzweis gelegten Beinen saß. Man legte ein Bret vor sie hin, mit etlichen Stücken halb rohen Fleische, davon sie eines nach dem andern zerriß, und verschlung, unterdessen daß drey hundert von ihren Weibern um sie herum stunden, und sie bedienten. Zinga aß von allen Stücken, und wurf sie hernach bald der einen, bald der andern zu; diese aber fiengen sie mit unglaublicher Begierde auf, und sahen diese ekelhaften Ueberbleibsel als entscheidende Proben der allerhöchsten Gnade an. Jedesmal, da ihr einfiel zu trinken, klatschten die Zuschauer, zum Zeichen ihrer Zufriedenheit, in die Hände; und der erste Minister, welcher sich, ihr zur Seite, kniend hielt, knipp sie in die Zehe des linken Fußes, um die Wünsche der Nation anzuzeigen, welche dahin giengen, daß das mit den Speisen untermengte Getränke jedem Theile des Körpers ihrer Souveraine, von dem äußersten Ende der Füße bis oben auf den Kopf, Nahrung geben möchte. Nach geendigter Mahlzeit sam-

sammelte der erste Minister alle Reste zusammen, legte sie in einen Kasten, und schloß ihn sorgfältig zu, damit nicht etwa ein feindseliger Zauberer sich ihrer bediente, um Ihro Majestät zu behexen."

„Zinga, die mit Ausbreitung der christlichen Religion beständig beschäftiget war, befohl ihren Unterthanen, die Götzen zu zerschmeissen, und alle Werkzeuge des Aberglaubens zu verbrennen. An derer statt erbauete sie Kirchen, richtete Kreuze auf, und gab den Mißionnairen bewafnete Leute zu, welche das Volk zum Christenthume zwangen, oder aber nöthigten, vor diesen wilden Soldaten zu fliehen, so wie die Reformirten in Frankreich vor den Dragonern. So wenig nachgebend aber die Strenge der Königinn von Angola in diesem Puncte war, so konnte sie den alten Götzendienst doch nicht völlig vertilgen. Alle Tage hatte sie einige Verbrecher zu bestrafen. Einer von ihnen wurde über der That angetroffen, in dem Augenblicke selbst, da er ein Kind erwürgete, um die Hölle zum Beystande seiner Zauberkünste zu bewegen. Er wurde vor die Zinga geführet, die ihn verurtheilte, lebendig verbrennt zu werden."

Diese

Diese Prinzeßinn war dazumal älter, als achtzig Jahre; und, wenn man dem Geschichtschreiber glaubet, so blieb sie in ihrer Strenge, (die der Geschichtschreiber mit dem Titel eines heiligen Eifers beehret,) bis an den letzten Augenblick ihres Lebens unverändert. Als sie fühlte, daß ihr Ende heran nahete, ließ sie die Capuciner zu sich kommen, und bat sie, daß, so bald sie todt seyn würde, man ihr ein Kleid von ihrem Orden, welches sie schon lange Zeit zu diesem Gebrauche aufgehoben hatte, anziehen möchte. Auf solche Art sturb diese sonderbare Frau im Jahre 1664, und hinterließ ihre Nation halb gesittet, halb christlich, und sehr geneigt, ihre ehemaligen Gebräuche wieder anzunehmen. Nach ihrem Tode unterstützte ihre Schwester, die auf sie folgete, die Religion sehr schlecht. Diese war eine schwache Prinzeßinn, welche auch nur kurze Zeit regirte: sie hatte die Augen so bald nicht geschlossen, als ihr Gemahl den alten Götzendienst eben so geschwind, und noch leichter wieder einführte, als er abgeschaft worden war."

Zwey Arten von Einwohnern bevölkern das Königreich Angola, die Portugiesen, und die Schwarzen. Letztere theilen sich in vier Classen; erstlich kommen die Adelichen; hernach

hernach die freyen Leute, als Handwerker, Ackersleute; drittens, die natürlichen Leibeigenen des Landes; und endlich, die Sclaven, welche im Kriege gemacht, oder im Handel gekaufet werden. Die Schwarzen der zweyten Classe können, wenn sie sich nicht recht wohl aufführen, zur Knechtschaft verurtheilet werden. Ein Adelicher, zum Exempel, der an einem seiner Vassallen entdecket, daß er ihm hat schaden wollen, ist berechtiget, nicht allein ihn, sondern auch seine Frau, und ganze Familie, zu Sclaven zu machen. In Ansehung der Verbrechen kennet man hier nur eine Art der Bestrafung, welches die Sclaverey, zum Vortheile des Richters, ist. Die Justiz-Formalitäten schränken sich blos auf die Aussage des Klägers ein, worauf das Urthel unmittelbar erfolget. Es giebt Weiber, die mit Einverständniße ihrer Männer, alle Kunstgriffe ihres Geschlechts anwenden, um andere Mannspersonen in ihr Garn zu locken; die sie hernach ihren Männern ausliefern, welche sie einschließen, und auf Gelegenheit warten, sie zu verkaufen, ohne daß die geringste Rechenschaft dieser Gewaltthätigkeit wegen von ihnen gefordert werde.

Die **Portugiesen** führen, zu Unterhaltung ihrer **Colonien** in America, alle Jahre mehr als funfzehn tausend **Schwarze** von hier. Wenn diese auf der Küste ankommen, sind sie gemeiniglich ganz ausgezehrt, weil sie auf der Reise schlecht gespeiset werden, und die Nacht über nichts als den Himmel zu ihrer Bedeckung, und die Erde zur Lagerstatt haben. Aber ehe sie eingeschiffet werden, pflegt man sie in einem großen dazu bestimmten Hause wohl zu nähren. Findet sich kein Schiff bereit, sie einzunehmen, oder ist ihre Anzahl nicht groß genug, eine vollständige Ladung zu machen, so braucht man sie unterdessen zum Feldbaue. Wenn sie auf den Schiffen sind, hat man die größte Sorgfalt für ihre Gesundheit. Sie werden mit Arzeneyen versehen, und hauptsächlich giebt man ihnen Bleyweiß und Citronen, um sie wider den Scorbut zu sichern. Wird einer von ihnen krank, so weiset man ihm ein eigenes Behältniß an, und er muß eine erforderliche Diät beobachten.

Die **Waaren**, welche die Portugiesen für diese Sclaven geben, sind seidene Stoffe, und Leinwand von allen Arten und Farben; Sammte, goldene und silberne Tressen, Brand-

wein, Oel, Messer, Degen, Zucker, türkische Decken, Zwirn, Nadeln, gläserne Halsbänder, Klingeln, Pferdeschwänze, welche sie sehr gern haben, und Hunde, derer Fleisch Leckerbissen für sie sind, und sie allem anderem Fleische vorziehen. Man mästet diese Thiere auf das sorgfältigste; und sie werden auf den Märkten öffentlich verkaufet. Es sind wohl eher sechs Schwarze für einen Hund gegeben worden; aber gewöhnlicher Weise giebt man einen Hund für zwey Schwarze.

Die Einwohner von Angola sammeln keine **Reichthümer**, und leben ohne große Kosten. Sie begnügen sich mit Hirse, etlichen Stücken Vieh, mit ihrem Oele, und Palmenweine. Die **Vielweiberey** ist die am meisten eingeführte Gewohnheit; und die erste Frau hat den Vorzug vor den anderen allen. Die, welche Mutter wird, bleibt von ihrem Manne abgesondert, bis ihr Kind etliche Zähne bekommen hat. Alsdenn nehmen es die Verwandten, oder Bekannten beyderley Geschlechts, tragen es von Hütte zu Hütte, singen und spielen auf ihren Instrumenten dazu, und lassen sich Geschenke geben, die man ihnen selten abschlägt.

Die **Männer** hüten das Haus, und beschäftigen sich mit Spinnen, mit Verfertigung

aller=

allerhand Zeuge, und anderer dergleichen Dinge. Die **Weiber** müssen einkaufen, verkaufen, und alles das auswärts verrichten, was in den meisten anderen Ländern die Männer zu thun pflegen. Die Weiber sind so eifersüchtig, daß wenn sie sehen, daß ihre Männer einen Augenblick mit einer andern Frau reden, sie in die größte Wuth gerathen, und ein entsetzliches Geschrey anfangen. Sie haben den närrischen **Gebrauch**, dem aufgehenden Monde den Hinteren zu weisen, um ihren Haß wider ihn anzuzeigen, weil sie glauben, er sey die Ursache ihrer monatlichen Veränderungen.

Die **Besitzungen** der **Portugiesen** in dem Königreiche Angola, erstrecken sich an der Küste hin, und nehmen den ganzen westlichen Theil des Landes ein. Sie sind so wie die Brasilianischen, in verschiedene **Capitaneyen** eingetheilet, die durch Forts vertheidiget werden, worinnen allezeit eine Besatzung liegt. Die Stadt **Loanda**, welche auch den Namen **St. Paul** führet, weil der erste Statthalter dieser Colonie, Paul Diaz, also hieß, ist die **Haupstadt**. Die Portugiesen erbaueten sie im Jahre 1578, auf einen Hügel, wo sie sich von dem Gipfel, bis an das Meer,

als ein Amphitheater zeiget. Sie ist groß, und für dasiges Land ziemlich hübsch. Man rechnet drey tausend europäische Häuser darinnen, von Steinen gebauet, und mit Ziegeln gedecket; ungerechnet einer noch viel größern Anzahl Wohnungen für die Schwarzen, welche nur von Holze und Strohe sind. Die Stadt ist voller Kirchen und Klöster; man sieht aber weder Mauern, noch Festungswerke; einige an dem Ufer, zu Bedeckung des Havens, aufgeworfene Schanzen, ausgenommen. Die **Cathedralkirche** ist ein großes Gebäude, dem zur Seite der bischöfliche Palast liegt. Des Bischofs Gerichtsbarkeit erstreckt sich bis an das Königreich Congo; und dieser bischöfliche Sitz, der itzt von einem portugiesischen Carmeliter besessen wird, steht unter dem Erzbischofe von Lissabon. Das Capitul ist mit neun oder zehn Domherren besetzet.

Die anderen **Kirchen** gehören den Jesuiten, Carmelitern, Capucinern, und Barfüßern. Alle haben sie die Gestalt einer Festung, und könnten im Nothfalle eine Belagerung aushalten. Mitten in der Stadt steht das **Jesuiter-Collegium**, und die Jesuiten sind wie die dazu gehörigen Pfarrer. Man rech-

rechnet auf zwölf tausend Sclaven, die zu diesem Hause gehören. Da sie allerhand Handwerke verstehen, so erlaubt man ihnen, wenn sie von ihren Herren nicht gebraucht werden, für das Publicum zu arbeiten, welches letzteren ein ansehnliches einbringt; denn außer daß sie die Erhaltungskosten der Sclaven ersparen, so gewinnen sie auch noch jeden Tag den Vortheil ihrer Arbeit. Es machen die Schwarzen den hauptsächlichsten Reichthum der Colonie aus. Ein Portugiese von Loanda hat ordentlich funfzig Schwarze in seinen Diensten; die Reichen haben ihrer zwey und dreyhundert, und einige, bis auf drey tausend.

Das Kloster der Capuciner ist gleichsam die Schule dieses Ordens für alle Missionen im Königreiche. Der General-Superior wohnet darinnen, und nimmt der Einwohner Allmosen ein, um die Mißionnaire zu unterhalten. Der Statthalter der portugiesischen Errichtungen auf den westlichen Küsten von Africa, hat seinen Palast in der Stadt, wo er nebst seinem Rathscollegio wohnet. Alle diese Gebäude sind wieder neu aufgeführet worden, seit dem die portugiesischen Unterthanen diesen Ort wieder bekommen haben.

Die Holländer, die ihn 1641 wegnahmen, fügten ihm großen Schaden zu; sie gaben ihn aber sieben Jahre hernach wieder zurück.

Man unterscheidet verschiedene Gattungen Europäer zu St. Paul von Loanda; die ersten sind die Geistlichen, und die Mönche, welche für ein Inquisitions-Land nicht so zahlreich sind, als man es vermuthen sollte; hernach kommen die Kriegs- und Justiz-Bediente; drittens, die Kaufleute; und endlich die von den Gerichtshöfen verwiesenen Missethäter, worunter sich eine große Menge Portugiesen jüdischen Geschlechtes befinden, die von dem Inquisitions-Tribunale nach Africa sind geschicket worden. Diese letztern bekehren sich niemals ernstlich, und sind daher von den geistlichen Orden ausgeschlossen; man versichert aber dennoch, daß sie sich fleißig bey dem Gebrauche der heil. Sacramente einfinden, und sehr gutthätig gegen die Armen, und die Mönche sind.

Die Mulaters, derer es hier eine sehr große Menge giebt, haben einen unversöhnlichen Haß wider die Schwarzen, ohne ihre eigenen Mütter auszunehmen, welche sie nicht verschonen, und sich kein Bedenken machen, ihnen auf das schimpflichste zu begegnen. Ihr ganzer

ganzer Ehrgeiz besteht darinnen, daß sie sich in eine Art von Gleichheit mit den Weißen setzen wollen; diese aber sind sehr besorgt, ihren Hochmuth zu unterdrücken, und an statt sie als ihres gleichen anzusehen, erlauben sie ihnen nicht einmal, sich in ihrer Gegenwart niederzusetzen. Die Weiber der Mülaters, derer Vater unbekannt ist, dürfen weder Mantel noch Hemde tragen; und die Gesetze verstatten ihnen keine andere Bekleidung, als ein Stück Zeug, das sie unter den Aermen befestigen. Die Mannspersonen haben Strümpfe uud Beinkleider, und daraus besteht ihre ganze Kleidung. Sie können Priester, oder Soldaten werden; sie steigen aber niemals bis zu dem Grade eines Officieres, auch können sie keine Prälatur erlangen. Sie verabscheuen die Capuciner, weil diese gesuchet haben, sie von dem Priesterthume unter dem Vorwande auszuschließen, daß man den Mülatern Schuld giebt, sie wären aus verbotenem Umgange erzeuget. Diejenigen, von dieser Farbe, welche sich in den Soldatenstand begeben, verlangen von den Schwarzen eben solchen Respect, wie die Weißen. Wenn sie in dem Königreiche reisen, lassen sie sich von Sclaven in Hamacs tragen; und sind die Häupter in den Dörfern nicht eilig genug, ihnen

nen solche zu verschaffen, so werden sie böse, ziehen den Degen, und suchen sich durch ihre Drohungen furchtbar zu machen. Unter Weges halten sie sich berechtiget, die Lebensmittel, die sie bey den Schwarzen finden, wegzunehmen; und hören sie einiges Murren um sich her, so fügen sie einer gewaltthätigen Plünderung noch Schimpfworte, und Schläge hinzu. Die Mülaters, welche sich auf die Handlung legen, und Sclavenhändler werden, überlassen sich noch anderen Ausschweifungen. Sie mißbrauchen alle junge Mägdgen, die sie verführen können; und wenn sie viele Jahre hernach wieder an den Ort kommen, nehmen sie die Kinder, davon sie Väter sind, weg, verkaufen sie, und bereichern sich auf solche Art von ihrem eigenen Blute. Dieses schändliche Verfahren wird gewissermaßen durch das Beyspiel der Portugiesen selbst gerechtfertiget, welche bey einer abscheulich lüderlichen Lebensart den barbarischen Gebrauch haben, die Kinder, welche sie mit ihren schwarzen Sclavinnen erzeugen, zu verkaufen.

Alle **Schwarze** von Loanda, und von den anderen portugiesischen Besitzungen in dem Königreiche Angola, müssen **Sclaven** werden, ausgenommen etliche alte Einwohner, welche

vermö=

vermöge ihrer ersten Capitulationen, ihre Freyheit behalten haben. Diese Sclaven werden zu dem Feldbaue, zur Fischerey, zu Erbauung der Häuser, und zu anderer Arbeit gebraucht. Alle bekennen sich zum Christenthume; allein es ist mehr die Furcht, als die Ueberzeugung, die sie zu den Pflichten der Religion anhält. Man verlangt von ihnen, daß sie alle Jahre beichten; weil sie aber in einer angewöhnten Lüderlichkeit leben, so schicken sie zu Anfange der Fasten ihre Beyschläferinnen fort, und nehmen nach Ostern andere, in der Einbildung, bey Gott gerechtfertiget zu seyn, wenn sie die, welche sie abgeschaffet haben, nicht weiter sehen. Die schwarzen Sclavinnen werden beschuldiget, daß sie ihre Frauen bestehlen, um ihre Liebhaber zu unterhalten; wenn sie auch von einem dergleichen heimlichen Liebesverständnisse schwanger werden, sind sie dieserwegen nicht verunehret.

Das Beyspiel, und die Gesellschaft dieser Sclavinnen macht, daß die portugiesischen Weiber von Loanda sich ein rauhes Wesen, einen unerträglichen Hochmuth, und einen häßlichen Geitz angewöhnen. Sie scheinen ihren Ruhm blos darinnen zu suchen, daß sie ihre

häusliche Tyranney so weit treiben, als die Weiber des Landes ihre Unterthänigkeit, und Gehorsam. Wollen auch ihre Männer das Joch abschütteln, so finden sie Mittel, sie durch solche empfindliche Kränkungen zu demüthigen, daß sie sich nicht mehr getrauen, sich öffentlich sehen zu lassen.

Kein **Weißer** geht aus seinem Hause, ohne zwey Schwarze bey sich zu haben, die sein Hängebette tragen, und einen dritten, der einen großen Sonnenschirm über den Kopf seines Herrn hält. Wenn zwey Portugiesen neben einander gehen, halten die Sclaven die Sonnenschirme zusammen, so daß ihre Herren in beständigem Schatten gehen. Die **Weiber** lassen sich auswärts nicht anders als in Hängebetten, unter einem zahlreichen Gefolge, das allezeit knieend mit ihnen redet, sehen. Der Hamac, (Hängebette,) ist mit Decken belegt, und das Gefolge besteht wenigstens aus zwölf Personen. Zwey Schwarze tragen das Bette; zwey andere halten die Sonnenschirme; vier Weiber fassen die Zipfel der Decke an; und einige andere folgen hinter her. Läßt sich die Dame in die Kirche tragen, so wird eben diese Decke vor den Altar gebreitet, daß sie darauf

knieen

knieen kann. Am grünen Donnerstage haben alle Weiber im Gebrauche, zu Fuße, und ohne Begleitung zu gehen.

Die **Regirung** von Loanda, und von anderen Gegenden des Königreiches, welche unter portugiesischer Herrschaft stehen, ist in den Händen eines Unterköniges, zweyer Bradors, welche seine Räthe sind, eines Präsidenten zu Verwaltung der Justiz, zweyer Unterrichter, und eines Secretairs. Die Häupter derer **Schwarzen**, welche der Colonie unterworfen sind, geben dem Statthalter einen jährlichen **Tribut** an Sclaven, leisten ihm auch, unter dem Titel als Vasallen, noch andere Dienste. Ferner nöthiget man sie, den Portugiesen, wenn sie auf der Reise sind, Träger zu ihren Hängebetten, Lebensmittel, und alle andere Bedürfnisse, zu liefern. Der Tribut, den jeder Sova bezahlt, ist an gewisse Sclavenhändler verpachtet, welche, dem schlechten Character gemäs aller Leute von dieser gehäßi en Handthierung, sich durch ihre Bedrängungen verabscheuungswürdig machen. Ihr Chef, welcher **Contractador** heißt, hat seinen Sitz zu Loanda, wo er zugleich die Stelle eines Consuls vertritt, und die Streitigkeiten über Handlungssachen unwiederruflich entscheidet.

Die

Die Insel **Loanda**, die eine halbe viertel Stunde von dem Ufer, im Angesichte der Stadt, liegt, giebt ihren Namen der Stadt, und der Provinz. Man fischet an ihrem Rande kleine Muscheln, **Zimbis** genennt, die statt Geldes gebraucht werden. Diese Fischerey gehöret dem Könige von Portugal, welcher großen Vortheil davon zieht. Die Länge der Insel ist sechs oder sieben Stunden, und die Breite eine oder anderthalbe Meile. Man hat verschiedene **Dörfer** darauf angeleget, davon das vornehmste den Namen **St. Esprit** führet. Die meisten werden von Schwarzen bewohnet; doch haben die Portugiesen von St. Paul von Loanda Kirchen daselbst, und insonderheit **Landhäuser**, welche unvergleichliche Wohnungen abgeben. Der **Boden** trägt kein Getreide; aber Pomeranzen, Citronen, Granaten, Feigen, Bananas, Cocus-Nüße, Rosinen, und andere Früchte, wachsen in Ueberflusse. Auf dieser Insel ist es, wo man, wenn man einen Fuß tief in die Erde gräbt, das beste **Wasser** im ganzen Lande findet. So fremde Ihnen dieser Umstand scheinen wird, so werden Sie Sich nicht weniger über die Eigenschaft dieses Wassers wundern, welches niemals süßer ist, als bey der hohen Fluth des Meeres, und nie

salzi-

salziger, als bey der Ebbe. Der Canal, welcher die Insel von der Küste absondert, giebt einen vortreflichen Haven ab. Die Ueberfahrt daselbst ist so schmal, daß die Schwarzen hinüber schwimmen.

Unter denen verschiedenen Flüssen, welche das Königreich Angola bewässern, durchströmet es der Fluß Coanza, dessen Ursprung unbekannt ist, fast der ganzen Länge nach. An seinem Ausflusse hat er anderthalbe Stunde in der Breite; man kann ihn aber wegen der vorkommenden Wasserfälle, nicht über sechzig Stunden hinauf fahren. Aus den in seinem Bette entstandenen Sandbänken sind verschiedene Inseln entstanden, derer etliche drey bis vier Stunden in der Länge haben. Diese Gegend ist nicht eher angebauet worden, wenigstens in einem merklichen Umfange, als im Jahre 1630. Ein Statthalter der Colonie, Namens Don Ferdinand, befohl den Einwohnern, daß ein jeder ein Stück Landes, nach der Anzahl seiner Sclaven, anbauen sollte. Er mußte sich seines Ansehens, und der Drohungen bedienen, und Gewalt brauchen, um diese Leute glücklich zu machen.

Es bleibt mir noch übrig, Madame, Ihnen mit ein paar Worten zu erzählen, auf was

für

für Art Portugal dieses Königreich erlanget hat. Seit der Regirung Johannis II, das heißt, noch vor dem sechszehnten Jahrhunderte, trieben die Unterthanen dieses Monarchen, mit Erlaubniß des Königes zu Congo, unter dessen Botmäßigkeit Angola dazumal stund, zu Loanda einen großen Handel mit Sclaven. In der Folge rüstete Paul Diaz, dessen Vorfahren diese Küste entdecket hatten, eine ansehnliche Flotte auf seine Kosten aus, und zu seiner Entschädigung, erhielt er von dem Könige Sebastian die Bewilligung aller, in dem Inneren des Reiches eroberten Länder, nebst einem Bezirke von ohngefähr dreyßig Stunden an der Küste. Diaz reisete ab, und nahm Kaufartheyschiffe mit, welche in verschiedenen Gegenden von Angola zu handeln unternahmen, und Loanda wurde der vornehmste Marktplatz. Dieses erweckte bey den Einwohnern Mißtrauen; und weil sie in diesen Fremden nichts als Spione zu finden glaubten, welche blos gekommen wären, sich ihres Eigenthumes zu bemächtigen, nahmen sie ihnen ihre Besitzungen, und brachten ihrer eine große Menge um. Diese Gewaltthätigkeit reizte den Stolz, und Geiz der Portugiesen mehr und mehr an; und Diaz drang auf dem Flusse Coanza, unter Lösung eines

nes zahlreichen Geschützes, tiefer in das Land. Eine große Menge vornehmer Schwarzen, die an dem Ufer wohneten, unterwurfen sich den portugiesischen Waffen freywillig, und wurden auf einmal Freunde, und Unterthanen des Siegers.

Ich bin, u. s. w.

Loanda, den 20 April, 1753.

Der 167 Brief.

Das Königreich Congo.

Man rechnet nicht mehr als sechzig Stunden von dem Haven von Loanda nach dem großen und schönen Flusse, welcher das Königreich Congo durchströmet; und wir thaten diese Reise in zweyen Tagen. Dieser Fluß, welcher an seiner Mündung zehn bis zwölf Stunden breit ist, fällt mit solcher Heftigkeit in das Meer, daß er auf zwölf Stunden weit seinen Strom behält, ohne sich mit dem Seewasser zu vermengen, und man seine Farbe unterscheiden kann. Die Eingebohrnen des Landes nennen ihn **Congo**, die Portugiesen aber

Zaire,

Zaire, und man giebt ihm willkührlich den einen, oder den andern Namen. Er kann nur neun Stunden weit beschiffet werden; denn weiter hinauf wird er durch Felsen eingeschlossen, über welche er sich mit einem entsetzlichen Getöse herunter stürzet. Zwischen diesem Wasserfalle, und seiner Mündung, wird er durch ansehnliche **Inseln** getheilet, welche verschiedenen Vornehmen im Lande, unter der Oberherrschaft des Königes von Congo, zugehören. Diese Unterthänigkeit hält die Besitzer nicht ab, einander öfters durch gähling e Ueberfälle, auf ungemein großen Kähnen, die aber nur aus einem einzigen Stamme gemachet sind, Schaden zuzufügen. Diese Inseln sind stark bevölkert, man findet aber wenig Häuser. Da ein großer Theil des Landes überschwemmet wird, so machen sich die Schwarzen auf den Bäumen **Wohnungen**, die wie Vogelnester aussehen: ihre Kähne unterhalten die Gemeinschaft von einer zu der andern. Der **Ehestand** ist auf diesen Inseln wenig bekannt: gleich von Jugend an vermischen sich beyde Geschlechter, und folgen nichts als dem natürlichen Triebe, der sie vereiniget; es giebt auch dieser flüchtige Umgang den Männern kein Recht über die Weiber. Die übrigen **Handlungen** ihres

Lebens

Lebens haben fast nichts, das sie von den Thieren unterscheidet. Sie sind noch allerseits in dem schwachen Grade von Verstande, der ihnen nicht erlaubet, weiter als auf das Gegenwärtige zu denken, und eine nur unförmliche, auf die nöthigsten Bedürfnisse gegründete Einrichtung verstattet. Die Einsichtigsten unter ihnen stellen Priester vor, und verführen die Einfältigen durch vorgegebene Zaubereyen. Sie befragen den Teufel, unter der Gestalt eines Götzen; niemand aber darf sich ihm nähern, als die zu seinem Dienste geweiheten Priester. Man schicket ihm von sehr weit her Geschenke, welche man in einem Walde an einer großen, von Elephanten-Zähnen aufgeführten Mauer aufhänget. Die Priester tragen ungemeine Sorgfalt, den Ort, wo der Götze steht, und die Wege, die dahin führen, zu verheimlichen. Jedesmal, daß sie selbst dahin gehen, nehmen sie einen Umweg, um sich der Neugier derer, die ihnen folgen wollten, zu entziehen; denn sie begreifen, ohne Hexenmeister, oder Theologen zu seyn, so gut wie andere, daß man das Volk nicht sicherer betrüget, als durch Geheimnisse.

Allerhand Waaren, welche unser Schiff den Portugiesen zu überbringen hatte, und an-

dere, welche es von ihnen übernehmen sollte, nöthigten uns, zu warten, und ich bekam Zeit, das Land zu besuchen, und kennen zu lernen. Dieses Königreich begreift, in einem größern Umfange als England, sechs ansehnliche Provinzen; und die Hauptstadt, ehedem Banza, oder der königliche Hof, heutiges Tages San Salvador genennt, liegt ohngefähr funfzig Stunden von der See. Die Stadt ist auf einen Berg gebauet, dessen Seiten bloser Felsen sind, der aber oben eine wohl angebauete Fläche, von drey Stunden im Umkreise, voller Wohnungen hat. Die reizende Aussicht dieses Platzes hat die Portugiesen bewogen, ihn Otheiro, welches Perspective bedeutet, zu nennen. Sein Erdreich ist an allen Arten von Getreide ergiebig, und bringt eine große Anzahl Tamarinden- Palmen- Orangen- und anderer immer grünender Bäume hervor. Unerachtet der Berg auf der Abendseite sehr steil ist, so entspringen doch auf demselben eine Menge Quellen, die den dasigen Aufenthalt noch angenehmer machen. Ein unten vorbey strömender Fluß verbreitet Fruchtbarkeit in den benachbarten Feldern, und giebt der ganzen Landschaft so viel Annehmlichkeit, daß die

meisten

meisten Einwohner dieser Hauptstadt Landhäuser, und Gärten an seinen Ufern haben.

Die Stadt liegt in einem Winkel des Berges. Das merkwürdigste, das sie hat, ist der Palast des Königes, und das Quartier, welches die Portugiesen bewohnen, beyde mit Mauern umgeben. Der Platz, der dazwischen liegt, stellt einen großen Markt vor, wo hinten, quer vor, und der Kirche gegen über, verschiedene vornehme Herren ihre Häuser haben. Die Gassen sind breit, und wohl vertheilet, die Gebäude geraumig, regelmäßig, und bequem, aber mit Strohe gedecket, ausgenommen die, welche den Portugiesen gehören. Der Palast des Königes besteht in einer Menge großer Zimmer, Säle, und Galerien, worinnen aber die ganze Verzierung in aufgehängten Matten, an statt der Tapeten, besteht: doch sind einige Säle und Cabinete, für dasige Landesart, noch ziemlich kostbar angeleget. In der Stadt zählet man zehn oder zwölf Kirchen, und Kapellen: in der Ringmauer sind ihrer alleine dreye. Die vornehmste ist die Cathedralkirche, zum heil. Kreuze, die im geistlichen, so wie das ganze Königreich, unter dem Bischoffe von Angola steht. Sie hat ein mit sechs und zwanzig Domherren, und

vielen Capellanen, besetztes **Capitul.** Die **Weißen**, welche in dieser Hauptstadt wohnen, rechnet man auf vier tausend, und die **Schwarzen** auf funfzig tausend. Weil viele Häuser der vornehmen, und reichen Portugiesen außer der Ringmauer stehen, kann man die Größe der Stadt nicht wohl bestimmen; aber die ganze obere Fläche des Berges ist mit einer Menge **Dörfer**, und Meiereyen besetzt, welche, so zu sagen, nur eine einzige große Stadt, ausmachen, die mehr als hundert tausend Menschen enthält. Die Jesuiten haben hier ein Collegium, wo sie die Jugend unterrichten, und dem Volke den Catechismus lehren.

Seit acht oder zehn Tagen wohne ich bey den **Capucinern**, davon einer, der das Amt hat, die Fremden zu bewirthen, Sorge für mich trägt. Da seine Verrichtungen nicht viel Zeit erfordern, er sich aber gern etwas zu thun macht, so beschäftiget er sich, verschiedene Stücken aus der Geschichte in kleinen **Wachs-Figuren**, sieben bis acht Zoll lang, abzubilden, und in einer gewissen Ordnung vorzustellen. Das eine Stück ist die Entdeckung des Landes Congo durch die Portugiesen, und auf was für Art das Christenthum in diesem Kö-

nigrei-

nigreiche eingeführet worden ist. Jede Figur hat ihre behörige Kleidung, Farbe, Stellung, Alter, Landesart, Ordnung, und den Rang, der ihr zukommt. Sie bewegen sich, folgen auf einander, und werden durch ein Glas gesehen, mit einem Wachslichte erleuchtet, wie man in Europa die Laterna magica zeiget. Dieser gute Capuciner, indem er mir diese ganze Vorstellung sehen ließ, machte zugleich seine Erklärung, und fügte einige Anmerkungen bey, die ich hier wiederholen will.

„Unter allen Begebenheiten, welche die Bewunderung des menschlichen Geschlechts auf sich gezogen haben, sind keine, sagte er, so merkwürdig, als die Entdeckungen der Portugiesen; es sey nun, daß man die ausgebreitete Handlung, und die unermeßlichen Reichthümer betrachtet, durch welche Europa bereichert worden ist, oder, daß man die Wunder von Tapferkeit und Klugheit, welche diese ruhmvollen Unternehmungen verewiget haben, erweget. Ob gleich die Castilianer America erobert haben, noch ehe wir nach Ostindien über das Vorgebirge der guten Hofnung gekommen sind, so muß man doch einräumen, daß wir die ersten gewesen sind, welche die Schiffahrt auf dem Oceane gewaget, und den ande-

ren europäischen Nationen die Gedanken beygebracht haben, einen neuen Welttheil zu suchen. Die Spanier waren von diesem Einfalle so weit entfernet, daß sie sich nicht allein erst lange Zeit nach uns damit beschäftigten, sondern auch anfänglich die Unternehmungen der Portugiesen als romanenhafte Handlungen, und Wirkungen einer zerrütteten Einbildungskraft ansahen."

„Betrachten Sie diese Figur, welche zwar mit keiner Krone gezieret ist, aber allen Glanz der königlichen Majestät an sich blicken läßt: es ist der Prinz Henrich von Portugal, der Sohn Königs Johann I, welcher, voller Begierde neue Länder zu entdecken, seinen Namen berühmter gemachet hat, als alle seine Zeitgenossen. Er war Philosoph; und wendete seine Philosophie an, der ganzen Welt Gutes zu thun. Sein Wahlspruch war: die Fähigkeit, Gutes zu thun. Aus Neigung zu Entdeckungen, hatte er die Geographie, und Mathematik, eifrigst getrieben; zu diesen Kenntnissen kam noch alle Einsicht, die er durch Nachfragen, und Erkundigungen erlanget hatte; und um sich diesen Bemühungen völlig zu überlassen, erwählte er das Cap von Sagrez zu seiner Residenz, wo die Aussicht auf das Meer

seine

seine Wünsche und Hofnung täglich mehr rege machte.“

„Eines Tages früh, nachdem er die ganze Nacht vorher mit diesen Betrachtungen zugebracht hatte, gab er auf einmal Befehl, zwey Schiffe auszurüsten, die unter Segel gehen sollten; allein sie kamen nicht weiter, als bis an das Cap Bajador. Dieses Cap, welches sich mehr als vierzig Stunden in den Ocean erstrecket, und auf allen Seiten mit Felsen, Sandbänken, und einem stürmischen Meere umgeben ist, benahm den Steuerleuten den Muth. Sie werden hier, zur Seite des Prinzen, das Cap, die Schiffe, und die Matrosen erblicken, wie sie sich vergebens bemühen, vor diesem entsetzlichen Vorgebirge vorbey zu segeln: die guten Leute erwegen aber nicht, daß wenn sie in die hohe See stächen, sie leicht vorüber fahren könnten; und diese erste Hinderniß macht, daß sie die ganze Unternehmung aufgeben.“

„Henrich, welchen nichts kleinmüthig macht, schicket andere Seeleute ab, die es zwar ebenfalls nicht überfahren, die aber auf der Rückreise, über das große Weltmeer, die Insel Madera wieder finden, welche schon den Carthaginensern bekannt gewesen seyn soll.

Sie geben ihr diesen Namen, weil sie über und über mit Bäumen bedecket ist, und Madera, Holz bedeutet, daher Ihr Herren Franzosen das Wort Madrier, (eine starke Bohle,) gemachet habet. Der Prinz läßt daselbst Weinstöcke aus Griechenland, und Zuckerrohr, aus Sicilien, und Cypern, wohin es die Araber aus Indien gebracht haben, pflanzen. Es ist dieses eben das Zuckerrohr, welches seitdem auf den americanischen Inseln verpflanzet worden ist, und heutiges Tages den Zucker für ganz Europa liefert."

„Sie werden dort in der Entfernung eine Kapelle mit einem Begräbnisse gewahr werden. Dieses errichtete der berühmte Macham, um das Jahr 1344, zum Andenken seiner Geliebten, mit welcher er aus England, seinem Vaterlande, geflüchtet, und durch Sturm auf diese Insel geworfen worden war. Da sie unter Weges viel ausgestanden hatten, waren sie ein wenig an das Land gestiegen, die übrigen Schiffs-Gefährten aber waren unterdessen fortgereiset, ohne sie gerufen zu haben. Das Frauenzimmer sturb aus Kummer; und Macham, der sie bestmöglichst begraben hatte, errichtete ihr ein Grabmal, worauf er seine traurige Begebenheit einzugraben Mittel fand. Er

machte

machte sich hernach eine kleine Barke aus dem Stamme eines Baumes, überließ sich den Wellen, und hatte das Glück, an die Küsten von Africa geworfen zu werden, wo die Mohren ihn aufnahmen, und mit ihm umgiengen, wie mit einem Manne, den der Himmel beschützet.“

„Das Cap **Bajador** hatte allen Schiffsleuten eine solche Furcht gemacht, daß innerhalb dreyzehn Jahren sich keiner unterstund, es zu überfahren. Endlich flößete ihnen die Standhaftigkeit des Prinzen Muth ein; und der Mann, den Sie da sehen, ist der berühmte **Gilianez**, welcher kühn genug war, dem Prinzen die Ausführung seiner Befehle zu gewähren. Er überfuhr auch wirklich dieses fürchterliche Cap, welches bisher die Tapfersten zurück gehalten hatte, und seine That wurde von dem damaligen Geschichtschreibern noch über die Arbeiten Hercules gesetzet. Henrich, seiner Wünsche gewähret, erhielt von dem Papste eine ewige **Schenkung** aller Länder, für die Krone Portugal, welche die Unterthanen dieses Königreiches von diesem berühmten Vorgebirge an, bis nach Indien, entdecken würden, nebst einem Ablasse für die Seelen derer, welche bey dieser glorwürdigen Unternehmung bleiben würden.“

„Die zwey **Mohren**, welche diese andere Scene öffnen, kommen und bieten **Goldstaub** an, zur Ranzion für einen ihrer Camaraden, welchen die Portugiesen unter ihren Gefangenen aufbehalten. Es ist dieß das erstemal, daß Africa dieses kostbare Metall den Europäern sehen läßt. Aus dieser Ursache giebt man dem Bache, wo diese Unterhandlung vorgeht, den Namen des **Goldflusses**; und die Begierde, Entdeckungen zu machen, wächst in Portugal bey jedem zurück kommenden Schiffe, das Früchte seiner Reise mitbringt. Man bewundert überall im ganzen Königreiche auch die geringsten Producte, welche aus Africa ankommen, und der Prinz Henrich, dem alle diese Reichthümer gezeiget werden, belohnt die Chefs der Unternehmungen großmüthig.“

“Nach diesem Auftritte kommt ein Schiff, welches sich der Insel **Arguin** nähert, und in ein Gefechte einläßt, wobey sieben Europäer von den Mohren getödet werden. Es ist dieses das erstemal, daß die Portugiesen bey ihrer Unternehmung Blut verlieren. Dieses Land ist so flach und offen, daß die Eingebohrnen selbst den Weg oftmals verfehlt, und wie auf dem Meere, keine anderen Führer, als die Sterne, den Wind, und die Vögel gehabt haben. Ihre

Nah-

Nahrung bestund in einer Art Körner, welche die Erde ohne Anbau hervor brachte, in etlichen Kräutern, in Eidexen, und an der Sonne getrockneten Heuschrecken. Sie tranken die Milch aller Arten von Thieren, weil das Wasser ungemein selten war; und aus dieser Ursache schoneten sie auf der Jagd alle Thiere weiblichen Geschlechtes. Wer in der Nähe vom Meere wohnete, suchte seinen Unterhalt mit der Fischerey; und wenn die Portugiesen ihnen Korn gaben, aßen sie es mit größter Begierde ohne einige Zubereitung. Sie hatten keine anderen Häuser, als Zelte, und an statt der Kleider bedeckten sie sich mit Thierhäuten. Ihre einzige Beschäftigung bestund in der Wartung ihrer Heerden: ihre Sprache war einerley mit der, welche man auf der Küste der Barbarey redet. Sie hatten keinen König; aber sie waren in Hauptmannschaften, unter verschiedenen Oberhäuptern, abgetheilet.“

„So begierig auch die Portugiesen waren, ihre Entdeckungen weiter zu treiben, so wurden ihrer doch viele durch die Furcht abgehalten. Unbekannte Meere, öde Küsten, arme schüchterne Einwohner, die nichts besseres aufzuweisen hatten, als sich selbst, und mit denen man sich entweder herumschlagen, oder sie überfallen

fallen mußte, wenn man sie zu Sclaven machen wollte: alles dieses hatten die Schifffahrenden zu erwägen, und der starke Eindruck der Gefahr und Furcht überwog die sehr mässigen Vortheile. Doch der unüberwindliche Muth des Prinzen Henrich, nebst seinem heftigen Verlangen, einen Weg nach Indien über das africanische Meer zu finden, machten, daß man alle Hindernisse überstieg."

„Der Mann, mit dem der Prinz redet, ist ein Portugiese, Namens Tristan, welcher auf erhaltenen dringenden Befehl sechzig Stunden über das grüne Vorgebirge hinaus fährt. Er legt sich bey der Mündung des Rio=grande vor Anker; und indem er diesen Fluß in seiner Schaluppe hinauf fahren will, wird er von einer Menge Schwarzer umringet, die eine Wolke von Pfeilen auf ihn losschießen. Die meisten seiner Leute, ehe sie das Schiff erreichen können, werden getödet, und er selbst empfängt eine gefährliche Wunde. Alvarez Fernandez, der dort in der Ferne steht, geht vierzig Stunden weiter als der unglückliche Tristan, aber mit eben so wenigem Erfolge. Er sieht sich genöthiget, vor einem Truppe Barbarn zu fliehen, die ihn zwingen, das Ufer zu verlassen. Der brüllende Löwe,

den

den sie an Ketten geleget sehen, ist der erste, den die Portugiesen nach Europa bringen. Der Capitän Homen nimmt ihn auf einer seiner Reisen mit; und in Lissabon wird er die Bewunderung der ganzen Stadt."

„Betrachten Sie diese Figur in weisen Haaren, und fremder Kleidung, die sich dem Prinzen Henrich zeigt: es ist ein dänischer Edelmann, Bellarte genennet, der ein Empfehlungsschreiben von dem Könige von Dänemark seinem Herrn, mitbringt, und seine Dienste dem Könige von Portugal anbietet. Er schifft sich für das grüne Vorgebirge ein. Unter andern Reichthümern des Landes, zeigen ihm die Schwarzen Elephantenzähne, welche bey dem Bellarte eine ungemeine Neugierde erwecken, einige dieser Thiere lebendig zu sehen. Ein Schwarzer erbietet sich, ihm dieses Vergnügen zu verschaffen; nachdem er ihn aber in einige Entfernung geführet hat, tödet er ihn treuloserweise."

„Dieser andere Fremde ist ein Genueser, Noli genennt, der von seiner Republik an den König von Portugal abgeschicket wird. Der König übergiebt ihm das Commando einer Flotte, mit welcher er die Inseln des grünen Vorgebirges erobert. Er giebt ihnen diesen Namen, weil

weil sie dem Vorgebirge gegen über, und hundert Stunden davon liegen. Noli, bey seiner Rückkunft, findet den Hof zu Lissabon in Trauer, wegen Absterbens des Prinzen Henrich, des Urhebers, und unvergeßlichen Stifters so vieler Entdeckungen. Ich habe mich bemühet, alle Züge der Gestalt und des Characters dieses Prinzen auszudrücken. Von Leibe war er wohl gewachsen, ungeachtet seine Beine etwas dicke waren. Er hatte eine weiße Haut, starke und dicke Haare, einen gebieterischen, ja für die, welche ihn zu sehen nicht gewohnet waren, etwas fürchterlichen Anblick. Sein Gemüthe war im Grunde vernünftig lustig; und beym größten Zorne blieb er allezeit Herr von sich selbst. Er war einförmig in seiner Kleidung, geduldig in den verwirretesten Sachen, entschlossen und beherzt in der Gefahr, in den Wissenschaften sehr bewandert, und ohne Zweifel der größte Mathematiker seiner Zeit. Er ist unverheurathet geblieben; und man hat niemals bemerket, daß ihm die Enthaltsamkeit beschwerlich gefallen wäre. Kurz, die gute Meynung, die man von seinen Verdiensten, und von seiner Klugheit hatte, ist Ursache, daß er Zeitlebens in großem Ansehen blieb. Seine Entdeckungen erstreckten sich bis nach

Sierra-

Sierra-Liona, wo man anfieng, Handlung nach Guinea zu treiben.“

„Hier zeigt sich ihrem Augenmerke ein neuer Auftritt. Ein König des Landes, mit lauterm Golde bedecket, ist mit einem portugiesischen Admirale, Namens Azambusa, in Unterredung. Sie sehen, wie er ihm, zum Zeichen des Friedens, die Hand giebt. Nach den ersten Höflichkeiten, erzählt der Admiral die Bewegungsgründe seiner unternommenen Reise, und fängt von der Religion an. Er versichert dem africanischen Monarchen, daß die vornehmste Absicht des Königes von Portugal sey, ihn, und sein ganzes Volk, zu dem Christenthume zu bewegen, und führet alle Vortheile desselben an. Am Ende bittet er um Erlaubniß, ein Haus zur Wohnung für seine Leute zu bauen; er verstund aber darunter ein Fort, um diese Barbarn in der Unterthänigkeit zu erhalten. Sehen Sie, mit was für Aufmerksamkeit man ihm zuhöret. Seine Vorschläge wegen der Religion werden mit Vergnügen angenommen; aber der Antrag, eine Wohnung zu bauen, wird ohne Ausnahme verworfen. Die Wildheit hält die Schwarzen nicht ab, ihren Nutzen einzusehen. Azambusa wiederholet seine Bitte: endlich giebt der König

nig seine Einwilligung, und begiebt sich weg. Die Portugiesen fangen an, einen Felsen einzuschmeißen, um ihr Gebäude aufzuführen. Die Schwarzen, welche diesen Felsen als einen Ort ihres Götterdienstes brauchten, glauben beleidiget zu seyn, und jagen die Arbeitsleute fort. Der Admiral suchet die am meisten Aufgebrachten durch Geschenke zu besänftigen; die Arbeiter kommen zurück, und das Fort wird zu Stande gebracht. Unvermerkt wird es größer; und man giebt ihm den Titel, und die Gerechtsame einer Stadt, unter dem Namen des heil. George. Azambusa bleibt daselbst mit sechszig Mann, und schickt seine mit Golde beladene Flotte nach Lissabon zurück. Der König von Portugal, bey dem Anblicke so großer Schätze, fängt an zu befürchten, die anderen Fürsten von Europa möchten solche mit ihm theilen wollen. Er läßt daher die von dem Papste zu seinem Vortheile gemachte Schenkung erneuern, und nimmt den Titel als Herr von Guinea, an."

„Bis hieher hatte man sich begnüget, in den neu entdeckten Ländern hölzerne Kreuze aufzurichten. Se. Allergetreueste Majestät befiehlt, große Steine dahin zu bringen, worauf Ihr Name, und der von dem Schiffscapitaine,

capitaine, mit dem Jahre der Eroberung, gesetzet werden. Diego **Cam** ist der erste, der diese neue Verordnung an dem Flusse Congo, sonst Zayre genennt, in Ausübung bringt, und macht sich kein Bedenken, ziemlich weit in das Land hinein zu fahren. Die zwey Ufer stellen eine Menge Schwarzer dar: durch ihre Zeichen geben sie zu verstehen, daß sie einen König haben, dessen Residenz nicht weit entfernet ist. Cam schicket ihm durch Abgeordnete Geschenke, und läßt ihm Friedens- und Handlungs-Vorschläge thun, welche günstig angenommen werden. Er thut, mit etlichen **Mißionnairen**, eine Reise nach **San-Salvador**, wo der **König** von **Congo** Hof hält. Er wird von einer großen Menge vornehmer Schwarzen begleitet, die unter dem Schalle von allerhand Instrumenten ihren Zug fortsetzen. Der ganze Weg, bis an die Hauptstadt, ist mit unzählichem Volke angefüllet, und von allen Seiten bringt man Lebensmittel und Vorräthe im Ueberfluße herbey. Der König selbst schicket den Mißionnairen eine Menge Adelicher mit Erfrischungen entgegen; und der ganze Hof empfängt sie eine Stunde vor der Stadt, wo sie endlich mit außerordentlicher Feyerlichkeit hinein geführet werden. Die Portugiesen fin-

den jedermann so willfährig, man erweiset ihnen so viele Liebe, man läßt eine so große Neigung zu dem Gottesdienste, den sie bekennen, spüren, daß diese Europäer bedauern, eine nicht größere Anzahl Arbeiter an dem Evangelio, für eine so reichliche Aernde, mitgebracht zu haben. Der africanische Fürst läßt viere seiner angesehensten Unterthanen nach Portugal abreisen, mit dem Befehle, sich daselbst taufen zu lassen, und mit Mißionnairen zurück zu kommen. Bey ihrer Rückkunft scheinen sie von der angenommenen Religion so überzeuget zu seyn, daß der König von Congo keinen Anstand nimmt, sich unterweisen zu lassen."

„Betrachten Sie diesen Monarchen, wie er auf seinem elfenbeinernen Throne dem portugiesischen Generale Audienz giebt. Er ist von den Hüften, bis oben, nackend; der übrige Leib ist mit einem Stücke blauen Damaste umhüllet. An seinem linken Arme sehen Sie ein metallenes Armband, und auf den Schultern einen Pferdeschweif, der die königliche Würde anzeiget. Sein Haupt ist mit einer Mütze, von geflochtenen Palmenblättern, in Gestalt einer Bischofsmütze, bedecket. Ich habe den Fürsten eben in dieser Kleidung vorgestellet, weil er sich den ersten Europäern auf diese Art

zeigte.

zeigte. Die Bewegung, die er mit der Hand machet, deutet auf den Platz zu einer Kirche, die er, so bald er wird getaufet seyn, will erbauen lassen."

„Dieser Tag kommt endlich heran; und die Taufhandlung geschieht in dem Angesichte von vielen tausenden seiner Unterthanen, die auf der Anhöhe eines Berges, einem Amphitheater gleich, in Reihen gestellet sind. Der Fürst knieet auf einem Küssen: ein Franciscaner-Mönch, das Haupt der Mißionnaire, hält in seiner Hand eine Muschel mit Wasser, welches er dem Könige über den Kopf gießt. Sechs Geistliche von eben diesem Orden, in Chorröcken und Meßgewanden, machen einen halben Kreis um ihren Superior, und bitten Gott um die Bekehrung dieser unzähligen Menge Menschen, welche vermuthlich, dem Beyspiele ihres Souverains zu folgen, nicht anstehen werden. Hinter ihnen stehen die Portugiesen, welche ebenfalls beten, in der Hofnung, daß wenn diese Völker durch einerley Religion mit ihnen verbunden sind, fernerhin nichts fähig seyn werde, ihren gegenseitigen Handel zu stören. Doch darf man nicht glauben, als ob ihr Eifer blos eigennützige Absichten zum Grunde habe."

„Zur Rechten Sr. Majestät, aber in einer gewissen Entfernung, stehen die vier ersten **Weiber** des Monarchen. Das traurige, und bekümmerte Wesen, das man ihnen ansieht, verräth ihre Furcht, der König möchte bey dem neuen Gottesdienste, der die Vielweiberey untersaget, bewogen werden, sie fortzuschicken, und sie würden um ihre Würde und Rang kommen. Die jüngste von ihnen, die auch die hübscheste ist, scheint weniger betrübt zu seyn; ja, Sie werden eine heimliche Freude an ihr verspüren, welche sich bey dem Ernsthaften der Ceremonie dennoch unterscheidet, weil sie gewiß glaubt, daß, wenn auch der Fürst verbunden wäre, nur eine einzige Frau zu haben, die Wahl nicht anders als auf sie fallen könne. Sie beeifert sich, getaufet zu werden, und verlanget Eleonora zu heißen, wie die Königinn von Portugal, weil der König von Congo den Namen Don Juan, den der Monarch von Portugal führt, angenommen hat.“

„Diesem **Beyspiele** folgen eine große Anzahl vornehmer Herren, und besonders der nächste **Kronerbe**, welcher bey der Taufe den Namen Don **Alphonsus**, den der Prinz von Brasilien hatte, bekommt. In der ersten Hitze seines Eifers zerbricht, und verbrennt er

alle

alle Götzen. Als er nach dem Tode seines Vaters auf den Thron von Congo steigt, führet er den neuen Gottesdienst überall ein; und um solchen in seinen Staaten zu verewigen, schickt er seine Söhne und Neffen nach Lissabon, daselbst zu studiren. Zweye dieser schwarzen Prinzen werden in der Folge zu Bischöffen erhoben.“

„Alphonsus legt den **Grund** zu der **Cathedralkirche** in San-Salvador, und trägt auf seinen Achseln, so wie die Königinn, die ersten Steine, und den Sand zu diesem Baue. Alle Herren und Damen bey Hofe thun ein gleiches, und geben auf die erbaulichste Weise ihre Hände zu dieser Arbeit her. Das Volk beweiset nicht weniger Eifer; und in weniger Zeit sieht man das Gebäude vollendet. Alle Statthalter in den Provinzen erhalten ebenfalls Befehl, in den Städten ihrer Residenz, Kirchen zu erbauen, auch überall das Zeichen der Erlösung anzubringen. Er begnüget sich nicht, dem wahren Gotte Tempel in seinem Königreiche errichtet zu haben, er befiehlt auch seinen Unterthanen, alle ihre Götzen den Beamten einzuliefern, damit diese sie an den Hof abgeben können. Man bringt von allen Oertern die Bäume, Pflanzen, Klötzer, Steine, die gemalten und eingegrabenen Figuren, die Vögel, die

kriechenden, und alle andere Thiere zusammen, welche diese wilde und abergläubige Nation seit so vielen Jahrhunderten anbetete. Die Denkmale des Götzendienstes werden den Flammen aufgeopfert, und damit das Volk, welches unterhalten seyn will, solche vergesse, theilet man Kreuze, Medaillen, und Bilder, unter sie aus.“

„Dieser Fürst, da seine Regirung sehr kurz ist, hat nicht Zeit genug, die letzte Hand an die neu entworfenen Errichtungen zu legen. Er hat seinen Sohn, Don **Pedro**, zum Nachfolger, unter dem die Religion neuen Fortgang erhält. Die Insel **St. Thomas**, die bisher wüste gelegen hatte, wird durch Portugiesen bevölkert; und der Hof zu Lissabon, setzt einen **Bischof** dahin, der das Geistliche ihrer Stadt, sowohl als der Kirche zu Congo, zu besorgen hat. Der Prälat begiebt sich nach San-Salvador, um die Untersuchung seines neuen Kirchsprengels anzustellen, und wird mit unbeschreiblichen Freudenbezeugungen aufgenommen. Der ganze Weg ist mit Matten beleget: der König, in Begleitung seines ganzen Hofes, geht vor dem Prälaten her; er führet ihn in die Cathedralkirche, wo man alle Anstalten zur Feyer des Gottesdienstes, und zu allem,

-em, was den äußerlichen Glanz der Religion vermehren kann, gemachet hatte."

„Nachdem Don Pedro in der Blüthe seiner Jahre ohne Nachkommenschaft verstorben war, kommt das Scepter nach und nach in die Hände verschiedener Prinzen vom Geblüte. Don **Diego** unterscheidet sich durch eine große Pracht, welche er so wohl in seinen Kleidern, als in den Meublen seines Palastes, sehen läßt. Ein schöner Stoff war ihm niemals zu theuer; und er pflegte zu sagen, die raren Sachen wären nur für die Könige gemacht. Er trug ein Kleid niemals mehr als einmal, und gab es hernach denen Hofbedienten, die selbigen Tag die Aufwartung gehabt hatten. Dieser Geist der Ueppigkeit verbreitete sich durch das ganze Königreich, wo die Tapezereyen, die goldenen Stoffe, und die schönsten Zeuge unserer Manufacturen, anfiengen gemein zu werden."

„Der **Tod** dieses Fürsten ist der Zeitpunct des **Verfalls** des **Christenthumes** in diesem Königreiche. Don **Alvarez**, einer seiner Nachfolger, entsaget dem Glauben; und sein Beyspiel machet die Standhaftigkeit eines Theiles seines Volkes wankend. Der Fürst will sich zwar zum Vasalle des Königes von Portugal machen, dieser aber schlägt es aus, und be-

gnüget sich, Beschützer des Königreiches Congo zu heißen, so wie seine Nachfolger es noch heutiges Tages wirklich sind. Don Alvarez, unerachtet seines Abfalls vom Christenthume, wird in der Kirche von San-Salvador beygesetzet, wo die Souveraine des Landes ihr Begräbniß haben.“

Nach einer so glänzenden, als geschwinden Verbreitung erlöschet das Christenthum in wenigen Jahren fast gänzlich. Jedoch erhält es sich noch in einigen Provinzen durch die Bemühung der Mißionnaire, und wegen der Zuneigung des Volkes zu dieser Religion, und ihren Dienern. Weil nicht Priester genug vorhanden sind, einer jeden Kirche einen Pfarrer zu geben, so werden diejenigen, wo er fehlt, der Aufsicht eines unterrichteten Schwarzen anvertrauet, welcher die Gläubigen zu gewissen Stunden zusammen rufet, und sie den Rosenkranz, oder andere Gebethe, hersagen läßt.“

„Sie werden gefunden haben, daß alle Personen, die ich ihrem Augen nach und nach vorgestellet habe, nach der alten Landesart gekleidet gewesen sind; aber seit der Ankunft der Portugiesen, zieht sich der König und die Vornehmen, auf europäische Art an. Sie tragen spanische Kappen, Castorhüte, seidene

Westen,

Westen, Pantoffeln von Sammte oder Corduane, Halbstiefeln, und lange spanische Degen. Auch die Damen machen die lissaboner Moden nach, und lassen sich von unseren reichsten Stoffen Mäntel, und lange Röcke machen. Ehedem bestund ein Mannskleid aus einem Gewebe von der Rinde der Palmenbäume, und bedeckte nichts, als die Hüften, und Schenkel. Leute von höherem Stande trugen noch eine zweyte Schürze darüber von Tygerhaut, von Zibetkatze, oder von Zobel. Dieser leichten Bekleidung fügten sie noch eine Capuze bey, die den Kopf und die Schultern bedeckte, nebst einem leinenen Hemde, das wie ein Chorrock gemacht, und wie unsere Netze gestrickt war. Die meisten giengen barfuß, oder hatten nur hölzerne Solen."

„Der **Monarch** zeigte sich **öffentlich** nicht anders, als in einem prächtigen **Kleide** von goldenem oder silbernem Stoffe, mit einem Mantel von Sammte. Auf dem Kopfe trug er eine **weiße Mütze**, so wie alle Vornehme, die er seiner Gnade würdigte. Dieses war ein so gewisses **Kennzeichen** seiner **Gunst**, daß er bey dem geringsten Unwillen diejenigen der Mütze beraubte, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Ueberdieses war

die weiße Mütze ein Zeichen des Adels, und Ritterordens in Congo, so wie gewisse rothe, und blaue Bänder es in Europa sind.“

„Die Damen wickelten sich, von der Hüfte bis unten, in drey Arten von Schürzen, davon die innerste bis auf die Fersen gieng. Auf dem Leibe hatten sie ein Wams, das vorne offen war, und über den Schultern ein Mäntelgen von Palmenrinde. Der Kopf war nur mit einer kleinen Mütze bedecket. Die gemeinen Weiber unterscheideten sich in ihrem Anzuge durch nichts, als daß der Zeug zu ihrer Kleidung gröber war. Die Weiber der Sclaven, und die vom aller niedrigsten Stande, giengen bis auf den halben Leib nackend. Die Armen haben ihre ehemalige Kleidung, das heißt, die Schürze von Palmenblättern, beybehalten, welche bis auf die Kniee geht, und das übrige unbedecket läßt. Die Weiber des gemeinen Mannes haben die Schürze größer, und sie geht bis auf die Füße.“

„Die Einwohner von Congo sind, in Ansehung der Speisen, den Gebräuchen ihrer Vorfahren getreuer geblieben. Die Saamenkörner, und die Wurzeln des Landes, machen ihre hauptsächlichste Nahrung aus. Unerachtet sie verschiedenes Fleischwerk haben, so ist doch

das

das gewöhnliche Schlachtfleisch, und das Federvieh, bey ihnen selten. Ein Hun gilt in San-Salvador eine Pistole: es gewöhnt sich aber dieses Volk leicht an die gemeinesten Speisen. Ein Congoer lebt auf der Reise von Wasser, und Wurzeln."

Das wohl ausgedachte Puppenspiel, das ich Ihnen, Madame, hier angeführet habe, kommt keinesweges mit der Barbarey überein, die man dem Königreiche Congo zuschreibt; noch weniger aber mit dem Begriffe, den man sich gemeiniglich in Frankreich von dem Verstande, Geschmacke, und der Geschicklichkeit der Capuciner macht. Diese, bey welchen ich wohne, haben die sechs Provinzen dieses Königreiches unter sich getheilet, um den Schauplatz ihres Eifers daraus zu machen, und die Pflichten ihres geistlichen Berufs daselbst auszuüben. Sie stellen alle Jahre verschiedene Mißionen dahin an; und ich muß bekennen, daß ich zuweilen gern hörete, wenn sie die ihnen vorgefallenen Begebenheiten, und die Geschichte der Hexenmeister, und Abentheuer, die sie abzuwenden, oder zu bestreiten gehabt hatten, erzähleten. Ich behalte mir diese Mährgen bis in die folgenden Briefe vor. Sollten diese

Mate-

Materien Sie nicht genug belustigen, so werden Sie andere, mehr unterrichtende Umstände, über die Lage, die Gebräuche, Sitten, über die Eigenschaft, und die Erzeugungen des Landes, darinnen finden.

Ich bin, u. s. w.

San-Salvador, den 30 April, 1753.

Der 168. Brief.

Fortsetzung von Congo.

Der Pater Felix, von Lissabon, als General-Superior der Mißion, hat die Provinz Pemba, worinnen die Hauptstadt liegt, für sich behalten. Die Provinz Bamba steht unter der Aufsicht des Pater Ambrosius, von Parma. Die vier übrigen, nämlich Songo, Batta, Pango, und Sundi, werden im Geistlichen von den Patern, Felicianus, von Meiland, Melchior, von Coimbra, Bonaventura, von Lucca, und Eugenius, von Aveiro, besorget.

„Wir reiseten unserer zehn Ordensgeistliche, sagte der Pater Ambrosius, aus Italien

lien ab, und waren von der Congregation de Propaganda, zu Rom, abgeschicket worden, diese armen Africaner zu bekehren. Unsere Patente enthielten große Vorzüge, welche unserm Auftrage Ehre machten. Wir hatten die Macht, die Gläubigen wegen aller vorfallenden Vergehen zu bestrafen; die Vielweiberey, und den vorsetzlichen Mord, ausgenommen: wir konnten Erlaß bey Heurathen, im dritten, ja so gar im zweyten Grade der Verwandtschaft, ertheilen: wir erlaubten den bekehrten Heyden, eine ihrer Weiber zu behalten, und wir ließen ihnen die Wahl: wir erließen die Sünden, in allen Fällen, die sich sonst der heilige Stuhl vorbehalten hat: wir weiheten das leinene Geräthe in den Kirchen, die Kapellen, die Kelche; und wir konnten im Nothfalle, zwey Messen in einem Tage lesen: wir gaben Erlaubniß, Fleisch an verbotenen Tagen zu essen: wir ertheileten völligen Ablaß, zu Befreyung der Seelen aus dem Fegefeuer: bey nöthigen Gelegenheiten konnten wir weltliche Kleider tragen, und verbotene Bücher lesen, ausgenommen den Bayle, und Machiavel."

„Wir stiegen in dem Haven von Loanda an das Land, und theileten uns, mit dem Versprechen, durch verschiedene Wege in das König-

Königreich **Congo** zu gehen. Man gab uns Schwarze zu **Wegweisern**, und versah uns mit **Hängebetten**, der einzigen Bequemlichkeit für Reisende in diesem Lande, wo man wegen Mangel des Futters keine Pferde aufzieht. Wenn man gern geschwind fort will, hat man Sclaven zur Abwechselung, welche so gut fördern, als die besten Pferde. Man versicherte uns, daß wir, in unserer Kleidung, nicht lange zu Fuße gehen würden; und wir sahen uns wider Willen genöthiget, uns von Männern tragen zu lassen.“

„In diesen wilden Gegenden findet man **keine Landstraßen**: die Wege sind enge **Fußsteige**, wo zwey Personen kaum neben einander gehen können. Sie sind auch nicht allezeit sicher; weil die meisten in Ungnade gefallenen, und vom Hofe verbanneten Edelleute sich zusammen halten, auf den Straßen stehlen, und von dergleichen Räuberey leben, bis sie bey Hofe wieder in Gnade kommen. Unsern Vortrupp machten etliche Schwarze, mit ihren Bündeln; wir giengen hinter ihnen her, und die übrigen Schwarzen, welche die Träger ablösen mußten, wenn sie müde waren, folgten uns. Man kann sich nicht vorstellen, mit was für Leichtigkeit sie über die beschwerlichsten

Oerter weggehen. Sie sind mit Bogen, und Pfeilen bewafnet; und ihre Station ist allezeit eines ihrer Dörfer, wo andere Träger mit ihnen abwechseln.“

„Der Chef jedes Dorfes stattete uns so gleich seinen Besuch ab, und wies uns die besten Hütten zur Wohnung an. Da es hier wenig Steine giebt, so sind alle Häuser von Leimen, mit Stroh-Dächern, gebauet, vielmals ohne Fenster, oder ohne einige andere Oefnung, als die Thüre. Unser Wirth hatte ein Stück Zeug um die Hüften, von der Größe eines Schnupftuches, und einen blauen tuchenen Mantel, der bis auf die Erde gieng. Das gemeine Volk war in Baumblätter, oder in Häute von Affen, als der einzigen Bekleidung dieser Barbarn, gehüllet; ja diejenigen, welche in freyem Felde leben, und keine andere Wohnung als unter den Bäumen haben, gehen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, ganz nackend. Man bildet sich in Europa ein, die jungen Mägdgen müßten sich, in dieser nackenden Figur, bey der Ansicht einer Mannsperson, die sie nicht kennen, schämen. Keinesweges: man mag sich ihnen nähern, sie angreifen, oder reizen, wie man will, so wird man niemals sehen, daß sie ein wollüstiges,

oder

oder freyes Wesen von sich blicken lassen. Ohne schüchtern zu seyn, haben sie allemal etwas ehrbares, und bescheidenes, in ihrem Betragen. Auf welche Seite ich meine Augen an diesem angenehmen Aufenthalte hinwendete, fuhr der Pater Ambrosius fort, so stellete mir alles, was ich sah, das vollkommene, und rührende Bild der unschuldigen Natur vor. Eine angenehme Einöde, die durch nichts, als durch die Aussicht einer vortreflichen Landschaft eingeschlossen wurde, die lustige Lage der Hütten mitten unter den Bäumen, das Müßiggehen, und die Sorgenlosigkeit der Schwarzen, unter dem Schatten des Laubes hingestrecket, die Einförmigkeit ihrer Sitten, und insonderheit ihre unschuldige, und bescheidene Blöse, alles erinnerte mich an die glückseligen Zeiten unserer ersten Aeltern im Paradiese."

„Das erste Dorf, wo wir schliefen, bestund aus ohngefähr hundert kleinen Hütten, ohne Ordnung und Absicht von einander abgesondert. Man kann fast sagen, daß sie den Tag über nicht bewohnet werden, denn die Männer gehen zusammen, spielen auf ihren Instrumenten, und erlustigen sich in freyer Luft bis auf den Abend; die Weiber aber machen sich früh auf, und arbeiten im Felde, nehmen

auch

auch ihre Kinder mit, das eine auf dem Rücken, das andere an der Brust, und ein drittes an der Hand; die übrigen gehen hinter her; denn hier zu Lande ist man sehr fruchtbar. Wenn die Kinder heran gewachsen sind, so überläßt man sie sich selbst; die Aeltern sorgen alsdenn so wenig für sie, als ob sie sie niemals gekennet hätten. Zu Mittage kommen die Weiber wieder nach Hause, und machen das Essen: der Mann sitzt gemeiniglich alleine bey Tische, die Mutter und die Kinder aber stehen um ihn herum, und essen, wenn er satt ist, das Uebrige."

„Der Chef dieses Wohnplatzes war ein Mann von sechzig Jahren, der einen weißen Bart, und graue Haare hatte. Wie wir zu ihm kamen, saß er auf der Erde, unter einem Baume, vor seiner Hütte, und rauchte, und schwatzte mit seinen Nachbarn. So bald er mich, und meinen Gefährten, gewahr wurde, stund er auf, reichte uns dreymal die Hand, hielt sie bald an den Hals, bald an die Brust, und fragte uns bey jedemmale, wie wir uns befänden. Es ist dieses bey den Africanern die eingeführte Art, zu grüßen. Hierauf ließ er eine Matte aufbreiten, und bat, wir möchten uns niedersetzen; er selbst aber setzte sich auf eine der Ecken, ohne daß es möglich war, ihn

zu vermögen, daß er sich näher in das Mittel gesetzet hätte. Die Schwarzen glauben, den Weißen dieses Zeichen von Ehrfurcht schuldig zu seyn, besonders aber den Capucinern, welche sie als Herren ansehen, die weit über sie erhaben sind.“

„Wenn einer von uns an einen Ort kommt, wo kein Pfarrer ist, so läßt der Chef, oder Vornehmste, unsere Ankunft den Einwohnern wissen, und befiehlt ihnen, ihre geistlichen Bedürfnisse uns vorzutragen: verabsäumet er diese Pflicht, so entsetzen wir ihn seines Amtes. Folgende sind noch andere Verordnungen, die wir eingeführet haben, und welche die Chefs in Ausübung zu bringen, müssen besorgt seyn. Die Oberhäupter eines jeden Bezirkes dürfen nicht mehr als eine Frau haben, bey Strafe des Verlustes ihres Amtes. Die schwangeren Weiber müssen eine Schaumünze, oder eine Reliquie, bey sich führen, und sich aller anderer Verwahrungsmittel während ihrer Schwangerschaft enthalten, bey Strafe, gepeitschet zu werden. Die Aeltern sollen die Kinder kurze Zeit nach ihrer Geburt zur Kirche bringen, und sich an ihrer statt zu einiger geistlichen Uebung anheischig machen,

chen, als, den Rosenkranz herzusagen, des Freytags zu fasten, u. d. m.“

„Nach der ersten Bewillkommung, ließ unser Alter den **Schwarzen** sagen, sie sollten ihre **Kinder** herbringen, daß sie **getaufet** würden. Es waren wenige darunter, die es nicht schon gewesen wären; denn diese Mission wird ziemlich sorgfältig bestellet. Die, welche unsers Dienstes noch benöthiget waren, wurden uns von ihren **Aeltern** dargebracht. Die Aeltern trugen in ihrer Hand ein Hun, Salz, oder solche Muscheln, die an statt Geldes dienen, und machten uns Geschenke damit, unerachtet wir keine Belohnung verlangten. Wir suchen, diesen Völkern nützlich zu seyn, es geschehe nun durch allerhand Dienste, die wir ihnen umsonst leisten, oder, daß wir ihnen die geistlichen Hülfsmittel, derer sie benöthiget sind, ohne den geringsten Eigennutz angedeihen lassen.“

„Einige dieser **Kinder**, die keine Europäer gesehen hatten, **scheueten** sich vor uns, und insonderheit vor unserer Kleidung. Ein jedes lief auf die Seite, und suchte seine Zuflucht unter seiner Mutter Beinen. Doch wurden sie es nach und nach **gewohnt**; und gar bald sahen wir uns von einem Haufen kleiner

Jungen und Mägdgen umgeben, welche aus Neugierde herzu gelaufen waren. Einige fühlten unsern Rock an, andere unsern Strick, hauptsächlich aber unsern Bart, denn sie konnten sich nicht einbilden, daß er so lang wachsen könnte, als sie ihn sahen. Die Freyheit, die wir ihnen ließen, ihn genau zu betrachten, setzte sie in die größte Verwunderung, zu sehen, daß er wirklich an unser Kinn gewachsen war. Andere endlich befühlten unsere Kappe, und glaubten, sie wäre mit Tabacke angefüllet, wegen der Aehnlichkeit mit einem zu diesem Gebrauche bestimmten ledernen Sacke, den diese Leute auf der Brust zu tragen pflegen."

„Weil ich dem Chef des Dorfes gesaget hatte, daß ich Willens sey, den andern Morgen Messe zu lesen, befohl er etlichen Schwarzen, Holz und Sträucher herbey zu schaffen, wovon so gleich eine kleine Kirche, und ein Altar, erbauet wurden, und zwar an einem erhabenen Orte, damit jedermann den Meßpriester sehen konnte. Man war eben mit dieser Arbeit beschäftiget, als wir zum Abendessen gerufen wurden. Der Alte, seine Kinder, und etliche gute Freunde, saßen mit Kreuzweis gelegten Füßen um einen großen Napf voll Brey, aus Mehle und Honige gemacht.

Er

Er ließ uns neben sich setzen, fieng an zu essen, nahm eine Hand voll von dem Breye, und knetete ihn mit den Fingern; denn diese Wilden wissen nichts von Löffeln und Gabeln. Er bat uns, es auch so zu machen; wir fanden aber diese Art von Gerichte sehr unschmackhaft; doch hinderte solches nicht, daß nicht die Schüssel in einem Augenblicke ausgeleeret war. Nach geendigter Mahlzeit brachte eine junge nackende Sclavinn, jedem nach der Reihe, ein Gefäß mit Wasser, woraus wir tranken, und hernach die Hand, die statt eines Löffels gedienet hatte, wuschen. Es ist dieses allezeit die rechte Hand; denn die linke wird zu anderen Dingen gebraucht, die mit der Reinlichkeit nicht überein kommen.“

„Die Schwarzen von Congo stellen dergleichen **Gastgebote** öfters unter sich an. Die Gäste versammeln sich auf einem Felde, und kauern sich unter einem Baume in einem Kreise nieder. Mitten in dem Kreise steht eine große Schüssel, worinnen ein Gemenge von vielerleyen Gerichten befindlich ist. Der Aelteste von der Gesellschaft macht die Eintheilung, und legt den Anwesenden vor. Er überreicht auch allen eine Flasche Palmenwein, die er jedem Gaste, nach der Reihe, an den Mund hält. Kommt nun ein Fremder dazu, so

setzt er sich ohne Weitläufigkeit in den Kreis, und erhält seinen Antheil so gut, wie die anderen.“

„Auf unsere Abendmahlzeit folgte ein sanfter Schlaf. Des andern Morgens begaben wir uns bey guter Zeit in die **Kirche**, wo die Versammlung sehr zahlreich war. Nach gehaltener Messe theilten wir das Volk in zwey Haufen, und erklärten ihnen, vermittelst der Dollmetscher, die **Anfangsgründe** der **Religion**. Hierauf fiengen die Schwarzen an, auf ihren Instrumenten zu spielen, zu tanzen, zu singen, und so zu lärmen, daß man sie auf eine Stunde weit hören konnte. So bald wir uns nun anschickten, wieder weg zu gehen, gab der Chef ein Zeichen, und die Gesellschaft wurde still. Nachdem wir endlich diesen guten Leuten unsern Segen ertheilet hatten, reiseten wir fort. So gleich fieng das Tanzen, mit eben solchen Lärmen, wieder an.“

„In dem zweyten Dorfe fiel uns nichts sonderliches vor; und unsere Andachtsübungen geschahen in aller Stille. Allein wir fanden uns in einem dritten ein, das mit einer Dornenhecke umgeben, und wo die Thüre mit zusammen gerafften Sträuchern verleget war. Diese nahm man weg, um uns zu empfangen,

und

und der Chef wollte uns seine Hütte einräumen; weil aber die Hitze außerordentlich groß war, wählten wir lieber in freyer Luft zu schlafen, und ließen unsere Hängebetten an Pfähle aufmachen. Ohngefähr mitten in der Nacht kamen Tyger an die Hecke, und fiengen an zu brüllen, daß die Erde erschütterte. Ich wurde durch den entsetzlichen Lärmen aufgewecket, und hob den Kopf ein wenig in die Höhe, um diese Ungeheuer bey dem Mondscheine ansichtig zu werden; die Hecke aber war so hoch und dick, daß ich sie nicht sehen konnte, unerachtet ich wohl schloß, daß sie nicht weit entfernet waren. Ich blieb ganz still und unbeweglich, in meinem Hamac, und erwartete den Tag in großer Furcht. So bald er anbrach, eilete ich zu meinem Gefährten, der die kühle Nacht in dem tiefsten Schlafe hingebracht hatte. Ich wünschte ihm Glück zu seiner Ruhe, und sagte ihm, daß wenn ihn die wilden Thiere zerrissen hätten, er in den Himmel gekommen wäre, ohne zu wissen, durch was für einen Weg."

„Man behauptet, diese Thiere wären hauptsächlich auf die Schwarzen begierig, und thäten den Weißen nichts. Man hat mir versichert, daß, als einsmals ein Portugiese, und ein Africaner, von ihnen angefallen

worden wären, sie letztern umgebracht, dem Portugiesen aber kein Leid zugefüget hätten. Sie sind eben so grimmig wie der Löwe, und brüllen auch, wie er. Man hatte mir einen jungen gegeben, den ich zu meinem Vergnügen mit Ziegenmilch aufzog, und der mir wie ein Hund folgete: kein anderer aber durfte ihn ohne Lebensgefahr anrühren; und wenn er böse war, machte er entsetzliche Augen. Die Furcht eines zu habenden Unglücks machte, daß ich mich entschloß, ihn auf einmal tod zu schiessen. Das Haar um das Maul, oder der Bart eines Tygers, wird von diesen Völkern als ein tödlicher Gift gehalten; und sie glauben, daß, wenn es unter die Speisen kommt, man in eine Raserey verfällt, die nicht eher als mit dem Leben aufhöret. Daher auch der König von Congo diejenigen hart bestrafen läßt, die ihm eine Tygerhaut ohne den Bart liefern."

„Nachdem wir in diesem Dorfe verschiedene Kinder getaufet hatten, begaben wir uns in unseren Hängebetten wieder auf den Weg. Gegen Mittag riethen uns unsere Führer, inne zu halten, und uns an einem Flusse, wo unvergleichliches Wasser war, zu erfrischen. Wir lagerten uns unter einen Baum, und wollten

uns etwas zu essen machen lassen. Ein Theil unserer Leute gieng, Holz abzuhauen, andere suchten eine Art von schwarzem Korne, das hier zu Lande wild wächst. Man machte, nach gewöhnlicher Art Feuer mit zweyen Stücken Holz, kochte dieses Korn mit Patates, und bereitete uns ein ganz erleidliches Gerichte zu.“

Kaum hatten wir unsere mäßige Mahlzeit gehalten, so wurden wir einen **Elephanten** gewahr, der so groß, wie ein Fuder Heu war. Unsere Schwarzen liefen mit großem Geschreye zu ihren Waffen, und schossen einen Hagel von Pfeilen auf ihn ab. Einer unter ihnen aber, der mehr Erfahrung hatte, lief nach einer nicht weit entlegenen Hütte, und steckte sie in Brand. Die so gleich in die Höhe fahrende **Flamme** erschreckte das ungeheuere Thier, und machte, daß es die Flucht ergrif. Diese Völker haben niemals versuchet, die Elephanten **zahm** zu machen, und sich ihrer im Kriege zu bedienen. Ehe die Portugiesen in das Land kamen, kennten die Schwarzen von Congo nicht einmal den Werth der Zähne dieser Thiere. Sie hoben sie zwar in ihren Häusern auf, aber mehr zur Seltenheit, als einigen Nutzen davon zu ziehen. Daher kam es, daß, da hernach ein jeder Schwarze alle **Elephanten-Zähne**, die

er in seiner Hütte gesammelt hatte, verkaufte, die europäischen Schiffe ihrer eine so große Menge anfänglich mitbrachten. Allein, das Land wurde gar bald davon erschöpft; und heut zu Tage sehen die Einwohner sich genöthiget, in andere Provinzen zu gehen, um die Schiffsladungen der Portugiesen hinlänglich zu versorgen."

„Das Feuer, das wir angestecket hatten, war in dem Grase fortgelaufen, und hatte solches in der ganzen Gegend, auf mehr als eine Stunde weit, verzehret. Alle wilde Thiere wurden dadurch verjaget, und der Weg bis zu dem nächsten Dorfe rein gemacht. Wir waren kaum aus diesem Dorfe heraus, so trafen wir eine entsetzliche Schlange an, die vielleicht mehr als fünf und zwanzig Fuß in der Länge hatte. Wir bemerkten, daß, wenn sie kroch, sie in dem Grase ein Geräusch machte, als ob zehn Männer vorüber giengen. Bey ihrem Anblicke erhuben unsere Schwarzen, nach ihrer Gewohnheit ein grausames Geschrey, und hießen uns auf einen erhabenen Ort steigen, um der Schlange Zeit zu lassen, vorbey, oder zurück zu kriechen. Wir blieben länger als eine Stunde stehen, um gewiß zu seyn, daß sie nicht wieder kam. Das einzige Mittel für unbewaf-

bewafnete Reisende in dergleichem Falle ist, sich durch die Flucht zu retten, oder das Gras in Brand zu stecken. Da der Anblick dieses Ungeheuers mich in Verwunderung, und Schrecken gesetzet hatte, versicherten mich unsere Wegweiser, daß ich noch nichts besonders gesehen hätte; es geschähe oft, daß man solcher Schlangen von der Größe eines Mastbaumes anträfe.“

„Die Art und Weise, wie dieses fürchterliche Thier seine Beute macht, ist eben so merkwürdig, als seine erstaunende Größe. Es windet seinen Schwanz zwey oder dreymal in sich selbst, welches Ringe abgiebt, die fünf oder sechs Fuß im Durchschnitte haben. Ueber selbige streckt es den Kopf, nebst einem Theile des Leibes hinaus. In dieser Stellung bleibt es unbeweglich, und sieht überall um sich herum: merkt es nun, daß ihm etwas nahe genug kommt, so schießt es vermittelst des zusammen gewundenen Schwanzes, der eine gewaltige Federkraft hat, darauf los. Ist das Thier, worauf es lauert, zu groß, um ganz verzehret zu werden, so giebt es ihm etliche Bisse mit seinen giftigen Zähnen, zerquetschet es, und zerbricht ihm, entweder zwischen seinen Ringen, oder blos durch die Schwere seines Leibes, die

Knochen.

Knochen. Hernach überzieht es seine Beute mit einem schaumartigen Geifer, wodurch ihm leicht wird, es ohne zu kauen, hinunter zu schlucken. Dieses Ungeheuer, so schrecklich es auch scheint, ist dennoch nicht so gefährlich, als man meynen sollte. Seine Größe entdecket es leicht, und diese dienet den anderen, weniger starken Thieren zur Sicherheit. Den Körper, der wie eine Spiralfeder in sich selbst gewunden ist, sieht man vom weiten; und dieser Anblick ist den Reisenden, so wie den Thieren, genug, um einen andern Weg zu nehmen. Man höret niemals, daß es auf die Menschen losgienge; wenigstens sind die Beyspiele derer, die sich haben fangen lassen, sehr selten. Ueberdieß achtet es große Thiere, als Ochsen, Hirsche, Pferde, und die anderen vierfüßigen Thiere, die sich durch die Flucht retten können, nicht; es sey nun, daß sie ihm zu beschwerlich werden, oder, daß ihr Fleisch nicht nach seinem Geschmacke ist. Es frißt lieber andere kleine Schlangen, Eidexen, Kröten, und insonderheit Heuschrecken, welche Wolkenweise in diesem heißen Clima blos deswegen erzeuget zu werden scheinen, daß sie seinen unersättlichen Hunger stillen können. Auf solche Art reiniget es die Gegend, wo es sich befindet,

det, von einer unzählichen Menge andern Ungeziefers, davor die Einwohner sonst entlaufen müßten.“

„Wir kamen an das Ufer eines Flusses, und erblickten eine große Anzahl **Hütten**, die mit frisch abgeschnittenen Dornen umgeben waren. Den Augenblick hernach höreten wir einen **Lärmen** von Trompeten, Pfeifen, und Trommeln; und gar bald sahen wir, zweyhundert Schritte vor uns, vier mit Flinten bewafnete Mülaters, nebst einer Menge Schwarzer, die auf Instrumenten spieleten. Wir erfuhren, daß ein **Großer** des Landes mit seinen Leuten auf der **Reise** begriffen wäre, und alle Abende ein neues Dorf zu seinem **Nachtlager** erbauen ließe. Sein Gefolge bestund aus achtzehn hundert Mann, die Weiber und Kinder ungerechnet. Dieser Aufzug machte uns einen ziemlich hohen Begrif von der Pracht der vornehmen Schwarzen, wenn sie reisen.“

„Wir setzten unsern Weg, ohne inne zu halten, bis nach **Bamba** fort, der Hauptstadt der Provinz dieses Namens, welche an zwey kleinen Flüßen liegt. Sie faßt einen weitläufigen Platz in sich, wo aber die Gebäude zerstreuet, und weit von einander entfernet

liegen;

liegen; doch hat sie eine große Menge Einwohner. Das Land ist voller Berge, mit darinnen befindlichen **Silbergruben**, die sich bis an das Königreich Angola erstrecken. Der **Sclavenhandel** daselbst ist so wichtig, daß die Portugiesen ihrer mehr als fünf tausend alle Jahre in ihre Colonien führen. Eben diese Provinz hat auch viele **Waldung**; man findet darinnen Elephanten von ungeheurer Größe, wilde Pferde, Löwen, Tyger, und andere wilde Thiere. Das **Volk** ist beherzt, stark, geschickt in Kriegsübungen, und von seinen Nachbarn gefürchtet. Ein großer Theil davon bekennet sich, unter der Aufsicht der Capuciner, etlicher Jesuiten, und verschiedener schwarzer, und Mulater-Geistlichen, zum **Christenthume**. Dieses Land, das den Titel eines Herzogthumes führet, ist die fruchtbarste, und **reichste** Provinz im Königreiche. Sie begreift verschiedene Herrschaften, und der Fürst, der hier zu befehlen hat, ist der mächtige **Vassall** des Königes von Congo. Die Europäer haben die **Titel** der Herzoge, Marquis, und Grafen, welche man den Statthaltern der Provinzen giebt, oder, welche einige hohe Kronbediente annehmen, eingeführt. Die übrigen Adelichen setzen, so wie die Spanier

und

und Portugiesen, vor ihren Taufnahmen, das Wort Don."

„Außer den sechs General-Statthaltern, sind noch besondere, welche den Tribut einheben, und die Verwaltung der Domainengüter besorgen. Sie behalten einen Theil der Aernden für sich, als eine Belohnung ihrer Mühe, und als eine Besoldung ihres Amtes. Der Hof schickt auch in einen jeden Bezirk eine obrigkeitliche Person, zu Entscheidung der bürgerlichen Rechtsfälle; denn in peinlichen Sachen spricht der König selbst das Urthel. Da kein geschriebenes Gesetz vorhanden ist, so sind das Herkommen, und die Erfahrung, die einzigen Maasregeln aller Rechtsprüche. Sie schreiben nichts, als Sclaverey, Gefängniß, oder Geldstrafe vor, und verurtheilen selten zum Tode. Diese Völker kennen unsere oftmals ungerechte, aber allezeit unmenschliche Folter, nebst ihren mit ruhiger Grausamkeit gut geheißenen Beyspielen, so wenig, als die verschiedenen barbarischen Martern, die bey übel bewiesenen, oder eingebildeten Verbrechen allezeit vergebens angethan werden. Das meiste mal begnüget sich der Fürst, die Schuldigen etwa auf eine wüste Insel zu verbannen: leben sie nun da lange genug, um daß

ihre Fehler vergessen werden, so erhalten sie endlich ihre Freyheit; ja man macht sich kein Bedenken, sie wieder zu dem Dienste des Staates zu brauchen, als Leute, welche durch ihr Unglück klug, und zur mühsamen Arbeit tüchtig gemacht worden sind."

„Ein Portugiese, welcher einen freyen Schwarzen **verklagen** will, muß ihn vor seine ordentliche Obrigkeit fordern lassen: ist es ein Schwarzer, der einen Europäer belanget, so gehet er zu dem portugiesischen Consul; der König müßte denn, aus besonderer Gnade, ihm einen andern Richter verstatten. Bey den **Processen** bedienet man sich keiner Schriften; alles wird nach Aussage der Zeugen entschieden. Der Richter, welcher auf der Erde auf einem Teppiche sitzet, mit einem Stabe in der Hand, hält das Gericht unter einem Baume. Der Kläger bringt seine Gründe knieend vor; und der Gegentheil antwortet in eben dieser Stellung. Nachher werden die Zeugen gerufen: erscheinen diese nun nicht gleich, so wird die Sache auf einen andern Tag verschoben; stellen sie sich aber, so höret sie der Richter an, erwäget ihre Aussage, und spricht das Urthel dieser zu Folge. Der, welcher den Proceß gewinnet, legt sich dem Richter zu Füßen, und

bezeugt

bezeugt ihm seine Erkenntlichkeit durch eine kleine Verehrung. Seine Freunde führen ihn im Triumphe zurück, und er muß ihnen einen Schmauß geben, der oftmals viele Tage dauert. Es geschieht niemals, wie bey uns, daß der, welcher den Proceß verlieret, unwillig darüber wird."

„Zuweilen, in peinlichen Processen, und insonderheit bey den heydnischen Schwarzen, nimmt man seine Zuflucht zu allerhand aberglaubigen Proben: diese werden durch die Priester angestellet, und geben Gelegenheit zu großen Betrügereyen. Die Proben mit dem glüenden Eisen, und siedenden Wasser, welche unsere barbarische Vorfahren so lange Zeit ausgeübet, und den Schuldigen von dem Unschuldigen dadurch haben unterscheiden wollen, sind auch in einigen Gegenden dieses Königreiches im Gebrauche. Es ist dieses aber nicht der einzige Zug von Aehnlichkeit, den ich zwischen unseren Vorfahren, und den Einwohnern von Congo, finde."

„Kaum waren wir zu Bamba angekommen, so ließ uns die Fürstinn bewillkommen, und sagen, daß sie Verlangen trüge, uns zu sehen. Da wir von der beschwerlichen Reise, und Hitze, ganz abgemattet waren, verbaten

wir diesen eiligen Besuch den ersten Tag. Gegen Abend schickte sie uns eine Flasche Palmenwein, den wir aber, weil er uns nicht schmeckte, unseren Sclaven gaben. Den andern Tag giengen wir, der Fürstinn unsere Schuldigkeit abzustatten; und da wir höreten, daß der König nur etliche Tagereisen weit von der Stadt wäre, ergriffen wir diese Gelegenheit, ihm unsere Ehrfurcht zu bezeigen. Wir trafen ihn an, daß er sich mit Spatzirengehen erlustigte. Vor ihm giengen vier und zwanzig junge Schwarze her, alles Söhne von Herzogen, oder Marquis, und um ihn herum waren mehr als hundert vornehme Herren, die sein Gefolge ausmachten. Einige Hofbediente trugen den Sonnenschirm, den Armstuhl, und das Hängebette, welches alles von Golde, und Seide, glänzete. Wir machten ihm eine tiefe Verbeugung; und er schien die guten Absichten, die uns in sein Königreich führten, mit Danke zu erkennen. Dieser Fürst hat eine uneingeschränkte Gewalt über das Leben, und die Güter seiner Unterthanen. Das Eigenthum aller Ländereyen gehöret ihm einzig und alleine zu; er schaltet mit selbigen nach seinem Willen, so wie mit allen Aemtern und Würden des Königreichs. Seine Kinder so gar sind diesem

Gesetze unterworfen; und bey der geringsten Ursache von Mißvergnügen, versetzt er sie in den Stand der Privatpersonen. Nicht allemal der älteste seiner Söhne ist es, der ihm in der Regirung folgt: die Großen des Reichs können denjenigen in der königlichen Familie wählen, der am fähigsten dazu ist, und ohne Unterschied die Söhne, die Brüder, oder die Vettern, auf den Thron rufen."

„Die Krönungs-Ceremonie ist nicht allezeit einerley gewesen. Folgende ist nach der Einführung des Christenthumes beobachtet worden. Die Portugiesen, und der zu San-Salvador befindliche Adel, versammelten sich auf einem großen, einzig zu diesem Gebrauche bestimmten Platze. Daselbst stund in der Mitten ein Armstuhl, und auf einem Küssen lagen die Krone, etliche goldene Armbänder, und in einem sammtenen Beutel die päpstliche Bulle, welche die Wahl bestätigte. So bald jedermann angelanget war, trat einer von dem Adel, in das Mittel der Versammlung, und rufte mit lauter Stimme aus: „Du, der Du König seyn sollst, sey weder ein Räuber, noch geizig, noch rachgierig; werde ein Freund der Armen; gieb Allmosen, die Gefangenen zu befreyen; stehe den Nothleidenden bey; bemühe

Dich, Ruhe in Deinem Reiche zu erhalten; und lebe mit Deinem Bruder, dem Könige von Portugal, in gutem Vernehmen.“ Nach dieser Rede wurden einige musikalische Stücken aufgeführet, und man gieng, den für den Thron bestimmten Prinzen zu holen. Man setzte ihn auf den Armstuhl, that ihm die Armbänder, und den königlichen Mantel um, und setzte ihm die Krone auf. Ein Priester reichte ihm das Evangelienbuch; und der neue König schwur, alle, in der Ausrufung enthaltene Puncte zu erfüllen. Jedermann warf ihm etwas Erde oder Sand zu, um gleichsam anzuzeigen, daß die ihm aufgetragene höchste Würde nicht verhinderte, daß er dereinst Staub und Erde werden würde. Nach diesem begab er sich in Begleitung des ganzen Adels in seinen Palast, und empfieng, acht Tage nach einander, die Glückwünsche von allen Ständen des Reiches. Den neunten Tag erschien er wieder auf dem öffentlichen Platze, und erneuerte sein bey der Krönung gethanes Versprechen; worauf man ihm durch Versicherung von Treue und Gehorsam antwortete.“

„Unter die verschiedenen Titel des Königes von Congo, gehören auch die Titel eines Königes von Matama, Loango, Quizama, Angola,

gola, des großen und bewundernswürdigen Flusses Zaire, von Angoi, Kakongo, Ambondos, u. a. m, unerachtet die meisten dieser der Krone ehedem zuständigen Domainen verloren gegangen sind. Er hat einen zahlreichen **Hofstaat**, eine große Menge Hofbeamter, Bedienter, und Sclaven: aber sein **geheimer Rath** besteht nur aus zehn oder zwölf Personen, auf welche er sich in Verwaltung aller Dinge verläßt. Er giebt den Großen zweymal die Woche **Audienz**: die Niedrigen, die seines Schutzes am meisten benöthiget wären, nahen niemals zu seinem Throne. Wenn er sich aus seinem Palaste begiebt, welches selten geschieht, läßt er sich nicht nur von dem Adel, und von seiner Leibwache, sondern auch von allen an seinem Hofe befindlichen Fremden, begleiten. Er **speißt** allezeit alleine, in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, welche um ihn stehen. Sein **Tafelgeschirr** ist von Golde, oder Silber. Einer von dem Adel kostet die **Gerichte**, welche von hundert übereingekleideten Hofbedienten aufgetragen werden. Wenn er seine **Lieblinge** beehren will, so schickt er ihnen etliche Schüsseln von seiner Tafel; er setzt sich auch mit ihnen hin, und trinket, und rauchet, bis endlich der Ueberfluß von Weine,

und Taback, sie alle zusammen in einen Schlummer versetzt.“

„Die Könige von Congo, so lange sie sich zum Christenthume bekennet haben, heuratheten nur eine Frau; doch hielten alle Vorwürfe der Geistlichen sie nicht ab, eine große Menge Kebsweiber zu haben. Die Einkünfte der Königinn bestunden in einer jährlichen Anlage jeder Familie, vermöge welcher diese verbunden war, ihr eine gewisse Anzahl Sclaven zu liefern. Diese Fürstinn hat verschiedene Hof-Damen, welche ihr wechselsweise aufwarten, sonst aber ein sehr freyes Leben führen. Die Königinn selbst schränket sich nicht ein, wenn sie Gelegenheit, und Mannspersonen findet, die verwegen genug sind, sich in ihr Zimmer zu schleichen. Sie muß aber große Vorsicht brauchen, wenn sie ihr, und ihrer Liebhaber Leben schonen will.“

„In der kurzen Unterredung, die wir mit dem Könige von Congo hatten, schien dieser Fürst zu wünschen, daß wir etliche Tage bey ihm blieben; allein, da dieser Vorschlag mit der Pflicht unsers Amtes nicht übereinkam, entschuldigten wir uns, daß wir zu San-Salvador nöthig wären, und wir setzten unsern Weg weiter fort. Noch denselben Abend kamen

men einige Personen beyderley Geschlechtes, und verlangten getrauet zu werden. Unsere größte Schwierigkeit war, dieses Volk dahin zu bringen, daß sie sich mit nur einer Frau begnügten. Hier, wie bey allen Wilden, heurathet man einander ohne große Umstände, und Ceremonien. Die Aeltern des jungen Menschen schicken den Aeltern des Mägdgens ein Geschenk; und nehmen diese es an, so braucht es weiter keine Einwilligung. Eine ziemlich sonderbare Gewohnheit, die sich noch in verschiedenen Provinzen erhält, ist, daß man einander zur Probe nimmt. Man bringt etliche Wochen bey einander zu, um sich kennen zu lernen; und ist man nach dieser Probe nicht zufrieden, so scheidet man sich mit beyderseitiger Bewilligung. Der Christen Gebrauch, sich zu verheurathen, scheint, nach ihren Begriffen, dem Besten der Gesellschaft zuwider zu seyn; und wir haben große Mühe, sie von einer Gewohnheit abzubringen, die ihnen vernünftig vorkommt. Man hat angemerket, daß bey dieser Art von Versuchen, die Mägdgen allezeit am schwierigsten gewesen sind, und die gehabte Freyheit abzugehen, am öftersten genutzet haben. Sie sind dieserhalb nicht weniger angesehen, und finden eben so wohl baldige

Gelegenheit, neue Proben anzustellen. Bey dieser eingeführten Weise kann man sich leicht vorstellen, daß die Strafe des Ehebruchs hier nicht sonderlich harte ist. Der Liebhaber ist frey, wenn er dem Manne so viel am Werthe giebt, als ein Sclave beträgt; und die Frau, wenn sie dem Manne wegen ihrer Untreue eine Abbitte thut. Eine Frau, die sich ihre Tabackspfeife von einer Mannsperson nehmen läßt, und ihm erlaubt, daraus zu rauchen, verwilliget ihm ein Recht über sich, so daß sie ihm nichts mehr abschlagen kann."

„Eine Unpäßlichkeit, die meinem Gefährten zustieß, verzögerte unsere Reise, und machte, daß wir in dem ersten Dorfe bleiben mußten. Ich hatte also zwey Messen in einem Tage abzuwarten, und ich gieng, und las die zweyte in dem nächsten Wohnplatze. Man bewirthete uns mit nichts als mit Bohnen, und anderen Hülsenfrüchten; selten setzte man uns etwas besseres vor. Zum Glücke machte uns ein Domherr von Loanda, der von San-Salvador zurück kam, ein Geschenk mit drey jungen Hünern, davon er einen guten Vorrath bey sich hatte. Die Mäßigkeit unserer Schwarzen war unglaublich: wenn wir ihnen nichts zu geben hatten, waren sie nicht mißvergnüg-

ter.

ter. Sie nahmen ein Stück Holz, und gruben im Grase nach, und suchten gewisse kleine Wurzeln, welche sie satt machten, und ihnen Kräfte gaben. Sie fiengen hernach an zu lachen, und zu tanzen, als wenn sie von einem großen Gastgebote kämen; und ich habe sie nicht vergnügter gesehen, wenn sie auch eine bessere Mahlzeit gehalten hatten."

„Außer der Dürftigkeit unserer Speisen, wurden wir noch von einer Menge großer **Ratten** geplaget, die uns im Schlafe in die Füße bissen. Wir wußten kein anderes Mittel, uns ihrer zu erwehren, als daß wir unsere Betten mitten in die Kammer setzten, und unsere Leute um uns herum auf Matten schlafen liessen. Aber diese verzweifelten Thiere belagerten uns dem ungeachtet; und der übele Geruch der Schwarzen war eben so unerträglich, als jene Plage. Beydes los zu werden, gab man uns, als das sicherste Mittel, einen kleinen zahm gemachten Affen. Der Affe war gewohnt, die Ratten durch sein Blasen zu vertreiben; und der natürliche Geruch seiner Haut, der wie Bisam war, vertrieb den Gestank unserer Sclaven. Er leistete uns aber nicht allein diesen doppelten Dienst, sondern es kam noch dazu,

daß er auch unsere Bärte rein machte, die er geschickter auszukämmen wußte, als wir selbst.“

Hier endigte sich die Erzählung des Pater Ambrosius. Zu San-Salvador wurde dieser ehrliche Mißionnair von den vornehmsten Personen der Stadt besuchet, und man erwies ihm viele Höflichkeit. Weil er aber nicht mehr als noch einen Ordensgeistlichen bey sich hatte, empfieng er nicht alle die Ehrenbezeugungen, welche in den Städten von Angola, und Congo, bey der Ankunft einer größern Anzahl von Mißionnairen gebräuchlich sind. Diese **Ehrenbezeugungen** bestehen in folgenden. So bald mehrere Capuciner in dem Haven anlangen, kommen ihre Ordensbrüder, in Begleitung des ganzen Adels, und aller Officiere, ihnen bis an das Schiff entgegen. Sie nehmen sie in eine Barke, und bringen sie an das Ufer, wo ein Haufen kleiner Jungen, in Reihen gestellet, und wie Capuciner angezogen, auf sie warten, und sie in Proceßion in die Kirche führen. Daselbst wird das Te Deum angestimmet, und der Statthalter, die Geistlichkeit, und alle Stände aus der Stadt kommen, und bezeugen ihnen die Ehrfurcht, die

die sie den Dienern des Evangelii schuldig zu seyn glauben. Das Volk küsset ihre Füße; Füße, welche die heilige Schrift so schön findet. Præclari pedes evangelizantium! (Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen.)

Ich bin, u. s. w.

San-Salvador, den 3 May 1753.

Der 169 Brief.

Fortsetzung von Congo.

Ich müßte befürchten, Madame, Sie mit meinen Capucinern zu ermüden, wenn ich nicht Ihre Liebe für die Religion kennte, deren Prediger und Apostel die Capuciner hier sind. Sie werden mir also erlauben, ihrer noch einmal Erwähnung zu thun, und die Erzählung des Pater Felician, der vom Pater Ambrosius, beyzufügen. Ich muß Ihnen aber vorher erklären, wie bey der Ankunft der ersten Mißionnaire der alte Götzendienst zu Benguala, Loango, Angola, und in allen Landschaften, die zu dem, was man dazumal

das Königreich Congo hieß, gehöreten, beschaffen gewesen ist.

Diese Völker erkenneten zwar nur einen allmächtigen Gott; sie hatten aber auch Gottheiten vom zweyten Range, die sie ihrer Anbetung würdig hielten. Sie stellten selbige durch Statuen, und Bilder vor; sie baueten ihnen Tempel, und Altäre; sie richteten ihre Wünsche, und Gebete an sie; sie verehrten sie durch Geschenke, und Opfer. Alle ihre Religionsübungen liefen auf den Dienst dieser Götzen hinaus. Sie gaben ihnen verschiedene Namen; sie bezeichneten sie mit allerhand Figuren; sie schrieben ihnen vielerley Verrichtungen zu. Einige waren den Winden, dem Regen, den Jahreszeiten vorgesetzet, andere den Feldern, Bäumen, Früchten, der Aernde. Etliche hatten völlige Gewalt über das Meer, die Flüße, Bäche, Fische; andere über die Thiere, über die Gesundheit, über die Glücksgüter, u. s. f. Unter diesen Götzen, derer allgemeiner Name **Mokisso** war, stelleten einige menschliche Figuren, andere, Thiere vor; noch andere hatten die Gestalt wunderlicher, und unbedeutender Dinge, als: Stücken Holz mit Eisen beschlagen, und ein wenig mit Schnitzwerke verzieret; Stricke mit Federn

behan=

hangen; Schilf, das am Halse getragen wurde; lederne Säcke; irrdene Kochtöpfe, mit Sande gefüllt; Muscheln; Lumpen; Büffelshörner, mit schildkrötenen, oder helfenbeinern Ringen, u. d. m. Nach der Einbildung ihrer Verehrer, waren diese Mokissos ungemein neidisch auf einander; und wenn man sich der Rache derer, welche glaubten, hinten angesetzet worden zu seyn, nicht aussetzen wollte, mußte man allen gleiche Verehrung, gleichen Dienst erweisen.

Es war eine **Kunst**, diese lächerlichen Götzen zu verfertigen, und die **Priester** gaben die **Unterweisung** dazu. Wenn jemand einen Gott haben wollte, so bat er seine Nachbarn, guten Freunde, und Verwandten zusammen, die ihm helfen mußten, eine Hütte zu bauen. Da hinein verschloß er sich vierzehn Tage lang; und neune davon brachte er im tiefsten Stillschweigen zu; nahm auch zu diesem Endzwecke, zwey große Papageyenfedern in den Mund, die ihn abhielten, zu reden. Nach Verlaufe dieser Zeit, begab sich die Gesellschaft auf eine Ebene, tanzte unter der Musik einer Trommel, und sang der neuen Gottheit zu Ehren Lobeslieder. Der Anbeter trieb dieses Spiel zweymal vier und zwanzig Stunden,

den, binnen welcher Zeit er nicht inne halten durfte, als bey einer unumgänglichen, natürlichen Nothwendigkeit. Hierauf kam ein Priester, der ein entsetzliches Geschrey machte, geheimnißvolle Worte aussprach, und auf den Leib seines Schülers allerhand Figuren zeichnete, um ihn vorzubereiten, den Mokisso zu empfangen. Alsbald wurde der Anbeter von heftigen Verzuckungen überfallen, machte entsetzliche Gebärden, schrie abscheulich, nahm Feuer in die Hände, biß hinein, und knirschte mit den Zähnen, that aber nicht, als ob es ihm Schmerzen verursachte. Der Priester ergrif diesen Augenblick, ihn zu fragen, welche Verbindlichkeit er mit seinem Götzen eingehen wollte. Der Schüler antwortete mit dem Schaume vor dem Munde, und unter Zeichen einer außerordentlichen Bewegung. Die Scene endigte sich, daß dem Anbeter ein eiserner Ring um den Hals geleget wurde, den er Zeitlebens tragen mußte, um sich seines Versprechens zu erinnern. Bey wichtigen Vorfällen schwur er bey diesem Ringe; und er hätte den Tod eher tausendmal erlitten, als seinen Schwur gebrochen.

Es war keine Familie, oder Gemeine, die nicht diese oder jene beschwerliche Ceremonie,

monie, in Ansehung des Dienstes der Mokissos, zu beobachten hatte. Bey der Geburt eines Kindes, legte diesem der Priester eine Verbindlichkeit auf, die es niemals übertreten sollte. Die Aeltern, bey Erziehung des Kindes, trugen große Sorgfalt, es an sein Versprechen zu erinnern, und prägten ihm die größte Ehrfurcht für eine so heilige Pflicht ein. Die Verbindlichkeiten, zu denen es sich anheischig machte, waren ohngefähr, daß es sich gewisser Speisen enthalten, nur zu gewissen Stunden essen, nichts als einerley Kleider tragen, keine, als nur gewisse Frauenzimmer sehen wollte, u. d. m. Der Uebertretung dieser Pflichten schrieben diese Völker ihre Krankheiten, Bekümmernisse, Unglücksfälle, Schäden, und alle Uebel zu, die ihnen begegneten. Die Größten, und Vornehmsten, waren diesem allgemeinen Aberglauben so gut unterworfen, als andere. Hatte eine Prinzeßinn ein Kind zur Welt gebracht, das als der Thronfolger angesehen wurde, so war sie verbunden, sich auf ein Dorf zu verbannen, und auf immer dem Schweinefleische zu entsagen. Fieng der junge Prinz an zu reden, so führte man ihn zu dem obersten Priester, der ihm eine Verbindlichkeit auferlegte; und so wie er heran wuchs, machte er sich zu neuen

Pflichten

Pflichten verbindlich, dergestalt, daß wenn er auf den Thron kam, er als vollkommen gehalten wurde.

Das **Oberhaupt** der Religion, oder der **hohe Priester** der Schwarzen, wurde als der Statthalter Gottes auf Erden angesehen. Man gab ihm die Erstlinge aller Früchte, ehe man sie einsammelte; und man bat ihn, die Felder zu weihen, ehe man sie besäete. Bey ihm wurde das heilige Feuer beständig unterhalten; und wenn die Statthalter der Provinzen Besitz von ihrer Stelle nahmen, gab er ihnen etliche Brände davon. Das Volk erkennete die Statthalter nicht eher in ihrer Würde, als bis sie dem obersten Priester ihre Verehrung bezeiget hatten. Sie mußten vor der Thüre des hohen Priesters erscheinen, und das Volk, auf der Erde liegend, bat ihn, den Statthalter in seinen Schutz zu nehmen. Der Prälat wurf alsdenn etwas Wasser und Staub auf den neuen Commendanten, ließ ihn auf den Rücken legen, trat ihn etlichemale auf den Leib, und er mußte schwören, daß er den Priestern geneigt, und dem obersten Priester allezeit unterthänig seyn wollte. Dieser hatte noch ein anderes Vorrecht; er mochte ein noch so großes Verbrechen gethan haben, so konnte er von

keinem

keinem Menschen weder verurtheilet, noch bestrafet werden; sondern man hielt ihn für untrüglich, folglich für unfähig, jemals ein Verbrechen zu begehen. Wenn er Besuche in seinem Kirchenbezirke anstellte, so schickte man sich an, ihn durch Fasten, und Mäßigkeit, zu empfangen. Verheurathete Personen enthielten sich der ehelichen Pflicht, so lange er sich in ihrer Gegend aufhielt; man bildete sich ein, etwas zu seiner Erhaltung dadurch beyzutragen: sein Leben schien ihnen von so großer Wichtigkeit zu seyn, daß man glaubte, die ganze Welt gienge unter, wenn er natürlichen Todes stürbe. Um dieses Unglück zu verhüten, so bald man ihn gefährlich krank sah, erwürgete ihn sein Nachfolger, oder schlug ihn mit einer Keule tod. Diese Hinrichtung geschah in Gegenwart aller Einwohner, die sich einbildeten, die Erde verlöre ihre Fruchtbarkeit auf immer, wenn diese Stelle einen einzigen Tag unbesetzt bliebe.

Die anderen **Priester** von der **hohen** Geistlichkeit waren, der große Prophet, der Prinz vom Berge, der König des Wassers, der Gott der Elemente, der Mann der eilf Weiber, u. a. m. Der **erste** rühmete sich, nicht allein künftige Dinge vorher zu sagen,

sondern auch die heimliche und unfehlbare Kraft zu besitzen, alle Arten von Krankheiten zu heilen. Er war daher allezeit mit einer Menge Arzeneyen versehen, in welche die Schwarzen ein solches Vertrauen setzten, daß, wenn sie nicht gesund wurden, sie die Schuld sich selbst zuschrieben. Der Prinz vom Berge, der seinen Namen von dem Orte seines Aufenthaltes bekam, trug in seinen Haaren kleine Figuren von Mokissos, die ihm eine besondere Verehrung des Volkes zuzogen. Man redete nicht anders mit ihm als knieend; und man unterstund sich nicht, ihn gerade anzusehen, er mußte es denn, als eine besondere Gnade, erlaubet haben. Wenn er sich öffentlich zeigte, so gieng eine Art geistlicher Bedienten vor ihm her, die eine Bildsäule auf ein paar Stangen trugen. Der Wasserkönig beredete das Volk, daß er gewisse Verwahrungsmittel wider alle Krankheiten aus der Tiefe der Flüße herauszöge. Um das Volk davon zu überzeugen, versammelte er es an dem Ufer eines Flusses; da hinein schmiß er ein leeres, offenes Gefäß, zog es gefüllt mit seinen vorgegebenen Mitteln heraus, und theilte es unter die Anwesenden aus. Der Priester, der den Elementen vorstund, um seine Macht zu zeigen,

errichtete neben seinem Hause einen Haufen Erde, und nach gewöhnlicher Anrufung der Geister, kam ein kleines Thier heraus, das in die Luft flog. Regen, Blitz, und Donner, waren die Folgen dieser ersten Zauberkunst: gieng sie nicht von statten, so fand der Priester in der Einfalt des aberglaubigen Volkes allezeit ein sicheres Mittel, seine Ehre zu retten. Der **Mann der eilf Weiber** hatte um seine Wohnung eilf Götzenbilder, davon ein jedes den Namen seiner Frau führte. Man räucherte vor ihnen mit angezündetem Strohe. Ihre Anbeter empfiengen den Rauch davon; und je mehr sie dessen einschluckten, je angenehmer, glaubten sie, der Gottheit zu werden. Derjenige, der sich an seinem Feinde rächen wollte, nahm seine Zuflucht zu diesem Manne, der, vermittelst einer gewissen Belohnung, allerhand Verwünschungen wider den Beleidiger, und seine ganze Familie, aussprach. Kurz, alle diese Priester legten sich auf **Zauberkünste**, und man hielt sie für Hexenmeister. Ihrem Vorgeben nach, hatten sie die Macht, Löwen zu bändigen, sie konnten mit Tygern umgehen, sie setzten über die Flüsse auf dem Rücken der Crocodille. Sie bezauberten die Hähne, machten sie fest, und gaben auf

ihr Geschrey Achtung, um daraus wahr zu sagen.

Unerachtet der Veränderung, welche das Christenthum, und der Umgang mit den Europäern, in dieser Religion veranlasset haben, so behält ein großer Theil der Einwohner doch noch verschiedene Gebräuche des alten Götzendienstes bey. Man betet immer noch die Mokissos unter allerhand Figuren an: die meisten sind von Holze, und haben die Gestalt einer Ziege, mit einem Kopfe von einer Schildkröte, und mit Beinen von anderen Thieren. Man stellet sie in dem Mittel der Städte, und Dörfer, auf; und bildet sich ein, sie wären die Werkzeuge, derer sich die Götter bedienten, um sich auszudrücken. Man verehret sie durch Tänze; und glaubt, dieß sey die Zeit, welche der Mokisso ergreife, um in den Leib eines der Anwesenden zu fahren, ihm seine Antworten einzugeben, und wegen des Vergangenen, und Zukünftigen zu unterrichten.

Man läßt sich hier von den Priestern gewisse Speisen, und Getränke untersagen; und die Schwarzen, fest überzeuget, daß der Genuß davon ihnen den Tod verursachete, sind ungemein sorgfältig, sich ihrer zu enthalten. Es fügt sich sogar, daß sie zuweilen, wenn sie

unver=

unversehens davon gegessen haben, aus Furcht sterben. Eine **andere**, in ihrer Religion eingeführte **Gewohnheit** ist, daß sie auf die besäeten Felder einen **Korb** mit Ziegenhörnern setzen, den sie als den Schutzgott der Aernde ansehen. Ein Reisender, dem sein Bündel zu schwer wird, kann es ohne Furcht auf öffentlicher Straße liegen lassen, wenn er nur die Vorsicht braucht, es mit Kräutern zu umbinden, welches anzeigt, daß er es dem Schutze einer Gottheit übergeben habe. Der verwegenste Spitzbube würde sich alsdenn ein Bedenken machen, es anzurühren.

Die **Priester** im Lande sind in solchen Ehren gehalten, daß man sie nicht anders, als **Götter der Erden**, nennet. Ueber ihren **Haß** wider die **Mißionnaire** darf man sich nicht wundern, wenn man betrachtet, daß diese sie mit der äußersten Härte verfolgen. An allen, unter portugiesischer Herrschaft stehenden Oertern, verdammet sie die Inquisition zu einer ewigen Landesverweisung, ja zuweilen zum Tode. Oftmals sehen sich diese Zauber-Priester genöthiget, ihre Unwissenheit einzugestehen, und ihre Einsichten den Capucinern zu unterwerfen. Der Pater **Felician**, ein großer Feind der Hexenmeister, führet mehr als ein

Beyspiel davon an; und seine Erzählung lautet folgendermaßen:

„Als die Einwohner des ersten Havens, wo ich einlief, vernahmen, was meine Verrichtung war, und daß ich die Künste der Hexenmeister mißbilligte, fiengen sie an, über meine Ankunft zu murren. Die Zauberer, um das Volk in seinem Eifer und Glauben zu bestärken, thaten, als wenn sie mich verachteten; versicherten aber, die Mokissos wären über meine Gegenwart so erzürnet, daß sie, die ganze Jahreszeit über, keinen Regen verwilligen würden. Doch hatte ich mich kaum angeschicket, für etliche daselbst befindliche Christen Messe zu lesen, so ergoß sich ein häufiger Regen über das ganze Land; und die Zauberer mußten gestehen, daß ihre Macht der meinigen nicht gleich käme.“

Nachdem ich meine Anweisung zu der Mißion in der Provinz Songo empfangen hatte, hielt ich mich nicht länger auf, sondern begab mich an den Ort meiner Bestimmung. Diese Provinz begreift verschiedene Städte, worunter die vornehmsten sind, Riova, und die Hauptstadt, die den Namen der Provinz führet. In letzterer rechnet man nicht über vierhundert einzeln stehende Häuser, die

mit Strohe gedecket, und derer Wände von Palmenzweigen, und Blättern zusammen gemachet sind. Man sieht auch noch eine Kirche daselbst, welche die Portugiesen im sechszehnten Jahrhunderte erbauet haben. Ferner, giebt es zwey andere, derer eine zum Gottesacker dienet, die andere den Capucinern gehöret, welche auch ein Gasthaus für den Orden, und ein Hospital in dieser Stadt haben. Das Hospital, das Gasthaus, und die Kirche, sind dem heiligen Antonius von Padua gewidmet."

„Die Provinz Sonzo führet den Titel einer Grafschaft. Sie ist die erste im Königreiche, die sich zum Christenthume bekennet, und wo selbiges sich am längsten erhalten hat. Der Statthalter, oder vielmehr der Souverain, hat hier seine Residenz, und Hof. Ich sage der Souverain, weil er eine unumschränkte Gewalt über das Volk hat, und nur Vassall von dem Könige von Congo, und ihm zinsbar ist. Seine Stelle ist eine Wahlstelle; und das Recht, ihn zu ernennen, gehöret neun vornehmen Herren, vom ersten Range im Reiche. Wenn er stirbt, so müssen diese, noch ehe er begraben wird, einen Nachfolger wählen; und während der Vacanz, welche auf diese Art sehr kurz ist,

wird das Land von einem Kinde regiret; eine neue Ursache, die Wahl eines neuen Chefs zu beschleunigen. Ehedem hatten wir Mißionnaire das Recht, die Wahl zu bestätigen, und sie war ohne unsere Einwilligung ungültig. Wir hätten es vielleicht auch noch, wenn die Portugiesen für die Religion, und ihre Diener, nicht täglich kaltsinniger würden. Des Statthalters Frau, wenn sie nicht den Nachfolger heurathet, verliert die meisten Vorrechte, die sie bey ihres Mannes Leben zu genießen hatte. Sie muß alsdenn, bey Lebensstrafe, im Wittwenstande bleiben, und die eingezogenste Lebensart führen. Die Kinder werden auch als Privatpersonen angesehen."

„Die Wahlherren, an der Spitze des Volkes, leisten dem Grafen von Songo alle Jahre den Eid der Treue. Diese Ceremonie, wobey allerhand Spiele, Tänze, und Schauspiele eingeführet sind, geschieht entweder in der Kirche, oder auf dem öffentlichen Platze, zu Ostern, oder zu St. Jacobus, dem Schutzpatrone des Landes. Ein jeder Wahlherr führet zu den Füßen des Souverains einen Trupp Leute, welche ihm Proben von dem jährlichen Tribute, den sie zu seinem, und seines Hauses Unterhalte liefern müssen, darbringen.

Der eine bringt Fische, der andere Fleisch, dieser Oel, jener Früchte, Getreide, grüne Waare, u. d. Der Fürst theilet hernach die civil- und militair-Stellen, und die obrigkeitlichen Bedienungen aus; entsetzet auch diejenigen ihrer Aemter, welche überführet werden, daß sie ihnen nicht wohl vorgestanden haben.“

„An dem nämlichen Tage, als ich zu Songo angelanget war, kam der Graf, mir einen Besuch zu machen, und bat mich, den folgenden Sonntag zu predigen. Weil ich die Landessprache noch nicht recht verstund, verfertigte ich in der Eile eine Predigt in portugiesischer Sprache, und hielt sie in der Kapelle der Congregation, in Gegenwart des Fürsten, und der Vornehmsten der Stadt. Es sind allemal die Glieder dieser Congregation, aus welchen der Souverain gewählet wird, nur bleibt man bey der regirenden Familie. Man hatte mir von der Neigung dieser Völker, einander wegen der geringsten Streitigkeit zu vergiften, viel gesaget: und es ist wahr, daß der Thäter, wenn er entdecket wird, ohne Ausnahme am Leben bestrafet wird. Die Untersuchungen geschehen auch mit so vieler Schärfe, daß dieses Verbrechen täglich seltener wird.“

„Diesem unerachtet, war ich von den Vergiftungsgedanken so eingenommen, daß ich meine Predigt auf den Todschlag einrichtete, und die Worte der Gesetztafel zum Texte nahm: Du sollst nicht töden. Da das Wort, töden, in meiner Rede öfters vorkam, ließen die Zuhörer einiges Murmeln unter sich hören; ich fuhr aber muthig fort, unerachtet der Lärm größer wurde: niemand, als der Fürst, beobachtete ein tiefes Stillschweigen. Nach der Predigt fragte ich einige der Anwesenden um die Ursache dieses Murmelns; konnte aber keine Antwort bekommen. Sie sahen mich an, lächelten, und giengen fort, ohne daß sie sich getraueten, mir eine Erklärung zu geben. Dieß vermehrte meine Neugierde; und endlich, als ich einen meiner Zuhörer mit fünf oder sechs Gläsern Brandwein treuherzig machte, erfuhr ich das ganze Geheimniß.“

„Das, was Sie für ein Zeichen eines allgemeinen Mißvergnügens genommen haben, sagte er zu mir, war die Aeußerung eines einmüthigen Beyfalles. Sie konnten nichts zu gelegener Zeit gesaget, und keine schicklichere Materie für die Umstände gewählet haben. Es werden einige Monate seyn, so kam eine große Anzahl Christen, in der heiligen Woche, der Andachts-

Andachtsübungen wegen in die Kirche; der Graf setzte sich, ich weis nicht, warum, in den Kopf, daß ein großer Theil der Versammlung, unter dem Scheine der Andacht, gefährliche Anschläge heegete. Dem zu Folge gab er so gleich Befehl, daß man an verschiedenen Personen in seinem Reiche, derer Treue ihm verdächtig schien, die Probe des **Bolungo** machen sollte. Da Sie vielleicht nicht wissen werden, was dieser Versuch ist, so will ich es Ihnen sagen."

„Ein Mensch, welcher **Verrätherey** wegen angeklaget wird, oder, den man auch nur dieserhalben im Verdachte hat, wird den **Zauberern** übergeben, die ihm einen gewissen **Trank** einnehmen lassen, woran sie erkennen, ob das angeschuldigte Verbrechen gegründet ist. Es wiederfährt ihm kein Schaden, sagt man, wenn er unschuldig ist: ist er aber schuldig, so fühlt er in allen seinen Gliedern ein Zittern, darauf ein unfehlbarer Tod erfolget, wenn man ihm nicht augenblicklich durch Gegengift zu Hülfe kommt. Sie können Sich leicht vorstellen, daß der Zauberer, wenn er den Angeklagten retten will, alles, was Schaden thun könnte, von seinem Tranke wegläßt; und im Gegentheile sich kein Bedenken macht,

Gift

Gift dazu zu thun, wenn er einen Unschuldigen in das Verderben zu bringen suchet. Als Sie über den Todschlag predigten, war schon eine unendliche Menge Leute durch dieses abscheuliche Mittel um das Leben gekommen; und dieß war die Ursache des allgemeinen Murmelns, das sie zu befremden schien. Der Fürst alleine hielt sich ganz still, weil er der einzige war, der sich getroffen fühlte. Er hatte allen Einwohnern, unter der schärfsten Ahndung, verboten, Ihnen von dem grausamen Befehle, wodurch so viele Unglückliche umgekommen sind, etwas zu sagen. Ich mache mir aber kein Bedenken, Ihnen Nachricht davon zu geben, da ich in Ihre Verschwiegenheit billig ein Vertrauen setze."

„Stellen Sie Sich vor, was diese Eröffnung für einen Eindruck bey mir machen mußte. Ich versprach meinem Manne, nichts davon zu sagen; jedoch versicherte ich ihm, daß ich, ohne ihm Verdruß zu machen, Mittel finden würde, diesem schändlichen Beginnen Einhalt zu thun. Und in der That brachte ich noch denselben Abend, da ich mich in den Palast begab, die Unterredung so unvermerkt auf diesen mich beunruhigenden Gegenstand, daß die Gelegenheit sich von sich selbst zeigte, dem Grafen die Schändlichkeit seiner Befehle vorzuhal-

zuhalten. Ich kann mir nicht vorstellen, sagte ich zu ihm, daß Ew. Hoheit aus eigener Bewegung sollten im Stande gewesen seyn, Ihre Unterthanen zu zwingen, diesen abscheulichen und grausamen Versuch anzustellen: ich will eher glauben, daß Sie Sich durch übele Rathgeber haben verleiten lassen; und daß wenn ihr Herz, die Menschlichkeit, und die Religion zu Rathe gezogen hätte, Ihr Mund dergleichen Gebot niemals ausgesprochen, noch Ihre Hand solches unterzeichnet hätten. Der gerührte Graf wurf sich zu meinen Füßen, und sagte mit thränenden Augen: ich fühle, wie viel ich verschuldet habe, diese grausame Probe von der Treue meines Volkes zu fordern; und, ohne den folgenden Tag zu erwarten, widerrufte er sein Gebot noch denselben Abend."

„Dieser Zug schildert Ihnen den **Character dieses Fürsten**; und eben dergleichen Begrif müssen Sie Sich fast von allen **Einwohnern** von Congo machen. Sie sind leutselig, gesellig, höflich gegen die Europäer, den Mißionnairen unterthänig, gefällig im Umgange, und bey allen Gelegenheiten dienstfertig, obgleich in gewissen Augenblicken einer Hitze, und Ungestüme unterworfen. Ihr Umgang ist munter, lustig, voller Vernunft; und sie drü-

cken sich mit so vieler Annehmlichkeit aus, daß ein Fremder ein großes Vergnügen hat, ihnen zuzuhören. Wahr ist es, die Unwissenheit ist ihr allgemeiner Fehler, und sie legen sich auf keine einzige Wissenschaft. Die ersten Portugiesen, die in ihr Land kamen, fanden eine, in die äußerste Barbarey versenkte Nation, die weder schreiben konnte, noch von historischen Nachrichten etwas wußte. Sie zählten ihre Jahre nach den Wintern, ihre Monate nach dem Vollmonde, die Tage in der Woche nach ihren Märkten, die Zeit einer Begebenheit von dem Tode einer merkwürdigen Person, und maßen die Größe eines Landes nach denen Schritten, oder Tagereisen, die man anwendet, es zu durchgehen.“

„Ungeachtet diese Völker mit ihren Nachbarn oft Krieg führen, so sind sie in der Kriegskunst doch nicht erfahrner. Dieß hat den Europäern allezeit so vielen Vortheil über sie verschafft. Die Art zu fechten, in allen diesen Ländern, ist so wunderlich, daß sie ihres gleichen nicht hat. Zwey Armeen von Schwarzen, die einander gegen über stehen, fangen erst an, die Ursache ihrer Streitigkeiten ganz kaltsinnig zu untersuchen. Unvermerkt kommen sie von Vorwürfen auf Schimpfworte; endlich

endlich nimmt die Hitze zu, und da geht es an ein Handgemenge. Die Trommeln lassen sich mit großem Lärmen, und Unordnung hören. Diejenigen, die Flinten haben, werfen sie nach dem ersten Abfeuern von sich, weil sie mehr mit ihrer eigenen Furcht beschäftiget sind, als daß sie Lust hätten, dem Feinde Schrecken einzujagen. Hiernächst ist ihre Weise, auf den Feind zu schießen, selten gefährlich. Sie halten den Flintenkolben an den Magen, und zielen nicht; und da sie im Gebrauche haben, beym ersten Feuern nieder zu knieen, gehen die Kugeln oben weg. Beyde Partheyen stehen hernach auf, und nehmen ihre Bogen. Sind sie in einiger Entfernung von einander, so schießen sie die Pfeile in die Luft, und glauben, daß solche im Fallen mehr Wirkung thun; stehen sie aber nahe, so schießen sie gerade. Die Pfeile sind zuweilen vergiftet; und das erste Mittel, das sie dawider brauchen, ist ihr eigener Urin.“

„Die Beschäftigung dieser Schwarzen, in **Kunstarbeit**, besteht darinnen, daß sie allerhand Arten Zeuge aus sehr feinen Faden wirken, die sie von der Rinde und den Blättern gewisser Bäume nehmen. Die Portugiesen bringen ihnen, unter anderen Waaren, indianische

lein=

Leinwand, englische Tücher, kupferne Kessel, Halsbänder, Ringe, und andere kurze Waare, von geringem Werthe, mit. Im ganzen Königreiche giebt es weder goldene, noch silberne, noch kupferne Münze. Der meiste Handel geschieht durch Tausch, noch öfter aber in Simbos, einer Münze, welche man in dem Königreiche Angola Zimbis nennet. Fünfhundert machen eine Pistole aus."

„Die Provinz Songo erzeugt Baumwolle, Salz, Helfenbein, Datteln, und das beste Kupfer im ganzen Königreiche. Sie hat auch einen ziemlich ansehnlichen Sclavenhandel. Die Engelländer haben eine Factorey in der Gegend der Hauptstadt gehabt, so wie die Holländer einige Factore. Die Einwohner zeigen viele Fähigkeit zur Handlung: sie verstehen sich vollkommen auf Maaß, und Gewicht; und ihre Vorsicht ist so groß, als ihre Geschicklichkeit. Sie fangen allezeit an, einen doppelten Preis zu fordern, und handeln hernach zwey Stunden, um etwa ein Messer in den Kauf zu bekommen."

„Das gemeine Volk hat gemeiniglich nichts bedecket, als den Vorderleib; ja es ist eine fast durchgängig eingeführte Gewohnheit, wegen der ungemein großen Hitze, welche

neun Monate nach einander dauert, zu Hause völlig nackend zu gehen. Die Edelen tragen ein strohernes Camisol, ohne Aermel, das bis unter die Hüften geht, und sich in ein paar Streifen endet, die bis auf die Erde hängen. Einige haben eine Mütze von Seide, die sehr sauber gearbeitet ist; dieß ist aber ein Vorzug, der nicht jedermann zukommt. Die Weiber vom höhern Stande tragen einen Rock von Strohe, bis auf die Füße; und hüllen sich in ein Stück Zeug, das gemeiniglich zweymal um den Leib geht; den einen Zipfel davon nehmen sie über den Kopf, und er dienet ihnen statt eines Schleiers. Beyderley Geschlechte haben in Gewohnheit, lange Pfeifen zu tragen, daraus sie beständig rauchen. Die Kleidung, und der Hofstaat des Souverains giebt dem, vom Könige von Congo, nichts nach.“

„Ich war nicht lange in dieser Provinz gewesen, als ich erfuhr, daß eine gewisse Dame im Lande allerhand Zaubermittel brauchte, die Kranken zu heilen. Sie ließ einen Trommelschläger vor sich her gehen, trug fliegende Haare, und eine besondere Kleidung, wodurch sie ihre Handthierung ankündigte. Einer ihrer Söhne, der bey ihr wohnete, trieb eben das

Handwerk. Ich hielt dafür, die Pflicht meines Amtes erfordere, eine gerichtliche Klage wider sie anzustellen; und ich wendete allen meinen Credit an, um Mutter und Sohn gefangen setzen zu lassen. Die Mutter bekam Nachricht davon, und ergrif die Flucht; dem Sohne aber blieb nicht Zeit genug übrig, zu entwischen. Er wurde in den Palast gebracht; und ich hoffete, ihn exemplarisch bestrafet zu sehen, als man mir sagte, die Wache hätte ihm Gelegenheit verschafft, zu entspringen. Er flüchtete auch wirklich auf eine von den Inseln des Flußes Zaire, wo er Schutz fand. Der Vater dieses jungen Menschen, der seine Flucht auch hatte befördern helfen, furchte sich, gefangen genommen zu werden, stellte sich daher krank, und ließ mich bitten, ihn zu berichten. Nach einer bey diesen Völkern eingeführten Gewohnheit, ist ein Mensch, der die Absolution von dem Priester empfangen hat, von aller vorher geschehenen Anklage befreyet, weil die weltliche Justiz, sagen sie, denjenigen nicht für schuldig ansehen soll, den Gott selbst für unschuldig erkläret hat. Als ich erfuhr, daß dieser Mensch mich betrogen hatte, beklagte ich mich bey dem Grafen, der mir aber nichts

zu antworten wußte, als: der Gebrauch brächte es so mit sich."

„Das Verbrechen der Zauberey ist in dieser Gegend so gemein, daß ich nicht wachsam genug seyn konnte, die Thäter zu entdecken, und åmsig genug, sie bestrafen zu lassen. In der ersten Kindheit bindet man den Schwarzen gewisse kleine Schnuren um, welche die Zauberer verfertigen, und spricht etliche geheimnißvolle Worte dazu aus. Wenn ich dergleichen Zauberstricke an denen Kindern, die man zur Taufe brachte, gewahr wurde, mußten die Mütter niederknieen, und ich ließ sie peitschen, bis sie ihr Unrecht erkennet hatten. Eine Frau, welche ich einsmals zu dieser Strafe verurtheilet hatte, fieng während den Schlägen an zu schreyen: um Gottes willen, verzeihen Sie mir, Pater; ich habe schon drey Stricke abgemacht, ehe ich in die Kirche trat; aus Versehen habe ich den vierten gelassen."

Erlauben Sie mir, Madame, daß ich die Erzählung des Pater Felician hier abbreche, und das Ende davon bis zu meinem künftigen Briefe verspare. Begebenheiten von dieser Art vorzutragen, ohne inne zu halten, möchte beschwerlich werden, unerachtet ich mir alle Mühe gebe, der Erzählung so viel möglich, ihren fe-

raphinischen Glanz zu benehmen. Sie wissen, daß die Capuciner eine Art zu reden, einen Ausdruck haben, der nur ihrem Orden eigen ist, und den sie, seit dessen Stiftung, in allen Ländern sorgfältig beybehalten.

Ich bin, u. s. w.

San-Salvador, den 6 May, 1753.

Der 170. Brief.

Fortsetzung von Congo.

"Einsmals hatte ich angefangen, fährt der Pater Felician fort, in einem benachbarten Dorfe von Songo, neben dem Hause einer Zauberinn, etliche Kinder zu taufen. Die Versammlung war zahlreich, und es konnte daher nicht fehlen, daß auf dem Wohnplatze dieser Frau einige Unordnung vorgieng: darüber gerieth sie in die größte Wuth, sprung hervor, und machte ein erbärmliches Geschrey. Da sie mich in meinem Amte störete, gab ich ihr mit meinem Stocke ein Zeichen, lediglich in der Absicht, daß sie schweigen sollte. Diese Bewegung aber nahm sie als

eine Drohung auf; und in der Hitze ihrer Raserey ergrif sie einen Spaten, und fieng an, um mich herum in die Erde zu graben: dieß ist allemal die erste Anstalt der Zauberer bey ihren schwarzen Künsten. Sie wiederholte hierauf ihr Geschrey mit ausserordentlicher Heftigkeit. „Was, sagte sie, ein Fremder untersteht sich, eine Einwohnerinn zu bedrohen? Ich sollte aus meinem Hause vertrieben werden von einem Menschen, den ich nicht kenne? Nein, dieß geschieht nimmermehr; ich will mich rächen, und sollte ich ihm die Seele aus dem Leibe reissen.“ In dem Augenblicke lief sie fort; ich aber, nachdem ich meine Verrichtungen geendiget hatte, entließ das Volk, und begab mich weg. Nicht lange darauf sah ich meine Feindinn wiederkommen: sie hatte sich nur entfernet, um einen jungen Zauberer zu Hülfe zu rufen. Man erkennet dieser Leute Handthierung an ihrer Kopftracht: sie hatten ein Tuch um den Kopf, welches das linke Auge, und die rechte Seite des Maules bedeckte. In dieser Figur sah die Frau mich starr an, sagte etliche Worte dazu, die ich nur halb verstund, machte auf der Stelle mit ihren Nägeln ein kleines Loch in die Erde, füllte es mit ihrem Urine an, wusch sich die Hände darinne, und spuckte vorne auf

ihren Fuß, auf ihre Haare, und in ihren Busen. Ich, meinerseits, nahm meinen ganzen Muth zusammen, und schickte mich an, allen teufelischen Kräften Trotz zu bieten. In die eine Hand nahm ich mein Crucifix, und in die andere den Rosenkranz, den ich bey allen Bewegungen, die ich der Alten machen sah, auf die widersinnige Seite drehete. Sie machte so ausserordentliche Gebärden, daß ich endlich meine Zuflucht zu dem Geister-Beschwören nehmen mußte. Ich fieng an, den bösen Geistern zu untersagen, sich mir zu nähern: dieses Verbot aber hinderte die Zauberinn nicht, mit ihren Teufeleyen fortzufahren. So oft ich den Namen Satan aussprach, schien die Frau in neue Bewegung zu gerathen. Bey meinem zweyten Verbannen gab sie dem jungen Zauberer eine Ohrfeige, und befohl ihm, sie alleine zu lassen: bey dem dritten, gieng sie selbst unter vielen Seufzen, in der größten Bosheit, fort. Doch sie erschien bald wieder: um aber alle Verdrüßlichkeiten abzukürzen, stund ich auf, gieng fort, und setzte mich an das Wasser. Die Hexe folgte mir, legte sich, mir gegenüber, auf die Erde, und fieng ihre verwünschten Künste wieder an. Ein Haufen Einwohner, die begierig waren, das Ende dieser Zwistigkeit abzuwarten,

ten, hatten sich in ein Hirsen-Feld verstecket, wo sie unsern ganzen Streit mit ansehen konnten. Endlich befohl ich mich Gott mit aller möglichen Innbrunst; ich blies ganz sacht auf die Seite, wo meine Feindinn stund; und nachdem ich die ersten Worte des Evangelii St. Johannis ausgesprochen hatte, befohl ich der Frau, sich wegzubegeben. Sogleich stund sie auf, that drey Sprünge, winselte dreymal, und verschwand in einem Augenblicke. Die Bewegung ihres Weggehens war so geschwind, daß alle Zuschauer erstauneten, und meynten, es überstiege die Kräfte der Natur. Sie kamen auch sogleich, und zeigten sich; und verfolgten die Hexe mit Schimpf- und Drohworten. Sie schrieen alle einhellig: der Teufel ist überwunden; er hole alle Zauberer, und ihre Künste!“

„Seit dieser Geschichte gieng, bis zu Ostern des folgenden Jahres, nichts ausserordentliches vor. Alle Wahlherren, und Große im Lande, hatten sich an den Hof von Songo begeben, den Eid der Treue zu erneueren. Ich, meinerseits, hatte einige Monate zuvor, vermöge der von dem Bischofe von Angola erhaltenen Erlaubniß, den Grafen in den Kirchenbann gethan, weil er seinen Unterthanen verstattete,

einen Sclavenhandel mit den Ketzern zu treiben. Wir hatten für gut gefunden, wir anderen Capuciner, die englische Nation von diesem Handel auszuschliessen, aus Furcht, man möchte den Sclaven, wenn sie nach Barbados kämen, einen Abscheu vor den Lehrsätzen der römischen Kirche beybringen. Dem unerachtet hatte der Graf, der mehreren Vortheil bey den Engländern, als bey den Unterthanen des Königes von Portugal fand, diesen Handel nicht nur geduldet, sondern so gar begünstiget. Diese Ursache schien mir mehr als hinlänglich, ihn von unserer heiligen Communion auszuschließen."

„Unter diesen Umständen bestimmte man die Ablegung des **Eides** der **Treue** auf das Osterfest; ich aber wendete allen möglichen Fleiß an, eine Feyerlichkeit zu hintertreiben, welche während des Bannes des Fürsten eine Entheiligung, und Spötterey, geworden wäre. Ich bezeigte mich also erstlich gegen einige von den Vornehmen, welche mir mit vieler Höflichkeit entgegen kamen, und mich grüßeten, sehr kaltsinnig: ich machte ihnen nichts als Vorwürfe, daß sie ihr Gewissen, durch den Verkehr mit Ketzern, beleidigten. Mein Bezeigen verdroß den Obersten unter den Wahlherren, und er antwortete mir im größten Zorne: „was wollen

len Sie denn mit ihrem beständigen Unterschiede zwischen Ketzern, und Catholiken sagen? sind wir nicht alle Christen? und haben Sie uns nicht tausendmal versichert, daß wir durch die Taufe alleine selig werden?“ Ich kann nicht verhalten, fährt der Pater Felician fort, daß ich darüber ungeduldig wurde; und da ich nicht verstatten konnte, daß unsere Religion mit so gar großer Kühnheit beschimpfet wurde, gab ich diesem Verwegenen, der sich unterstanden hatte, eine solche Lästerung auszustoßen, eine Ohrfeige.“

„Eine Beleidigung von dieser Art, veranlassete unter dem Volke einen gewaltigen Lärmen. Man versammelte sich um mich herum; der Graf aber, da er hörete, was vorgegangen war, eilete herbey, das wüthende Volk abzuhalten. Er war so gut, und begleitete mich in das Kloster, und stellte mir mit vieler Leutseligkeit, und Freundschaft vor, wie nöthig es für das Beste der Mißion, und für mich selbst seyn würde, wenn ich mich mit dem Beleidigten aussöhnete. Weil ich befürchtete, der Kirche dadurch etwas zu vergeben, so sann ich auf ein Mittel, die Gemüther zu beruhigen, und die allerseitigen Rechte zu vereinigen. Das Abkommen bestund darinnen,

daß ich einen unserer Ordensgeistlichen zu dem Wahlherrn schickte, der ihm unter sehr höflicher Begegnung anbieten mußte, er sollte wieder beichten dürfen, wenn er die Reden, die er geführet hatte, widerrufte, und käme, und bey mir um Verzeihung bäte, auch verspräche, künftiger bescheidener zu seyn."

„Ihr Antrag ist sonderbar, sagte der Wahlherr zu dem Abgeordneten; wie? ich bin der Beleidigte, und Sie wollen, ich soll mich schuldig bekennen? Sagen Sie mir, wer hat die Ohrfeige bekommen, Ihr Camarade, oder ich? Der Mißionnair antwortete, daß er dasjenige, was aus keiner bösen Meynung geschehen wäre, nicht als eine Beleidigung ansehen müsse: an statt der Ohrfeige den Namen einer Beschimpfung zu geben, sollte er sie vielmehr als eine heilsame Züchtigung, und als die Wirkung einer wahren väterlichen Liebe seines geistlichen Vorgesetzten ansehen. Erinnern Sie Sich, setzte er hinzu, des Backenschlages, welchen der Bischof bey der Firmung giebt, und Sie werden bekennen müssen, daß es vielmehr ein Zeichen einer Ehre für denjenigen ist, der solchen empfängt."

„Diese Gründe schienen dem guten Wahlherrn so überzeugend, daß er sich schuldig erkennete,

kennete und einwilligte, öffentlich an der Kirchenthüre zu widerrufen. Man erlaubte ihm nur, um die Demüthigung in etwas zu mildern, daß er hinzusetzen durfte, er hätte aus Uebereilung vom Zorne gesündiget, und heegte im Herzen nicht weniger Ehrfurcht für die Religion, und ihre Diener. Endlich, nachdem er mich demüthig um Vergebung gebeten, und mir in Gegenwart des ganzen Volkes die Füße geküsset hatte, wurde er in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen. Ich verlangte vorher noch, er müsse bey dem Grafen seine Entschuldigung machen, daß er durch gottlose und aufrührische Reden Gelegenheit gegeben habe, die Unterthanen zu einem Aufstande aufzuwiegeln. Als diese Geschichte zu Loanda bekannt wurde, gestunden die Jesuiten selbst, daß sie sich aus einer so kützlichen Sache, nicht mit mehrerer Geschicklichkeit und Ehre würden haben ziehen können. Sie erinnerten nur, um beydes geringer zu machen, daß man freylich wohl sähe, daß ich nur mit Wilden zu thun gehabt hätte."

„Unterdessen waren es bereits drey Monate, daß der **Fürst** in dem **Banne** war, und nur heimlich in die Kirche kommen durfte, ohne sich dem Altare zu nähern. Er ergrif obige Gele-

genheit, mich zu ersuchen, daß ich ihn los lassen möchte, und gab mir zu vernehmen, daß, da seine Unterthanen sähen, daß er der Messe nicht beywohnen dürfe, sie Anlaß nehmen möchten, sich zu empören. Ich glaubte also selbst, daß es Zeit sey, ihm zu willfahren; und ließ ihm sagen, er solle des andern Tages in der Messe als ein Pönitent erscheinen, und sich von seiner ganzen Hofstatt begleiten lassen. Er kam auch wirklich, in einen Sack gehüllet, in bloßen Füßen, mit einer Dornenkrone auf dem Kopfe, mit einem Crucifixe in der Hand, und einem Stricke um den Hals. Ich glaubte, Theodosium den Großen, zu den Füßen des mailändischen Erzbischofes zu sehen; und ich mußte alle meine Demuth in diesem Augenblicke hervorsuchen, um mir nicht einzubilden, ich sey der heilige Ambrosius selbst. Ich hielt eine Rede an den Fürsten, die er an der Kirchenthüre hören konnte, worinne ich ihm mit Nachdrucke, und Zärtlichkeit, den Schaden vorstellete, den er der Religion, seinen Unterthanen, und sich selbst thäte, daß er den Ketzern den Eingang in seine Staaten verwilligte. Ich nahm hernach das Meßbuch, und verordnete ihm sowohl, als der ganzen

Versammlung, auf das Evangelium zu schwören, daß sie kein englisches Schiff in ihre Häven mehr einlassen wollten. Der Fürst erbot sich zu aller Art von Genugthuung wegen seines Ungehorsames; und sagte, indem er das Beyspiel des Königes David anführete, daß, da er wie dieser gesündiget habe, er auch hoffe, dieselbe Vergebung zu erlangen. Er gab hernach sein Crucifix an einen seiner Leute, bückte sich ehrfurchtsvoll nieder, und wollte mir die Füße küssen; ich hob ihn gleich auf, nahm ihm die Dornenkrone, und den Strick, den er um den Hals hatte, ab, umarmte ihn, und sagte zu ihm: wenn Sie gesündiget haben, wie David, so ahmen Sie ihm auch in Ihrer Reue nach. Nach dieser Ceremonie, trat er mitten unter seinem Gefolge in die Kirche, gieng mit triumphirendem Muthe bis an den Altar, und versöhnete sich so ungeheuchelt mit der Kirche, daß er seit der Zeit den Mißionnairen nicht die geringste Ursache zu Klagen gegeben hat.„

„Man hat nicht leicht einen Menschen gesehen, der der Religion aufrichtiger zugethan gewesen wäre. Während der Messe brachte man ihm bey dem Evangelio eine angezündete Kerze, die einer seiner Pagen ihm mußte

halten helfen, bis nach der Communion des Priesters. Am Ende des Hochamtes kam er zweymal in die Schranken, um von dem Meßpriester die Auflegung der Hände, und den Segen, zu empfangen. Als selbiger vom Altare gieng, begab sich der Fürst auf die Seite, sein Gebet vollends zu endigen; hernach kam er wieder zu dem Mißionnaire, der ihn bis an die Kirchthüre begleitete. So bald er aus der Kirche war, knieete er unter dem versammelten Volke nieder; und alle Anwesende, die sich, der Landesgewohnheit nach, auf die Backen schlugen, erneuerten ihm den Eid der Treue. Er bezeugte ihnen mit der Hand, wie vergnügt er über ihren Eifer sey, grüßete sie mit vieler Gütigkeit, und begab sich in seinen Palast. Der General-Capitain, die Wahlherren, jeder besonderer Statthalter, hatten ihren angewiesenen Platz in der Kirche, um den Rangstreitigkeiten vorzubeugen. Den vornehmen Weibern waren Teppiche geleget, um knieen zu können; aber die Ehre, ein Küssen zu haben, war der Gräfinn alleine vorbehalten.“

„Einige Zeit vor der Begebenheit, davon ich hier geredet habe, hatte sich in dieser Provinz ein Fall ereignet, der den traurigen

Zustand

Zustand der Religion zu erkennen giebt, in einem Lande, wo man wegen Mangel an europäischen Priestern genöthiget ist, die geistlichen Würden Mülatern, ohne Kenntniß und Sitten, anzuvertrauen. Ein Capuciner von der hiesigen Mißion hatte, bey dem Tode einiger unserer Geistlichen, die heiligen Gefäße, die sie bey ihrem Amte gebraucht hatten, zusammen gebracht, und wollte mit diesen ehrwürdigen Ueberbleibseln nach Loanda reisen. Ein Mülater, Priester, und Großvicarius in dieser Gegend, bat ihn, er möchte ihm noch vor seiner Abreise die Sacramente reichen, weil er, wie er sagte, sehr alt wäre, und keinen andern Geistlichen im Lande hätte, er also nicht Gefahr laufen wollte, ohne diesen christlichen Trost zu sterben. Der Capuciner hielt sich glücklich, zu dieser frommen Verrichtung gebraucht zu werden. Er war bey guter Gesundheit, als er in das Haus des Großvicars trat; allein, nach einigen zu sich genommenen Erfrischungen, fühlte er sich von so heftigen Schmerzen überfallen, daß er die folgende Nacht sturb. So bald er verschieden war, suchte der Mülater alle Anwesende auf die Seite zu schaffen, und bemächtigte sich der silbernen Gefäße, der Räu-

cherfässer, und verschiedener anderer heiligen Werkzeuge, die niemals wieder aus seinen Händen gekommen sind. Der Bischof, und das Capitul zu Loanda, haben ihn vergebens mit Drohungen, ja mit den schärfsten Kirchenstrafen verfolget; er hat sich aber vor der geistlichen Gewalt so wenig gefürchtet, als vor dem göttlichen Gerichte, das in Ansehung seines hohen Alters nicht lange aussenbleiben konnte."

„Es ist mir diese Geschichte an dem Orte selbst erzählet worden, wo der Mülater-Priester gewohnet hatte, und wohin ich zufälligerweise in eben dem Jahre, da er gestorben war, kam. Ich kann diesen elenden Ort niemals erwähnen, ohne mich der Gefahr zu erinnern, die ich daselbst ausgestanden habe, von den Ameisen gefressen zu werden. Ich wurde auf einmal von einem Schwarzen aus dem Schlafe geweckt, der jähling aufsprung, und zu schreyen anfieng: Heraus, Pater, heraus! Was giebt es? fragte ich ihn. Die Ameisen, antwortete er, haben sich einen Weg geöfnet; und Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. In der That fieng dieses Ungeziefer auch schon an auf meinen Beinen herum zu laufen;

und in dem Augenblicke bedeckten sie den Fußboden meiner Hütte einen halben Fuß hoch. Es war kein anderes Mittel, sie zu vertreiben, als überall, wo sie waren, Stroh anzubrennen. Die Flamme verzehrte sie theils, theils wurden sie verjaget; sie hinterließen aber in meiner Kammer einen abscheulichen Gestank. Kaum war ich wieder eingeschlafen, so wurde ich durch eine andere Begebenheit wieder aufgeweckt. Die Ameisen waren in das Dorf gekommen; und da einige Einwohner Feuer angezündet hatten, um sie los zu werden, hatte die Flamme ein Haus ergriffen, und dieses Unglück bedrohete alle die andern. Man war aber doch so glücklich, dem Feuer Einhalt zu thun; und ich insbesondere dankte dem Himmel, daß er mich von dieser doppelten Angst befreyet hatte. In dem tiefen Schlafe, darinnen ich gewesen war, hätten mich die Ameisen wahrscheinlich in selbiger Nacht aufgefressen. Man erzählte mir Beyspiele von einer Menge Kühe, die gleiches Schicksal gehabt, und von denen man, bey Anbruche des Tages, nichts als die Knochen gefunden hatte.“

„In eben diesem Dorfe war es, wo ich einen unserer Väter antraf, der ganz neuer-

lich aus dem Königreiche **Mokokko** gekommen war, und sich rühmte, mehr als funfzig tausend Personen daselbst getaufet zu haben. Der König selbst war bereit, sich taufen zu lassen, als ihm der wunderlichste Einfall von der Welt in den Kopf kam. Mein Vater, sagte er zu dem Capuciner, ehe ich Ihre Religion annehme, verlange ich zwey Gefälligkeiten von Ihnen, die Sie mir nicht abschlagen müssen. Die erste ist, daß Sie mir die Hälfte von Ihrem Barte geben; die zweyte, daß Sie mir zu einem Nachfolger helfen, der von Ihnen kommt. Ich will alle meine Weiber nackend vor Ihnen erscheinen lassen, und Sie sollen Sich diejenige auslesen, welche Ihnen am besten gefällt. Sie wissen, daß wir alle sterblich sind; und wenn Sie abgehen sollten, wer würde alsdenn die durch Sie kund gemachten Glaubenslehren unterstützen? Hinterlassen Sie mir also einen Sohn, der die seltenen Gaben seines Vaters besitzet, und Ihre Lehre auf unsere Nachkommen fortpflanzet. Der Mißionnair, voller Verwunderung, bedauerte, daß er den letzten Vorschlag nicht annehmen könne, weil er, als Capuciner, das Gelübde der Keuschheit gethan hätte, welches dem

Könige

Könige von Mokokko schwer zu begreifen fiel. Als er hernach wissen wollte, warum der africanische Monarch ihn um die Hälfte seines Bartes bringen wollte, erfuhr er, daß der Fürst Willens sey, den Bart als eine Reliquie aufzuheben; und wer weiß, setzte der Mönch hinzu, ob die fromme Einfalt der Schwarzen nicht einen Gegenstand ihrer göttlichen Verehrung daraus gemacht hätte."

„Als ich von diesem Dorfe weggieng, um mich nach Songo zu begeben, mußte ich über einen Arm des Flusses fahren. Der Oberste des Dorfes ließ mir Wegweiser, und eine Barke geben. Er versicherte mir aber zu gleicher Zeit, ich müßte meine Börse aufthun, weil nichts billiger wäre, als, da ich mein Taufen, und Messelesen, gut bezahlet nähme, daß er sich seinen Kahn, und seine Leute, auch bezahlen ließe. Herzlich gern, sagte ich zu ihm: wie viel muß ich geben? Funfzehn Simbos, antwortete er; unterdessen nun, daß ich mich fertig machte, sie zu bezahlen, besann er sich, und gab vor, er hätte sich in seiner Rechnung geirret, und forderte dreyßig. Hier sind sie, erwiederte ich, und zählete sie auf: ein Schwarzer aber fieng an zu schreyen, sein Herr müsse ver-

muthlich nichts von der Schiffahrt verstehen, weil er für eine Verrichtung, die sechszig Simbos werth wäre, nur dreyßig haben wollte: und ich mußte mich bequemen, auch diese zu bezahlen."

„Nachdem ich über den Fluß hinüber war, trug mich mein Weg an einen Ort, wo eine Menge schwarzer Götzendiener, zu Feyerung ihrer Geheimnisse, versammelt waren. Ich trat in eine große Hütte, die ich anfänglich für eine Kirche hielt; ich wurde aber gar bald gewahr, daß es der Tempel einer der Gottheiten im Lande war. Auf der einen Seite hiengen zwey Schürzen, voller Schmuz, und von unerträglichem Gestanke; auf der andern, stund eine kleine leimerne Wand, zwey Fuß hoch, hinter welcher ein Mokisso seine Orakelsprüche gab. Dieser vermeynte Gott hielt in jeder Hand ein großes Messer, und auf dem Kopfe hatte er einen Federbusch. Als ich in den Tempel weiter gehen wollte, wurde ich durch ein großes, sich so gleich entzündendes Feuer zurückgehalten, welches einen so abscheulichen Geruch von sich gab, daß ich fast von Sinnen kam. Ich wagte mich aber doch weiter hinein, und verwahrte mich mit dem Zeichen

des

Kreuzes; die Schwarzen aber wurden über meine Verwegenheit aufgebracht, versammelten sich um mich herum, und nöthigten mich, zurück zu gehen."

„Ich reisete weiter, und schätzte mich glücklich, daß ich ihrer Wuth entgangen war, und nur noch einen kleinen Weg bis in ein christliches Dorf vor mir hatte. Meine Träger giengen ziemlich stark fort; allein, in dem Augenblicke, da wir es am wenigsten vermutheten, sahen wir in der Ferne ein großes **Feuer** vor uns, weil die Wilden das **Gras** angezündet hatten. Der Wind führte uns die Flamme entgegen, und wir fürchteten, es würde gar bald eine große Menge **wilder Thiere** auf uns zu kommen. Meine Leute sagten, es wäre kein anders Mittel übrig, diesen Thieren auszuweichen, als auf Bäume zu steigen. Zum Glücke hatte ich eine Strickleiter in meinem Kuffer, welche einer von meinen Trägern in größter Eile an einen Ast band, und wir waren versichert, uns auf diese Art am besten zu retten. Die Gefahr war dringend, denn wir bekamen gar bald eine Menge grimmiger Thiere zu sehen, als Tyger, Wölfe, Löwen, Rhinoceros, welche im Vorbeylaufen mit einer Art

von Verwunderung in die Höhe sahen. Wir stiegen nicht eher wieder herunter, als bis wir sie weit entfernet glaubten; und auf der Ebene fanden wir grosse gebratene Schlangen, derer Fleisch die Schwarzen allem Federviehe vorziehen. Sie schmissen den Schwanz, den Kopf, und das Eingeweide weg, und aus dem übrigen machten sie eine herrliche Mahlzeit."

„Wenn man erweget die Anzahl, und Wildheit dieser abscheulichen Thiere, die Länge der Reisen, den Mangel der nöthigen Dinge zum Leben, die unausstehliche Hitze, insonderheit für so dick bekleidete Leute, wie die Capuciner, die Veränderung des Clima, die Felsen und Abgründe, die man übersteigen muß, die Verfolgung der Zauberer, der Götzendiener, und oftmals auch der bösen Christen, so wird man eingestehen müssen, sagte der Pater Felician, daß nichts den Ermüdungen, der Gefahr, und dem unvermeidlichen Ungemache der Mißionnaire in diesem Lande, beykomme. Wahr ist es, wir werden durch die Liebesdienste, welche uns die Portugiesen in denen ihrer Botmäsigkeit unterworfenen Oertern erweisen, reichlich belohnet. Zu Loanda, an statt

zum

zum Allmosensammeln genöthiget zu seyn, bringt man uns eine solche Menge Lebensmittel in das Kloster, daß man sich dazu halten muß, von den ersten zu seyn, um keine abschlägliche Antwort zu erhalten. Ich muß, zum Ruhme meines Vaterlandes, dem noch beyfügen, daß die Capuciner aus Italien allezeit einen Vorzug, selbst von Seiten der Portugiesen, vor anderen gehabt haben. Daher auch, als Se. Allergetreueste Majestät allen fremden Priestern untersaget hatten, in die Ihrer Botmäßigkeit unterworfenen Länder in Africa zu kommen, Sie dennoch nicht gewollt haben, daß die italienischen Capuciner unter diesem Verbote begriffen wären. Die französischen Capuciner, sagt man, haben eben dergleichen Vorrechte in Brasilien."

„Ich war bey der Mißion zu Songo nicht so sehr gebunden, daß ich nicht zuweilen kleine Reisen in die benachbarten Gegenden hätte unternehmen können. Einsmals, als ich den großen Fluß bis an das Dorf Gitar hinauf gefahren war, begab ich mich von da nach der Stadt Zayre, welche man auch die Königsstadt heißt. Die Engländer haben wegen des Sclavenhandels etliche Factoreyen in diesen Gegenden;

und weil die dasigen Mißionnaire nicht so mächtig sind, wie zu Songo, treiben die Engländer ihren Handel desto ungehinderter. Sie sind so gar an dem Hofe des Königes von Zayre beliebter, als die Portugiesen; und ich kann nicht verheelen, daß sie bey ihrem Handel auch mehrere Willfährigkeit, Großmuth, und Ehrlichkeit beweisen. Der Oberaufseher ihrer Factorey zu Gitar, Herr Fielding, war so gefällig, und erlaubte mir, ihn an den Hof zu begleiten; und da dieser aus blosen Götzendienern besteht, legte ich mein Capucinerkleid ab, aus Furcht, es möchte von diesen Ungläubigen verunheiliget werden. Bey unserer Ankunft zu Zayre, ruhete der Oberaufseher etliche Augenblicke bey einem der königlichen Bedienten aus, wo viele Große der Nation sich versammelt hatten, ihn zu bewillkommen, zu gleicher Zeit aber auch sich zu beklagen, daß er in die Stadt gekommen wäre, ohne eine Salve aus seinem Geschütze, der Gewohnheit zu Folge, haben geben zu lassen. Er entschuldigte sich mit der Unwissenheit, als ein Fremder; und seine Antwort schien ihnen hinlänglich. Nachmittags, um zwey Uhr, wurde er in den Palast geführet. Bey dem Zuge folgte

ihm ein Sclave, der ihm einen Sonnenschirm über den Kopf hielt. Vier Edele des Landes giengen vor ihm her; andere Hofbediente, mit einer Menge Schwarzer, niedrigern Ranges, giengen hinten nach. Man führte den Herrn Fielding durch zwey Höfe auf einen großen Platz, wo wir mehr als drey hundert Personen auf der Erde in dem Sande sitzend fanden: es waren theils Bediente des Königs, theils die vornehmsten Einwohner von Zayre, welche aus Neugierde, Weiße zu sehen, herbey gekommen waren. Der Fürst saß am Ende dieses weitläufigen Platzes auf einem, ohngefähr funfzehn Zolle hohen Sitze, mit dem Rücken wider die Mauer, und hatte unter seinen Füßen ein wildes Ziegenfell, statt eines Teppiches. Sein Kleid bestund in einem langen Mantel von Scharlache, den er vor kurzem von einem englischen Capitaine bekommen hatte. Sein Kopf, seine Beine, und Füße waren blos; ein Streif von Rinde bedeckte seine Hüften; und seine Lanze war vor ihm in den Sand gestecket. Eine Frau, mit einer Flasche Palmenweine, stund auf der Seite, schenkte davon in eine Schaale ein, und überreichte es Sr. Majestät. Alle anwesende Schwarze

klatschten in die Hände, so lange der Fürst trank. Hierauf trat der königliche Dollmetscher hervor, und knieete neben dem Throne nieder; nachdem er etlichemal mit der einen Hand auf die Erde gekratzet, und bey jedemmale sich die Stirne gerieben hatte, fassete er einen von des Königes Füßen, spuckte auf die Fußsole, und leckte sie mit vieler Ehrfurcht. Endlich kehrte er sich gegen den Oberaufseher, bat ihn, sein Anbringen ihm zu eröfnen, und erklärete es Sr. Majestät. Man wurde wegen des Preises der Sclaven einig, und war auf beyden Seiten mit den Bedingungen zufrieden. Der Herr Fielding machte dem Könige ein Geschenk von etlichen Ellen schwarzen Zeuge, und von verschiedenen Flaschen Brandwein, welches der Fürst mit vielem Vergnügen anzunehmen schien. Um solches darzuthun, sang er etliche Worte in seiner Sprache, wiederholte sie dreymal, und die Anwesenden klatschten dazu in die Hände. Hernach bat er den Oberaufseher, jede Flasche in seiner Gegenwart, nach der im Lande gewöhnlichen Art, zu kosten, wodurch man sich, wenn man Getränke geschenkt bekommen, oder gekauft hat, vor aller Furcht der Vergiftung zu verwahren suchet.

chet. Nach der Audienz, zeigte man dem Oberaufseher die Sclaven, die er mitnehmen wollte. Da er sie mit vieler Aufmerksamkeit betrachtete, um zu sehen, ob sie keinen Fehler hätten, bemerkte er mit Verwunderung, daß des Königes Hofbediente über laut lachten. Er war begierig, die Ursache ihrer Freude zu wissen, und der Dollmetscher antwortete ihm, daß sie von seiner übermäsigen Neugierde herkäme; und der König ließ ihn bitten, die Bescheidenheit seiner Völker ein wenig mehr zu schonen."

Die Stadt Zayre liegt etliche Meilen von dem Flusse gleiches Namens. Ihre Größe ist nur mittelmäsig, und die Anzahl ihrer Einwohner geht nicht über sieben bis acht hundert Personen. Ich ließ mir einen Kahn geben, um den Fluß hinauf zu fahren, und durchreisete nach und nach die Provinzen Sundi, Pango, und Batta. Die erste haben die Portugiesen in ein Herzogthum verwandelt; und sie ist allezeit zu den Einkünften des vermuthlichen Kronerben bestimmt. Sie begreift verschiedene besondere Statthalterschaften. Eine davon wurde durch das Absterben eines heydnischen Schwarzen erlediget, dessen Leichenbegängniß,

so

so wie es nach der Gewohnheit des Landes, und seiner Religion, eingerichtet wurde, ich mit angesehen habe."

„Ein unter diesen Barbarn durchgängig angenommenes Vorurtheil ist, daß niemand eines natürlichen Todes sterbe. Sie glauben, daß die Verstorbenen die Lebendigen zu sich rufen; sie meynen aber, die Einladung werde sehr oft vorher durch Gift, oder andere Gewaltthätigkeit, vereitelt. In dieser Einbildung klagen die Familie, und die Freunde des Verstorbenen fast allemal den nächsten Verwandten an, als habe er ihn getödet, und dieser ist genöthiget, sich durch gerichtliche Beweise zu reinigen. Gewinnt er, so läßt man ihn gehen; kann er aber nichts beweisen, so wird ihm die Landesverweisung zuerkennet. Eine dergleichen Gewohnheit kann wohl keinen andern Ursprung haben, als der bey diesen Africanern eingeführte grausame Gebrauch, ihre Feinde zu vergiften."

„Vermuthlich aus eben dieser Ursache begraben sie ihre Toden nicht anders, als in Gegenwart aller Anverwandter. Wenn dem Verstorbenen diese letzte Pflicht geleistet worden ist, opfert man an der Thüre seiner

Hütte

Hütte allerhand Federvieh: mit dem Blute besprengt man das Haus von innen und aussen; und das Fleisch wirft man über das Dach, um zu verhindern, daß die Seele des Toden nicht wieder komme, und die Lebenden störe. Diese guten Leute bilden sich ein, die Erscheinung eines Gespenstes verursache ohnfehlbar, daß man sterben müsse. Dieser Wahn ist bey ihnen so eingewurzelt, daß die Einbildung oft alleine die Wirklichkeit hervorbringt. Vor, und nach dem Opfer, stellet man auf dem Sarge ein erbärmliches Wehklagen an; und wenn der Schmerz nicht Thränen genug erpresset, so nimmt man etliche Finger voll Pfeffer in die Nase, wodurch sie befördert werden. Nach der Betrübniß wird man hernach auf einmal lustig: man fängt an zu essen, zu trinken, zu spielen, zu tanzen; und unterdessen bleibt der Leichnam unbegraben. Nach geendigtem Balle begiebt man sich an verabredete Oerter, wo Manns- und Weibspersonen, im Finstern zusammen eingeschlossen, ohne Unterschied bey einander bleiben können. Da das Zeichen zu diesen unzüchtigen Festen durch den Trommelschlag gegeben wird, so ist der Zulauf des Volkes bey dieser Gelegenheit unglaublich, oder viel-

mehr, sehr leicht zu glauben. Den Müttern ist es nicht möglich, ihre Töchter zurück zu halten: Fesseln, und Mauern wären geringe Hindernisse. Was aber noch viel mehr befremdet, ist, daß die Wittwe selbst des Verstorbenen, sich allen, die sie verlangen, überläßt, ohne andere Bedingung, als nur nicht zu sprechen, so lange man mit ihr alleine ist."

„Man bedecket den Weg, der zu dem Begräbnisse geht, mit Blättern und Zweigen. Der Zug geschieht allezeit in gerader Linie; und wenn sich auf dem Wege eine Hecke, ein Baum, eine Mauer, eine Hütte findet, reißt man es ohne Bedenken nieder. An einigen Oertern, begräbt man, bey Personen von vornehmen Stande, zugleich lebendige Sclaven, und füllt das Grab mit Vorräthen von Eßwaaren, und Getränke, an. In alten Zeiten war es gebräuchlich, mit den Königen von Congo zwölf junge Mägdgen zu begraben, die dem Monarchen in der andern Welt zum Vergnügen dienen sollten. Alle bewurben sich um diese traurige Ehre; und sprangen voller Freuden in das Grab; sie stritten, wer sich am nächsten zu dem Körper legen sollte. Das Loch zu

dem

dem Grabe wird hier in das freye **Feld** gemachet; und gemeiniglich bedeckt man es mit einem Haufen Erde. Der Leichnam wird in keinen Sarg gelegt; man wickelt ihn nur in ein baumwollenes Tuch, oder in eine strohherne Matte. Das **Trauern**, bey dem Absterben des Königes, geschieht acht Tage lang, erstlich durch Thränen, hernachmals durch Feste, die der Lüderlichkeit, und Frechheit gewidmet sind.“

„Das Königreich **Congo** hat weder **Aerzte**, noch Wundärzte, noch Apotheker, auch keine anderen **Arzeneymittel**, als Kräuter, Wurzeln, Wasser, und Oel, welche man ohne Unterschied allen Kranken wider alle Arten von Beschwerungen giebt. Die gewöhnlichste **Krankheit** ist das Fieber: man heilet es, indem man den Leib etliche mal mit einer Salbe reibt, die aus Oele, und pulverisirtem Sandelholze, zusammengesetzet ist. Das Mittel wider das Kopfweh besteht in einem leichten Aderlassen an den Schläfen: man verrichtet es mit einer geschärften Muschel, und setzet ein kleines Rohr auf die Wunde, um das Blut heraus zu saugen. Man verfähret auf eben diese Art an den übrigen Theilen des Leibes. Ein Mägdgen,

gen, die zum erstenmale ihre monatliche Veränderung bekommt, muß an dem Orte, wo sie sich befindet, stehen bleiben, und warten, bis jemand von ihrer Familie kommt, der sie ihrer Mutter überbringt. Man giebt ihr alsdenn Weiber zu, die sie in einer abgesonderten Wohnung bedienen, wo sie zwey oder drey Monate zubringet, und gewisse Formalitäten in Acht nehmen muß, als, sie darf mit keiner Mannsperson reden, sie muß sich oft waschen, und mit einem gewissen Fette reiben. Diejenige, welche alle diese Gebräuche nicht sorgfältig beobachtete, glaubte, auf immer unfruchtbar zu werden."

„Die Provinz Pango, deren vornehmste Stadt gleichen Namen führet, war ehedem ein unabhängiger Staat, den die Könige von Congo sich unterwürfig gemachet haben. Die Provinz Batta hat sich, bey Gelegenheit einiger innerlichen Unruhen, freywillig mit diesem Königreiche vereiniget, und daher mehrere Freyheiten, und Vorrechte erhalten. Der König giebt ihr allezeit einen Statthalter von den Nachkommen der ehemaligen Besitzer dieser Landschaft. Nach Erlöschung der rechtmäßigen Erben des Königreiches, sind sie zur Kronfolge bestimmt.

Unter

Unter vielen Vorzügen haben sie auch das Recht an der königlichen Tafel mit zu speisen, (aber ohne sich setzen zu dürfen;) eine Ehre, welche nicht einmal des Königes eigenen Kindern verwilliget wird. Der **Fürst von Batta** hat eiue große Menge vornehmer Herren zu **Vassallen;** und sein **Hofstaat** giebt dem vom Könige von Congo, in Ansehung der Pracht, nichts nach.“

„Die **Einkünfte** dieses Monarchen bestehen hauptsächlich in den jährlichen Tributen der Statthalter in den Provinzen, und vieler anderer Herren, welche, wie ich schon gesaget habe, die Titel als Herzoge, Marquis, und Grafen, führen. Diese Einkünfte werden nicht in Gelde, sondern in Viehe, Waaren, und Sclaven, bezahlet. Dem Fürsten mangeln auch nicht die **Mittel**, seine Reichthümer zu **vermehren.** Wenn er, zum Beyspiele, in einer weißen Mütze mit seinen Hofleuten ausgeht, so setzt er die Mütze so verloren auf das Ohr, daß der geringste Wind sie herunter werfen kann. Fällt sie nun, so eilen seine Hofleute, sie aufzuheben; der König aber, der über diesen Zufall verdrüßlich thut, will sie nicht wieder nehmen, und geht mit einer sauern

Mine in den Palast zurück. Des andern Tages schickt er zwey oder dreyhundert Soldaten aus, die von dem Volke eine starke Auflage einfordern müssen; das ganze Königreich ist auf diese Art genöthiget, den Fehler des Windes zu büßen.“

„Daß das **Geld** in diesem Theile von Africa keinen Cours hat, kommt nicht von dem Mangel der Metalle her; denn mit diesen wäre es leicht, Geld zu münzen. Man findet hier **Goldminen**; allein die Einwohner bauen sie nicht, um die Europäer nicht lüstern zu machen. Diese Ursache hat sie allezeit abgehalten, die Goldgruben den Portugiesen zu entdecken. Ich habe schon gesaget, daß das **Kupfer** hier sehr gemein sey. Die Berge erzeugen an gewissen Oertern **Steine** von einer solchen Größe, daß man eine ganze Kirche aus einem einzigen Stücke hauen könnte. Es giebt auch **Berge** von Porphyre, Jaspis, und Marmor: in anderen findet man sehr schöne Hyacinthen.“

„Der **Winter** in Congo ist so gelinde, als die schönsten Frühlingstage in Europa. Die Tages- und Nachts-Länge ist das ganze Jahr fast gleich. In gewissen Gegenden hält man

man doppelte Aernde; und erbauet hauptsächlich Hirse, und die Wurzel vom Manioc. Man kennet nicht den Gebrauch des Pfluges, sondern man lockert die Erde mit einer Art leichter Kelle auf; und so wie man mit der einen Hand Furchen macht, so streuet man mit der andern den Saamen hinein, welchen man aus einem an der Seite hangenden Sacke nimmt. Diese Verrichtung der Weiber hindert selbige nicht, ihre Kinder in einer Art von Hängebette, das sie um die Schultern binden, auf dem Rücken zu tragen. Die Gärten haben auch ihre Reichthümer, und bringen die meisten unserer Küchengewächse hervor. Der Ueberfluß an Obste ist fast allgemein; und in vielen Provinzen ist es die hauptsächlichste Nahrung der Einwohner."

Man ersparet, Madame, viele Reisen, viele Mühe und Beschwerlichkeit, wenn man das Glück hat, wie ich es zu Congo gehabt habe, wohl unterrichtete, und gefällige Leute zu finden, welche, ohne aus ihrem Zimmer zu gehen, ein unermeßliches Land mit Ihnen durchwandern, und ein Gemählde der vielerleyen Völker, welche darinnen wohnen, Ihnen vor Augen legen. Ich zweifele, der-

gleichen Vortheil in dem heydnischen Königreiche Loango zu finden, wo die Mißionnaire übel aufgenommen sind, und woher Sie Nachricht von mir bekommen sollen.

Ich bin, u. s. w.

San-Salvador, den 9 May, 1753.

Der 171 Brief.

Das Königreich Loango.

Ich bin den 11 May von San-Salvador abgereiset; und den 15ten mit meinen Schwarzen, meinem Hängebette, und einem Kuffer, zu **Loango**, der Hauptstadt des Königreiches gleiches Namens, welche mitten in einer schönen Ebene, und eine Stunde vom Meere liegt, angekommen. Ihre Größe ist ansehnlich; und die, ob gleich nicht regulairen Gassen, sind mir ungemein reinlich vorgekommen. Alle Häuser stehen einzeln, und sind mit Alleen von Bananas-Palmen-Patanas- und dergleichen Bäumen, umgeben. Der königliche **Palast**, der am Ende eines großen Platzes das Mittel von der Stadt ausmacht, stellet

stellet ein sehr geraumes langes Viereck vor. Er ist mit verschiedenen abgesonderten Gebäuden verzieret, worinnen des Monarchen Serail befindlich ist. Eine Mannsperson, die verwegen genug wäre, da hinein zu gehen, würde auf der Stelle am Leben gestrafet; und das Frauenzimmer, das mit ihm geredet hätte, würde auf den öffentlichen Platz geführet, und müßte unter der größten Marter das Leben verlieren. Dieses **Serail** ist sehr zahlreich; und unter denen darinnen befindlichen Weibern, liest der König eine aus, die er seine **Mutter** nennet, und die eine unumschränkte **Gewalt** hat. Er fragt sie bey allen wichtigen Angelegenheiten um Rath, und man sagt, er sey ihr dergestalt unterworfen, daß sie die Macht habe, ihm mit ihren eigenen Händen das Leben zu nehmen, wenn sie im geringsten von ihm beleidiget würde. Läßt ihr Alter noch einige Neigung zu Begierden zu, kann sie sich eine Mannsperson wählen, wie sie will; und ihre **Kinder** werden angesehen, als ob sie vom königlichen Geblüte wären. Der gewählte Liebhaber, wenn er bey einer andern Frau angetroffen wird, hat den Tod verwirkt.

Ein lange **Gasse**, welche auf den großen Platz von Loango stößt, versammelt alle Morgen

gen eine Menge **Verkäufer**, sowohl aus der Stadt, als von den herumgelegenen Gegenden, welche Waaren, Federvieh, Fische, Oel, Getreide, und andere Sachen, feil haben. An eben diesem Orte feyert man auch die öffentlichen **Feste**; ingleichen hält der König hier seinen **Kriegsrath**. Ferner sieht man daselbst einen berühmten **Götzen**, welchen die Einwohner als den Schutzgott ihres Landes verehren. Die **Häuser** der Privatpersonen sind alle gleichförmig, und bestehen nur aus zwey oder drey Zimmern: die Häuser der Großen aber nehmen einen größern Platz ein; man sieht sieben und acht Gebäude in einem Bezirke, die ein einziger Herr bewohnet. Das gewöhnliche **Hausgeräthe** besteht aus etlichen töpfernen Gefäßen, Kürbisflaschen, Matten, die statt der Betten dienen, Körben, und anderem Geräthe von wenigem Werthe.

Diese Hauptstadt hat einen **Haven**, wo man zwey **Götzenbilder** männlichen, und weiblichen Geschlechts anbetet, von welchen eine große Menge Fabeln erzählet werden. Die **Frau**, sagt man, begab sich, aus Liebe zu den Einwohnern, freywillig in dieses Land. Man feyert ihr zu Ehren ein öffentliches **Fest**, welches hauptsächlich in übermäßigem **Trinken** besteht.

besteht. Die Trompeten, und Trommeln erschallen durch die ganze Stadt; und die Priesterinn läßt eine unterirrdische Stimme hören, welche die Schwarzen für der Gottheit Stimme halten. Der männliche Götze hat eine kleine Hütte zu seinem Tempel, welche auf dem Wege nach dem Meere gelegen ist. Jeder, der da vorbey geht, begrüßet ihm durch Händeklatschen; die Kaufleute aber bringen ihm Opfergeschenke, um seine Gunst zu erwerben. Der Pöbel, der äußerst aberglaubig ist, betet noch andere grob gearbeitete Götzen an, davon einige bis sechs Fuß hoch sind. Sie stehen vor den Häusern, und der allgemeine Gebrauch ist, sie an dem ersten Tage jedes Neumondes mit einem gewissen Pulver zu reiben. So bald dieses Gestirn erscheint, fallen die Schwarzen nieder, klatschen mit den Händen, und schreyen: „könnte doch mein Leben so erneuert werden, wie du dich erneuerst!“ Wenn sie ihre Götzen bey trübseligen Zeiten vergebens anrufen, verbrennen sie sie, und sagen: wenn sie uns im Unglücke nicht helfen wollen, zu welcher Zeit sind sie uns denn nütze?

Die Einwohner von Loango haben für ihre Könige eben so viel Ehrfurcht, als

für ihre Götter; diese Fürsten führen auch wirklich den Titel Samba, oder Pango, welcher Gottheit bedeutet. Man ist überzeugt, daß sie, unter vielen übernatürlichen Gaben, auch die Macht haben, es regnen zu lassen; daher man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, wenn die Erde des Regens benöthiget ist. Jedermann bringt ihnen alsdenn Geschenke; und die ganze versammelte Nation flehet sie an, ihr diese Hülfe zu leisten. Der König setzet zu der Ceremonie einen gewissen Tag an. Alle Edele erscheinen vor ihm gewaffnet, wie im Kriege, machen in seiner Gegenwart verschiedene Uebungen, und bezeigen ihm endlich ihre Unterthänigkeit, indem sie vor dem Throne niederfallen. Nach einem barbarischen Concerte von Trommeln, und anderen Instrumenten, erhebt sich der König, und schießt einen Pfeil in die Luft. Fügt es sich nun, daß es selbigen Tag, oder den folgenden regnet, welches oftmals zu geschehen pflegt, weil der Hof, und die Pfaffen, ihre Zeit gemeiniglich recht zu nehmen wissen, so wird das Volk mehr als jemals in seiner heiligen Ehrfurcht für diese seine Herren bestätiget; und das Zurufen, Frolocken, Springen, Händeklatschen, wird bis zur Ausschweifung getrieben.

Der Souverain von Loango speiset alleine; und vermöge eines alten Gesetzes, welches bey Lebensstrafe untersaget, daß kein Mensch bey seiner Tafel gegenwärtig seyn darf, hat er weder Hausofficiere, noch Bediente, die ihm aufwarten. Wer dawider handelt, auch nur unversehens, zieht sich eine unvermeidliche Todesstrafe zu. Ein Kind von acht Jahren, fand man während des Königes Mittagstafel in dem Saale eingeschlafen; man zerschmetterte ihm den Kopf mit einem Hammer, und die Priester besprengeten die Götzen im Palaste mit seinem Blute. Man führet viele Beyspiele dieser Art an; und das Gesetz soll sich so gar bis auf die Thiere erstrecken. Dieser barbarische Gebrauch kommt von der aberglaubigen Meynung der Schwarzen her, welche glauben, der König würde jähling sterben, wenn ihn jemand essen, oder trinken sähe; um nun dieses Unglück abzuwenden, tödet man den Verbrecher an seiner statt. Unterdessen geschieht es doch, daß der Fürst zuweilen in Gegenwart seiner Hofleute trinket; alsdenn aber kehren ihm die Bedienten, die den Becher reichen, den Rücken zu und klingeln, um den Anwesenden anzuzeigen, daß sie niederfallen sollen, bis er aufgehöret hat zu trinken. Niemanden ist erlaubt, die auf-

getragenen Speisen anzurühren; alles, was von der Tafel kommt, wird sogleich vergraben.

Nach der Tafel giebt der Monarch seinem Volke Audienz, wo alle Sachen, öffentliche und besondere, entschieden werden. Der Ort der Versammlung ist in dem größten, und schönsten Saale des Palastes. Dieser nimmt das Mittel eines großen Hofes ein, von da man den Thron zwischen zweyen Körben sieht, davon einer roth, und der andere weis ist, in welchen, wie die Schwarzen sagen, der König Schutzgeister eingeschlossen hat, die für seine Sicherheit wachen. Wenn jemand mit Sr. Majestät zu sprechen verlanget, zeigt er solches dadurch an, daß er zwey oder dreymal in die Hände schlägt. Die Anwesenden antworten ihm auf eben diese Art, und alsdenn sagt er mit lauter Stimme diese etlichen Worte: „um Gottes willen, hören Sie mich.“ Er macht hernach seinen Vortrag, der nicht lange währet, und wenn er fertig ist, spricht er: „auf diese Art beschließe ich.“ Diejenigen, die auf seinen Vortrag Einwendungen zu machen haben, bedienen sich, bey dem Anfange, und Ende ihrer Rede, eben dieser Worte. Die Audienz währet, bis der Fürst zu Abend speiset.

set, und nach geendigter Tafel dauert sie bis zu Mitternacht.

Bey gewissen feyerlichen **Festen** zeigt sich der König in dem völligen Glanze seiner Größe. Man errichtet auf dem öffentlichen Platze einen kostbaren **Thron**, hinter welchem ein Pfeiler ist, woran seine Waffen, mit reichen Stoffen umwickelt, hängen. Um ihn herum sind große Fecher angebracht, welche man stark beweget, daß sie einen angenehmen kühlen Wind machen. Vor dem Throne liegt ein großer Teppich, worauf die Vornehmen des Hofes im Kreise sitzen, derer jeder einen Büffelschwanz in der Hand hält, und damit wedelt, um die frische Luft zu vermehren. Das Volk nimmt das übrige des Platzes ein, und hält sich stehend.

So bald der König kommt, machen ihm die Edelen den **Kilomba**, eine lächerliche Bewillkommung, welche in zwey oder drey Sprüngen, vor und hinterwärts, besteht. Der Fürst streckt seine Aerme aus, sie zu umfangen; sie fallen aber nieder zu seinen Füßen, und wälzen sich etlichemale auf der Erde herum, um ihren mehreren Respect zu erkennen zu geben. Diejenigen, die in besonderen Gnaden bey ihm stehen, legen ihre Hände auf seine Kniee, und stemmen ihren Kopf wider seine

Brust.

Brust. Auch unter Leuten vom Stande ist es gebräuchlich, daß sie einander zuweilen den Gruß des Kilomba machen; ja der Monarch selbst entbricht sich nicht, seinen Lieblingen diese Artigkeit zu erweisen. Die **Demüthigung** des **Volkes** vor dem **Adel** ist eben so übertrieben, als der Adelichen ihre vor dem Souveraine. Die gemeinen Schwarzen fallen auf die Kniee, wenn sie einem von Adel auf der Gasse begegnen, und wenden den Kopf weg, als ob sie sich nicht würdig schätzten, ihn anzusehen: redet er mit ihnen, so antworten sie, aber allezeit in der nämlichen Stellung, und niemals, daß sie das Gesicht gegen seine Person kehrten.

Nach dem **Tode** eines Königes gehöret die **Krone** nicht seinem Sohne, sondern dem **ältesten** seiner **Brüder**, oder den Kindern seiner Schwestern. Die nächsten Erben müssen ihren Aufenthalt in gewissen Städten nehmen, welche ihnen zum Unterhalte angewiesen sind. Diese Städte sind mehr oder weniger vom Hofe entfernet, nachdem der Erbe ein näheres Recht zum Throne hat. Der **nächste** Thronfolger residiret zu **Kaie**, und wird von dem Volke so verehret, daß wenn er vorüber geht, jedermann auf die Kniee fällt, und in

die

die Hände klatschet. Den anderen Prinzen, seinen Verwandten, erweiset man ebenfalls große Ehre.

Eine jede Provinz im Königreiche hat einen Generalstatthalter; und jeder Canton einen besondern Commendanten. Die Statthalter machen zu gleicher Zeit des Königs Räthe aus; und die Commendanten verwalten das Recht. Bey dem blosen Argwohne eines Verbrechens, bringt man den Beklagten vor den Richter; kann nun die That nicht durch die ordentlichen Mittel heraus gebracht werden, so nimmt man seine Zuflucht zu der Probe des Bonda. Man nennet ein gewisses starkes Getränke also, welches denjenigen fast allemal in eine Ohnmacht versetzet, der sich dieser Art von Tortur unterwerfen muß. Ein Priester, (denn in diesem Lande sind die Diener der Religion fast allezeit Zauberer, oder Scharfrichter,) läßt dem Schuldigen eine Kanne dieses Trankes hinterschlucken, und wirft etliche Stücken von einem Bananasbaume vor ihn hin, und sagt dazu; „falle nieder, wenn du der Thäter bist; oder, bleibe aufgerichtet stehen, und laß dein Wasser ungehindert, wenn du unschuldig bist.“ Ist der Angeklagte so unglücklich, daß er sich nicht fest genug auf seinen

Beinen hält, wenn er über die Stücken Holz gehen muß, oder hindert ihn die Furcht, sein Wasser abzuschlagen, so fangen die Anwesenden ein großes Geschrey an, und danken den Göttern, daß sie die Wahrheit ausfündig zu machen beförderlich gewesen sind. Der Schuldige, der eben so sehr durch das Geschrey, als durch die Dünste des Trankes, die ihm in den Kopf steigen, betäubet wird, fängt an, entsetzliche Verzuckungen zu bekommen. Diese Zeichen helfen vollends, ihn zu überführen; und das Urthel wird so gleich gesprochen. Ist das Verbrechen des Todes werth, so wird der Angeklagte von dem Volke in Stücken zerrissen; ist es aber ein leichtes Vergehen, oder daß man gelinde verfahren will, so läßt man ihm Gegengift nehmen. Die Unschuldigen werden unter Zurufen, und im Triumphe, nach Hause geführet. Man kann sich wohl vorstellen, daß der Schwächste, das heißt, der Aermste, allemal unterliegt; und daß diese Probe, unter den Händen der Pfaffen, eine mächtige Maschine ist, welche sie allezeit nach ihrem Vortheile lenken. Die Weiber des Königes sind dieser Probe bey ihrer Schwangerschaft unterworfen, oder wenigstens muß ein Sclave den Bonda für sie trinken. Hat dieser nicht Stärke

genug,

genug, ihn auszuhalten, so wird die Frau, und ihr Liebhaber, zu eben derselben Strafe verurtheilet. In jeder Stadt giebt es zehn oder zwölf solcher Priester, oder Austheiler des Bonda, die allezeit bereit sind, die Klagen wider einen Verbrecher anzunehmen. Sie halten sich in den großen Gassen auf, wo sie sitzen, und die Vorbeygehenden rufen, und fragen, ob sie nichts für sie zu thun haben; ohngefähr so, wie man in Paris die Mägdgen in den Kramläden des Palais sieht, die ihre Waaren um die Wette anbieten. Der Angeber händiget die Namen derer ein, wider welche er einen Argwohn heeget, und schwöret bey seinen Göttern, daß seine Aussage wahr sey. Die Beklagten werden mit ihrer ganzen Familie, und zuweilen die ganze Nachbarschaft, vorgefordert; denn der Gewinn des Priesters wird ansehnlicher, je größer die Anzahl der Schuldigen ist.

Der König von Loango unterhält zahlreiche Armeen, die ihn bey seinen Nachbarn furchtbar machen; allein die Kriegskunst ist bey diesen Barbarn eben so unbekannt, und die Mannszucht eben so schlecht, wie in dem Königreiche Congo. Die Soldaten führen Schilde von Leder, die ihnen fast den ganzen Leib bedecken; und die Lanze, und den Säbel,

wissen sie mit eben so vieler Stärke, als Geschicklichkeit, zu führen. Dieser Waffen bedienen sie sich so wohl wider die Feinde des Staates, als wider die wilden Thiere in den Wäldern.

Die **Tyger- und Leoparden-Jagd** ist ihr vorzüglichster Zeitvertreib. So bald eines dieser Thiere sich in einem benachbarten Holze sehen läßt, wird den Einwohnern ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und jedermann versammelt sich, darauf los zu gehen. Mit Pfeilen, Lanzen, und Spießen bewafnet, machet man einen großen Kreis um das Holz, und suchet mit Schreyen, und Flintenschüssen, das Thier aus seiner Höhle heraus zu locken. So bald es sich sehen läßt, wird es von der Menge bewältiget. Man bringt es im Triumphe in die nächste Wohnung; und die Jäger tanzen die ganze Nacht um ihre Beute herum. Der vornehmste in der Gesellschaft zieht dem Thiere die Haut ab, und sie wird nach Hofe geschickt; das Wildpret, und Gescheide, werden vergraben; die Galle aber, welche man für einen gefährlichen Gift hält, wird in Gegenwart von Zeugen in Stücken geschnitten, und in den Fluß geworfen, aus Furcht, die Zauberer möchten sie zu ihren Hexereyen brauchen.

chen. Der König findet sich öfters bey dieser Jagd ein; man trägt aber Sorge, ein großes Netz vor ihm hinzuziehen, um alle Gefahr zu vermeiden.

Man folget hier dem alten **Religionsdienste** von Congo, zu welchem Reiche dieses Land ehedem gehöret hat; und füget dem noch die **Beschneidung** hinzu, weniger als eine Religionsübung, sondern mehr der Reinlichkeit wegen. Die Begriffe dieser Völker von der Natur, und von dem Schicksale der **Seele** nach dem **Tode**, stimmen wenig überein. Einige glauben, sie sey bestimmt, anderen Wesen ein neues Leben zu geben; andere meynen, sie höre mit dem Leibe auf: die meisten geben zwar die Wirklichkeit eines andern Lebens zu, aber ohne einige Kenntniß zu haben, von derjenigen glücklichen oder unglücklichen Zukunft, welche bey den meisten gesitteten Völkern das Herz von der Bosheit, und den Menschen von dem Laster abhält. Die Beruhigung, welche die Tugend in der Hofnung einer ewigen Glückseligkeit findet, die Furcht, welche die Vorstellung einer Ewigkeit von entsetzlichen Martern den Gottlosen einjaget, sind den Schwarzen von Loango völlig unbekannt. Sie fühlen daher auch keine Gewissensbeängstigung wegen derer

Uebelthaten, die dereinst sollen bestrafet werden; sie haben keinen Begrif von einer geistlichen Gewalt, von dem Verhältnisse zwischen dem weltlichen und geistlichen Stande, von dem Bewegungsgrunde der Lebenden, an den Tod zu gedenken; mit einem Worte, sie haben keinen moralischen Grund zu allen ihren Handlungen. Sie sind begehrlich, betrügerisch, untreu, dem Laster, und der Lüderlichkeit auf das äußerste ergeben.

Man glaubt hier, so wie in Congo, daß wenige Leute eines natürlichen Todes sterben; und dieses gräuliche Vorurtheil veranlasset tausend gehäßige Untersuchungen, wodurch eine Menge unschuldiger Menschen um das Leben kommen. Man begiebt sich zu dem nächsten Zauberer; und da dieser dergleichen Besuch erwartet, so sitzet er auf der Erde hinter seiner Hütte, mit einem großen Messer, das er vor sich liegen hat. Er greift es an, und wendet es oft um, ohne ein einziges Wort zu sagen. „Dieser oder jener ist gestorben, sagt man zu ihm; ist es Hexerey, daß er um das Leben gekommen ist, oder sind es die Mokissos, die sein Leben abgefordert haben?‟ Auf seine Antwort bedienet man sich der Proben, die den Schuldigen überführen sollen.

Vor einigen Tagen sturb hier ein Europäer, dessen Körper in das Meer geworfen wurde. Ich fragte nach der Ursache, und ein Schwarzer antwortete mir: „wir geben nicht zu, daß Fremde in unserm Lande begraben werden; ja, wir würden ihnen nicht verstatten, bey ihrem Leben hier zu bleiben, wenn wir glaubten, daß ihr Aufenthalt beständig wäre. Ueberall, wo sie sich nieder gelassen haben, haben sie sich einer solchen Gewalt angemaaset, daß es nicht mehr möglich gewesen ist, sie ihnen zu benehmen. Zum Glücke haben wir die Freyheit in unserm Reiche erhalten; wir können aber nicht gut dafür seyn, ob unsere Verstorbene ein Gleiches thun würden, wenn eure Toden unter ihnen blieben.“

Alles was Unwissenheit, und Aberglaube, barbarischen Völkern eingeben kann, wird hier bey Leichenbegängnissen vorgenommen. Man begräbt mit den Verstorbenen, Speisen, Kleider, Hausgeräthe, lebendige Weiber, und Sclaven, um sie zu sättigen, zu bekleiden, ihre Wohnung einzurichten, sie zu bedienen, und zu ihrem Vergnügen in der andern Welt beyzutragen. Je mehr der Tode Ehrenstellen gehabt hat, je mehr Schlachtopfer widmet man ihm. Zwey Stunden von der Hauptstadt liegt

die Stadt Longeri, wo die Könige ihr Begräbniß haben. Dieser Trauerort ist mit Elephantenzähnen umgeben, welche eine Art von Palissaden vorstellen.

Zu Loango findet man Leute aus allen Provinzen des Königreiches; die vornehmsten unter den Provinzen sind, Gobbi, Setté, Mayomba, Piri, Kilongo, Kakongo, und Angoi, alle nicht weit von der Küste gelegen. Unerachtet die Gebräuche dieser verschiedenen Länder ohngefähr eben so sind, wie in der Hauptstadt, so bemerket man doch in einigen besondere Gewohnheiten. „Wir sind so wenig eifersüchtig in unserer Provinz, sagte ein Schwarzer von Gobbi zu mir, der unsere Sitten so gut kennete, als die von Asia, wohin er in den Diensten eines Engländers gereiset war, daß eine der ersten Höflichkeiten ist, die wir den Fremden erweisen, daß wir ihnen unsere Weiber für die Nacht anbieten. Wir wissen nichts von der Schändlichkeit, die man dem Ehebruche beyleget; und nach unserer Art zu denken, ist dieses Verbrechen mehr eine Lobeserhebung, als ein Schimpf. Es ist nicht, als ob die Männer über das weibliche Geschlecht nicht mehrere Herrschaft hätten, und mit ihren Weibern härter umgiengen,

gen, als anderwärts: sie sind aber an diese Begegnungen gewöhnet; und sie würden glauben, daß wir sie nicht liebten, wenn wir sie nur selten schlügen. Sie müssen vor ihren Männern niederfallen, und dürfen nicht anders als knieend mit ihnen reden. Der Europäer betet die Weiber als Göttinnen an, setzte der gereisete Schwarze hinzu; der Asier legt sie an Ketten, und schmeichelt sie wie Thiere, die zu seinem Vergnügen bestimmet sind; der Africaner schlägt sie, läßt sie arbeiten, und er ruhet dabey aus.“

Hier, wie zu Loango, muß ein **Mägdgen**, wenn sie sich vor ihrer Verheirathung **verführen** läßt, mit ihrem Liebhaber vor dem Könige erscheinen, und ihren Fehler bekennen. Sie erhält allezeit Vergebung; und überdieß gereicht ihr das Bekenntniß zu keiner Schande; es wird solches aber für so nothwendig gehalten, daß man glaubte, das Land gienge unter, wenn ein dergleichen Mägdgen sich entzöge, diesem Gesetze Gehorsam zu leisten.

Die Stadt **Mayomba**, der Hauptort in der Provinz dieses Namens, ist eine große Gasse, so nahe am Ufer gelegen, daß die Einwohner bey hoher Fluth genöthiget sind, ihre Häuser zu verlassen. Nicht weit davon ist ein

Fluß, der das besondere hat, daß er bey seinem Ausflusse schmal ist, und breiter und tiefer wird, je mehr er zurück in das Land geht. Die Einwohner sind die größten Jäger, und zugleich die berufensten Zauberer, in Africa. Zu ihrer Jagd nehmen sie Hunde, welche nicht anschlagen; sie haben aber hölzerne Klappern um den Hals, wornach die Jäger sich richten.

Bey der geringsten Ursache zum Hasse, üben diese Völker ihre Zaubereyen aus, und sind von der Kraft dieser magischen Künste so eingenommen, daß, wenn jemand stirbt, alle Nachbarn schwören müssen, daß sie an dem Tode des Verstorbenen keinen Antheil haben. Sie haben einen Götzen, dessen Priester und Priesterinnen, nicht eher eingeweihet werden, als nach lange ausgehaltenen Prüfungen. Man schließt sie in finstere Kammern ein, wo sie das strengeste Fasten beobachten müssen. Hernach läßt man sie heraus; aber unter der Verordnung, kein Wort zu reden, ungeachtet man alles mögliche vornimmt, sie zum Sprechen zu vermögen. Endlich führt sie der oberste Priester vor den Götzen, macht ihnen etliche Einschnitte in die Schultern, und gebietet ihnen, bey dem Blute, das aus ihren

Wun=

Wunden fließt, zu schwören, daß sie dieser Gottheit, zu deren Dienern er sie erkläret, getreu seyn wollen. Das Zeichen ihrer Einweihung besteht in einer kleinen Schachtel, die sie am Halse tragen, und etliche Reliquien in sich fasset. Er untersaget ihnen gewisse Fleischspeisen, und legt ihnen andere Pflichten auf, welche sie sorgfältig beobachten müssen; keine darunter aber verbindet sie zur Keuschheit. Sie wundern sich allezeit über das Gesetz, welches die Mißionnaire dazu verpflichtet. Es ist dieses der einzige Punct, bey welchem sie eingestehen, daß unsere Priester einen Vorzug vor den ihrigen haben; denn außerdem ist ihre Lebensart eine der strengesten.

Diese Africaner, so wie alle andere Schwarze, wissen nichts von der Wahl schmackhafter Speisen. Wenn man gewisse Feste ausnimmt, wo sie Rind- und Feder-Vieh schlachten, so leben sie von nichts, als von frischen, oder geräucherten Fischen, welche sie mit allerhand Kräutern zurichten. Die Weiber holen sich an der Mündung der Flüsse Austern, trocknen sie, und leben davon viele Monate. Diese ganze Landschaft ist mit Holze bedecket, so daß man überall im Schatten gehen kann, ohne jemals von der Sonnenhitze beschweret zu

werden. Diese Hölzer sind dergestalt mit Affen, und Papegeyen, angefüllet, daß auch der beherzteste Reisende sich ohne Begleitung nicht durchwagen würde.

Unter allen Provinzen des Königreiches ist **Kakongo** die **angenehmste**. Ihre Lage zwischen den Häven von Loango, und Kapinda, verschaft ihr alle Arten von Bequemlichkeiten, und macht ihre Handlung sehr blühend. Der **Haven von Kapinda**, der an dem Flusse Zayre liegt, und von den Europäern stark besuchet wird, ist in der Landschaft **Angoi**, welche den Titel eines Königreiches führet. Dieses Land wird von einer Nation bewohnet, welche mit ihren Nachbarn, den Königen von Congo, und Loango, die sie verschiedenemale unter das Joch gebracht haben, in beständiger Feindschaft lebet. Unter vielen **Gebräuchen**, die ihr eigen sind, bemerket man, daß die **Prinzeßinnen** vom königlichen Geblüte, in der **Wahl** ihrer **Männer**, blos ihrem Geschmacke folgen, ohne auf die Geburt zu sehen; sie behalten sich aber eine völlige Gewalt über selbige vor. Die **Anzahl** der **Weiber** bey allen diesen Africanern ist zwar unbestimmt, und viele haben ihrer achte bis zehne, doch nehmen die gemeinen Schwarzen

nicht leicht über dreye oder viere, die sie aber wieder fortschicken können, wenn sie wollen.

Die Meynungen, wegen des **Ursprungs** des Königreichs **Loango**, sind verschieden. Einige sagen, es wäre in alten Zeiten von mehreren Chefs beherrschet worden, die in der Folge, ihres bessern Nutzens wegen, für gut befunden hätten, sich zu theilen. Einer unter ihnen aber ist so listig gewesen, sich mit etlichen der mächtigsten zu verbinden, um die andern zu unterdrücken; hernach aber hat er mit selbigen selbst, Händel angefangen, und sie alle nach und nach unter das Joch gebracht. Als er seine Macht genugsam befestiget zu seyn glaubte, theilte er seine Staaten in verschiedene Provinzen, und wählte den Canton **Piri** zum Mittelpuncte seiner Macht; allein, nach einem, wider diesen Aufenthalt gefaßten Widerwillen, verlegte er seine Hofstatt nach Loango. Andere behaupten, und ich glaube, es schon angemerket zu haben, diese Landschaft sey den Königen von Congo zugehörig gewesen. Diese Fürsten aber hatten die Unbedachtsamkeit gehabt, ihren Statthaltern eine Art von unumschränkter Herrschaft zu verwilligen, welche sie hernach mißbrauchten, und sich aller Botmäsigkeit entzogen. Der Statthalter von Loango war unter

dieser Anzahl gewesen, und seitdem hat das Königreich beständig eigene Monarchen gehabt.

Nach etlichen Stunden, die wir weiter gesegelt waren, bekamen wir zu unserer Rechten das Cap **Lopez Gonsalvo** zu sehen, welches seinen Namen von einem portugiesischen Capitaine hat, der es zuerst entdeckte. Es ist leicht zu erkennen, weil es weit in die See geht; übrigens aber ist es nur eine schmale, und niedrige Erdzunge, sehr sumpfig, ganz mit Holze bedecket, und gränzet gegen Mittag an den Meerbusen von Guinea. An dem Ufer sieht man nichts als ein kleines **Dorf**, von etlichen zwanzig Hütten, die nur zur Zeit der Ankunft der europäischen Schiffe bewohnet sind. Dem Gebrauche nach, müssen alle auf der Rhede ankommende Schiffe, ihre Ankunft durch eine Salve von vier Kanonenschüssen melden. Alsdenn läuft alles benachbarte Volk herzu, und bringt frisches Wasser, Holz, Lebensmittel, und andere Vorräthe, und vertauschet sie gegen unsere Waaren. Ein wenig über den Haven hinaus, trift man eine an dem Flusse **Olibato** gelegene **Stadt** an. Sie ist die vornehmste Wohnung der Schwarzen, und die **Residenz** eines kleinen, armseligen **Fürsten**, den die europäischen Kaufleute mit dem Namen eines

Königes

Königes beehren. Auf dem **Flusse** treiben die **Holländer** großen **Handel** mit Helfenbeine, Wachse, Honige, und Färberholze. Das **Land** ist **überhäufet** mit Büffelochsen, Elephanten, Drachen, Schlangen, und anderen so häßlichen, als fürchterlichen Thieren. Man findet daselbst auch eine Menge Affen, und graue Papegeye. Die **Schiffe** versorgen sich mit Bananas, Patates, Ignames, Schweinefleische, Federviehe, und allen Arten von **Erfrischungen**. Am Strande giebt es so viel **Fische**, daß man zuweilen auf einen einzigen Zug eine ganze Barke voll bekommt. Die **Austern** sind ebenfalls in großer Menge vorhanden: man sieht sie an den Wurzeln derer Bäume, die den Meerbusen umgeben, hängen.

Dem Cap Lopez gegen Norden liegt die Landschaft **Gabon**, gerade unter der Linie. Sie wird von einem **Flusse** gleiches Namens beströmet, der bey seinem Ausflusse mehr als vier Stunden in der Breite hat. Daselbst sieht man kleine **Inseln**, davon etliche bewohnet sind, und ihre Souveraine, die sie unter dem Titel als Herren, oder Fürsten beherrschen, haben an dem Ufer des Flusses noch mehrere Besitzungen. In diesem Lande, ob es gleich von keiner sonderlichen Wichtigkeit ist, findet

man

man allerhand ziemlich besondere Sitten eingeführet.

Bey der großen **Neigung**, die diese Völker zu dem **Brandweine** haben, trinken sie ihn doch niemalen auf unseren Schiffen, wir müßten sie denn durch **Geschenke** dazu vermögen. Verweilet man zu lange, ihnen solche zu geben, so sagen sie: „glaubet ihr denn, daß wir Leute sind, die hierher kommen, umsonst zu trinken?“ Verweigert man ihnen solche gänzlich, so werfen sie das Glas weg; und man kann rechnen, daß nicht der geringste Handel mit ihnen zu machen sey. Wenn sie auch etwa selbst den Fremden Geschenke bringen, so geschieht es gewiß nur in der Absicht, doppelt so viel dafür wieder zu bekommen; und giebt man ihnen dieß nicht gleich auf der Stelle, so schämen sie sich nicht, das zurück zu nehmen, was sie gegeben haben. Dieses Bezeigen **beleidiget** nur die Gesetze der **Ehrbarkeit**; folgendes aber **streitet** wider die **Natur**. Die Mütter nehmen ungescheuet die Liebkosungen ihrer Söhne, und die Töchter die von ihren Vätern, an. Ueberhaupt sind die dasigen **Weiber** der Geilheit so ergeben, daß sie dem Verlangen, und Anerbieten der Mannspersonen zuvor kommen.

Beyde Geschlechte haben die Haut voller **Narben**, wegen der großen Menge wunderlicher Figuren, die sie sich einschneiden. Die Mannspersonen glauben, vortreflich **geputzet** zu seyn, wenn sie ein elendes Matrosenkleid, oder eine alte Perûque, habhaft werden können; und die Art, wie sie solches tragen, giebt ihnen ein sonderbar häßliches Ansehen. Beym **Essen** sind sie nicht gewohnt zu **trinken**; aber nach der Mahlzeit lieben sie, in Palmenweine, oder in einem Getränke von Honige, und Wasser, das unserm Hydromel gleichet, sich zu **berauschen**. Wenn sie in der Trunkenheit endlich hitzig werden, so giebt die geringste Kleinigkeit Anlaß zum **Handgemenge**; der König selbst theilet Faustschläge aus; da denn gar bald Hüte, Perûquen, und die ganze Lumpenkleidung in den Fluß geschmissen werden. In der ganzen Welt ist keine wildere, und elendere Nation. Ein jeder lebt blos für sich, ohne sich um seine Götter, Priester, oder Könige zu bekümmern; und dennoch hält sich dieses dumme Volk noch für glücklich.

Die Küste **Angra**, Nordwärts von Gabon, hat nichts merkwürdiges, als einen Fluß, und eine Bay gleiches Namens, nebst den kleinen Inseln **Corisco**, davon die erste nicht

über

über acht Stunden im Umfange hat. Die Portugiesen haben diese Inseln, als sie selbige entdeckten, wegen der schrecklichen Donnerschläge, die sich hören ließen, und der Menge Blitze, womit sie umgeben zu seyn schienen, also genennet. Das Land ist so niedrig, daß die vielen daselbst befindlichen Bäume gleichsam aus dem Wasser zu wachsen scheinen. Einige darunter geben das schöne **rothe Holz**, das von vielen Leuten dem Brasilienholze vorgezogen wird. Man rechnet auf diesen beyden, recht in dem Mittel der Bay gelegenen Inseln, nicht über funfzig oder sechzig Einwohner, welche von einem schwarzen Fürsten beherrschet werden. Die Holländer haben etlichemale versuchet, eine Colonie daselbst zu errichten. Sie hatten so gar ein Fort erbauet; da aber die ungesunde Luft, und die beschwerliche Arbeit fast die Hälfte der Colonisten aufgerieben hatte, verließen die übrigen das ganze Unternehmen.

Von dem Meerbusen von Angra, weiter nach Norden zu, bis an dem Fluß **Camarone**, trift man immer mehr und mehr **unbekannte Gegenden** an. Die Völker, an dem Ufer dieses Flusses, und an dem Rio-del-Rey, der mehr gegen Westen fließt, treiben einigen Handel mit den Europäern: sie machen

sich

sich kein Bedenken, ihre eigenen **Verwandten** zu **verkaufen**, und unsere Kaufleute eben so wenig, solche zu kaufen. Die Holländer ziehen von daher auch **blaue Korallen**, eine sehr gewöhnliche Erzeugung dieses Landes, hauptsächlich aber eine große Menge **Elephantenzähne**. Die Gegend, welche zwischen diesen beyden Flüssen liegt, wird **Ambozi** genennet. Sie unterscheidet sich wegen der **Höhe** ihrer **Berge**, davon einige so hoch sind, als der Pico auf der Insel Teneriffa. Ich habe auch von einer großen, an dem Camarone gelegenen Stadt, **Biafara**, gehöret, die ihren Namen der ganzen Küste giebt.

Von dem **Rio-del-Rey**, bis an das Capo **Formoso**, fuhren wir an dem Ufer, beständig in gerader Linie, von Osten gen Westen, hin. Dieses Ufer wird durch verschiedene Flüsse zerschnitten, davon der wichtigste **Kalabar** heißt. Man sieht auch eine große Menge **Städte**, und **Dörfer**, als Doni, Bandi, Foko, Belli, derer Einwohner sich von den anderen Schwarzen nicht unterscheiden, als durch mehr oder weniger Dummheit, Barbarey, Aberglauben, Wildheit, Treulosigkeit, u. s. w. Einige leben unter Königen,

andere

andere sind unabhängig; einige beten Götzen an, andere kennen gar keine Religion; etliche sind bekleidet, andere nackend. Noch findet man eben dergleichen Sitten von dem Capo Formoso bis an den Fluß Benin.

Ich bin, u. s. w.

Benin, den 22 Juny, 1753.

Der 172. Brief.

Das Königreich Benin.

Das Königreich Benin liegt von Loango gegen Norden, und die Hauptstadt gleiches Namens, ist ohngefähr sechzig Stunden von der See entfernet. Wir kamen dahin auf einem Flusse, den die Portugiesen Rio-Formoso nennen, den man aber auch den Fluß Benin heißt, an dessen Ufer diese Stadt gebauet ist. Sein Ausfluß, wo er am breitesten ist, hat sieben oder acht Stunden, und seine vielen Aerme veranlassen eine große Menge Inseln, worunter so wohl schwimmende angetroffen werden, als andere, die mit nichts als Sträuchern, und Schilfe bedecket sind.

Beym

Beym Hinauffahren des Flusses, ehe wir noch an die Hauptstadt kamen, trafen wir längst dem Ufer die **Städte** Bododo, Arobo, Aguana, und Agaton, an, die von den Holländern, des **Sclavenhandels** wegen, häufig besuchet werden. Bey Ankunft der Schiffe bringt man alle mögliche Lebensmittel dahin; auch wird alle Wochen Markt gehalten, wodurch diese Gegend viel Gewerbe an sich zieht. Der König von Benin unterhält Statthalter, und andere untergeordnete Beamte daselbst, die aber nichts, als Civil-Angelegenheiten zu besorgen haben.

Die **Hauptstadt** wird von den Landeseinwohnern **Oedo** genennet; die Europäer aber geben ihr gemeiniglich den Namen **Benin**. Sie liegt mitten in einer vortreflichen, viele Stunden weiten Ebene. Die Gassen sind ungemein breit, die Häuser alle gleichförmig, und in gerader Linie, haben aber nur ein Stockwerk. Die Häuser der Vornehmen sind höher, und der Eingang besteht aus einem offenen Vorsaale, wo man vor dem Regen, und der Sonne bedecket ist. Inwendig in den Zimmern sind auch Oefnungen in der Mitte des Daches angebracht, um der Luft, und dem Lichte, Durchgang zu verschaffen.

Die Mauern sind sehr dick, doch nur von Erde; und überhaupt sieht die Stadt, auf die Art, wie sie gebauet ist, eher einem großen Dorfe, als der Hauptstadt eines weitläufigen Landes gleich. Sie ist aber doch mit Palißaden, und Gräben umgeben. Der Palast des Königes nimmt einen unermeßlichen Platz ein. Er ist ein unordentliches Gemenge von Gebäuden, Höfen, Gärten, Galerien, Vorrathshäusern, Ställen, u. d.

Der **Fürst** zeiget sich seinen Unterthanen selten; wenn er aber **öffentlich** erscheint, so geschieht es mit der größten **Pracht**. Vor, und hinter ihm gehen alle Große des Hofes; und an der Spitze des Zuges sieht man einen Trupp Zwerge, und Stumme, welche Leoparden, Tyger, und andere an Ketten gelegte Thiere führen. Die Ceremonie endiget sich ordentlich mit dem **Tode** von zwölf **Sclaven**, die man zu Ehren des Monarchen opfert. Er unterhält ihrer eine so erstaunende Menge, daß man keinen Schritt in der Stadt thun kann, ohne ganzen Haufen davon zu begegnen. Sie tragen Früchte, Oel, Wasser, Holz, Futter für das Vieh, und andere in dem Palaste erforderliche Bedürfnisse. Zuweilen thut der König seinen

Lieblingen die Ehre an, und schickt ihnen Geschenke. Diese werden von eben den Sclaven mit großer Feyerlichkeit getragen, und den Zug begleiten Officiere, welche weiße Stäbe in der Hand haben, um das Gedränge des Volkes abzuhalten. Die königlichen **Einkünfte** bestehen in denen jährlichen Summen, welche er von den Statthaltern aus den Provinzen erhält; ingleichen in dem Tribute an Rindviehe, Stoffen, und Waaren aller Arten, welche die untergeordneten Beamte einliefern. Auf Kaufmannsgüter sind keine **Abgaben** geleget; aber ein jeder, der Handlung treibet, muß etwas gewisses geben.

Der **König** von Benin, um die Ruhe im Reiche zu erhalten, läßt bey dem Antritte seiner **Regirung** alle seine Brüder um das Leben bringen. Damit kein königliches Blut vergossen werde, braucht man die Vorsicht, sie zu ersticken, und ihnen Maul, Nase, und Ohren zuzustopfen. Wenn der Monarch fühlet, daß sein Ende herannahet, so eröfnet er seinem vertrauten **Minister**, welcher von seinen **Söhnen** ihm in der **Regirung** folgen soll. Es bleibt dieses, bis an den Tod des Fürsten, ein unverletzliches **Geheimniß**: so bald er aber ver-

schieden ist, **vertrauet** es der Minister dem **Generale** der Truppen, den einige Europäer auch den Krongroßmarschall nennen. Dieser läßt sich es etlichemal wiederholen, fragt, ob man sich nicht irre, ob man recht gehöret, und nicht einen Namen für den andern genommen habe? ist er nun von dem Willen des Verstorbenen genugsam versichert, so bleibt er in seinem Hause verschlossen. Alsdenn läßt der Minister den zum Throne bestimmten **Prinzen** zu sich kommen, und verordnet ihm, zu dem Großmarschalle zu gehen, und ihn zu bitten, er möchte dem Staate einen Regenten geben. Wenn alles zur öffentlichen **Ausrufung** veranstaltet ist, knieet der Prinz nieder, und man eröfnet ihm den Willen des verstorbenen Königes. In diesem Augenblicke werden ihm die Zeichen der höchsten Gewalt überreichet, und er empfängt die **Huldigung** von den Großen, und von dem Volke. Nach geschehener Ceremonie, begiebt sich der **neue Monarch** in ein **Dorf**, nicht weit von der Hauptstadt, und **residiret** daselbst, bis er in der Regirungskunst mehr unterrichtet ist; unterdessen übernimmt die verwittwete königliche Mutter, der erste Minister, und der Kronmarschall die

Verwaltung des Reichs. Wenn die Zeit des Unterrichts geendiget ist, kommt der König, und nimmt Besitz von dem Palaste, und von der souverainen Gewalt.

Dieser Fürst, so wie alle Africanische Monarchen, übet eine **unumschränkte Herrschaft** über sein Volk aus. Diese überträgt er hauptsächlich dreyen **Ministern**, welche sie unter sich theilen, und den ersten Rang im Reiche haben. Ihr **Amt** ist, immerfort um den König zu seyn, und ihm von allen wichtigen Angelegenheiten Bericht zu erstatten. Ich gedenke hier nicht besonders des **Kronmarschalles**, der das Kriegswesen zu besorgen hat. Man behauptet, der Fürst könne in einem einzigen Tage eine **Armee** von zwanzig tausend Mann auf die Beine bringen, und in wenig mehrerer Zeit, hundert tausend. Die **Kriegszucht** ist so streng, daß wer seinen Posten verläßt, so gleich sterben muß: allein, alle diese Schwarzen, so wie ihre Nachbarn, haben weder Herz, noch Einsicht, noch Geschicklichkeit zum Kriege. Ihre **Waffen** sind denen der übrigen Afrikaner gleich. Der **Soldat** hat keine andere **Bekleidung**, als einen bloßen Schurz: der **Officier** bedecket sich mit einer Art von Kürasse von

Elephantenhaut, der die Pfeilschüsse aushält, und hat eine große rothe Mütze auf dem Kopfe, woran ein Pferdeschweif als ein Zierrath hängt.

Nach den dreyen Ministern, und dem Kronmarschalle, welche mit dem Fürsten, so zu sagen, die erste Classe im Reiche ausmachen, unterscheidet man die Minister der zweyten Classe, welche unter dem Namen der Gassenvorsteher (chefs-des-rues), hier bekannt sind. Sie sind über die verschiedenen Quartiere in den Städten gesetzet; und einige haben die Aufsicht über das Volk, andere über die Sclaven, etliche über das Schlachtvieh, andere über das Obst, Eßwaaren, Kaufmannsgüter, und dergl. Aus dieser Classe wählet der Monarch die Statthalter der Städte, und Provinzen, welche aber allezeit den Ministern untergeordnet sind; denn diese üben eigentlich die höchste Gewalt aus, unterdessen daß der König nichts als die Ehre eines eiteln Titels hat.

Es giebt noch eine dritte Classe Beamter, die der Hof ernennet. Es sind Arten von Agenten, welche den Handel zwischen den Fremden, und Einwohnern besorgen; ihre haupt-

hauptsächlichste Verrichtung aber ist, daß sie **Dollmetscher** abgeben. Alle nach diesem Lande handelnde Europäer, sind genöthiget, ihre Zuflucht zu diesen **Mäcklern** zu nehmen, und müssen ihnen bey ihrer Ankunft auf der Küste ein Gewisses bezahlen.

Die **hohen Kronbedienten** unterscheiden sich durch ein **Corallenband**, welches unseren Ritterorden beykommt. Dieser Vorzug wird auch zuweilen Privatpersonen, derer gute Eigenschaften, oder Dienste, der König belohnen will, verliehen. Wer nun die Ehre hat, mit dieser stolzen Zierde geschmücket zu seyn, der muß sie beständig tragen; und der Tod würde die ohnfehlbare Strafe derjenigen seyn, die es nur einen Augenblick wegthäten. Wer es zu Hause vergäße, oder unter Weges verlöre, oder wem es die Räuber mit Gewalt nähmen, der würde auf der Stelle zur Bestrafung gezogen. Diese Bänder hat der König selbst in seiner Verwahrung; und wer verwegen genug wäre, sie nachzumachen, hätte einen unvermeidlichen Tod zu erwarten. Unerachtet sie den Namen von Corallen haben, sind sie doch nur von gebrennter Erde gemachet, und gleichen eher Ziegeln, als Corallen.

Ein Gesetz, welches der Menschlichkeit dieses Volkes mehrere **Ehre** machet, ist dasjenige, wodurch denen **Armen**, welche wegen Krankheit, oder Alter, nicht mehr arbeiten können, ein hinlänglicher **Unterhalt** bestimmet ist. Der Staat ernähret sie umsonst, insonderheit in den großen Städten, wo ihre Anzahl stärker ist. Diejenigen, die noch im Stande sind, etwas zu verdienen, werden zu verschiedenen Verrichtungen gebraucht: daher man auch keinen einzigen Bettler auf den Gassen sieht; und ein Franzose muß sich allezeit wundern, daß die Polizey bey Barbaren besser beobachtet wird, als in seinem Lande.

Nach dem in Benin eingeführten **Erbschaftsrechte** kommt alles Vermögen auf den **ältesten** Sohn. Dieser giebt seinen Brüdern, und Schwestern nichts, als was er will; wenn aber seine Mutter noch am Leben ist, muß er ihr einen, ihrem Stande gemäsen Unterhalt aussetzen, und ihr den Genuß von allem lassen, was sie von seiner Familie bekommen hat. Den übrigen **Wittwen** seines **Vaters** ist er nichts schuldig; findet er sie aber nach seinem Gefallen, so kann er sie zu seinen **Kebsweibern** machen.

chen. Hält er sie seiner Zuneigung nicht würdig, so sind diese Unglücklichen zur härtesten Arbeit verurtheilet, und werden wie Sclavinnen gehalten. Die Anzahl dieser Weiber ist in dem Königreiche sehr groß, weil die **Vielweiberey** durchgehends eingeführet ist; und da sie mehrentheils sehr arm sind, sehen sie kein anderes Mittel wider das Elend vor sich, als sich öffentlich gebrauchen zu lassen.

Der **Ehebruch** wird unter den **Vornehmen** am Leben bestrafet. Beyde Schuldige werden auf der Stelle umgebracht, und ihre Körper den wilden Thieren vorgeworfen. Eine der Untreue überführte Frau aus dem **Pöbel**, wird mit Schimpfe aus dem Hause gejaget, nachdem sie vorher derbe Prügel bekommen hat; alle ihre Haabseligkeiten aber werden zu des Mannes Vortheile eingezogen. Vernünftige Personen thun, als wenn sie nichts merkten, und man suchet, so wie in Frankreich, dergleichen Dinge zu unterdrücken, um Lärmen, und Schande, zu vermeiden. Die Aeltern der Frau besänftigen den Mann mit Geschenken: er söhnet sich mit der Frau aus, und sind sie verglichen, so darf er ihr weiter keine Vorwürfe machen. Sie

tritt wieder in alle Rechte der Treue, und Tugend.

Die **gerichtlichen Proben** sind hier eben so sehr im Gebrauche, wie in dem Königreiche Congo. Man theilet sie in verschiedene Sorten; und die Pfaffen geben dabey ebenfalls die Henkersknechte ab. Bey der einen Probe durchstechen sie die Zunge des Angeklagten mit einer in Fett getauchten Feder. Geht diese Feder leicht hinein, so ist es ein Zeichen der Unschuld; findet sie aber Widerstand, so hat das Verbrechen keines weiteren Beweises nöthig. Die zweyte Probe ist weniger grausam. Der Priester knetet ein Stück naß gemachte Erde, und steckt etliche Federn hinein, welche der Beschuldigte nach und nach heraus ziehen muß. Gehen die Federn leicht heraus, wird er für unschuldig erkläret; ziehen sie sich aber schwer heraus, so ist das Verbrechen bewiesen. Ein andersmal spritzet man dem Angeklagten einen Saft von gewissen Kräutern in die Augen. Spüret der Mensch dabey keine Schmerzen, so ist er unschuldig; thut es ihm aber weh, so wird er ohne weitere Untersuchung verdammet. Endlich legen die Pfaffen noch anderen einen glüenden Ring von Kupfer auf die Zunge;

die

die Unschuld wird dadurch erwiesen, ob die Zunge verwundet ist, oder nicht. Alle **Verbrechen**, ausgenommen Mord, und in gewissen Fällen, Ehebruch, werden mit **Gelde** abgethan; können die Thäter nicht bezahlen, so verurtheilet man sie zu **Leibesstrafen**. Die Geldbusen werden unter verschiedene Personen vertheilet. Zuerst befriediget man den Beleidigten; der Statthalter empfängt den zweyten Theil; das Uebrige gehöret den drey Ministern.

Was ich schon so öfters von den **Gebräuchen**, und **Neigungen** der Schwarzen angeführt habe, von ihrer Faulheit, Mäsigkeit, von ihren Speisen, Meubeln, Beschäftigungen, Tänzen, Heurathen, von ihrer Musik, Gastfreyheit, kurz von ihren Tugenden, und Lastern, schickt sich, in mancher Absicht, auch auf die Schwarzen von Benin. Kein Volk ist aufmerksamer, und höflicher gegen Fremde: es wird fast für ein peinliches Verbrechen von der Nation angesehen, einen Europäer zu beleidigen. Insonderheit aber rühmet man ihre **Großmuth**, und ihr gutes **Herz**: fordert man etwas von ihnen, so bewilligen sie es augenblicklich.

Bey alle dem unterscheiden sie die Portugiesen, welchen sie nicht günstig sind, von den Holländern, für welche sie eine besondere Liebe haben. Die Unkeuschheit ist ein allgemeines Laster unter ihnen; und so sehr sie auch die groben Zoten im Umgange vermeiden, so sehr lieben sie die Zweydeutigkeiten. Diejenigen, welche unflätige Einfälle durch ehrbare Ausdrücke zu verdecken wissen, sind fast die einzigen, die man für witzige Leute hält.

Unter vornehmen Leuten sind die Kleider reicher, glänzender, und von besserm Geschmacke, als zu Loango; der oberste Theil des Leibes aber bleibet allemal nackend. Die Weiber haben einen Schleyer, der ihnen Kopf, und Achseln, bedecket. Das gemeine Volk trägt sich, wie andere Schwarze, das ist, es begnüget sich mit einem bloßen Schurze; und auch diesen nehmen Knaben, und Mägdgen, erst im zehnten oder zwölften Jahre, ja oftmals erst, wenn sie sich verheurathen, um. Man muß eine besondere Erlaubniß vom Hofe haben, um sich vor dieser Zeit zu bekleiden; und sie wird als eine so große Gnade angesehen, daß man öffentli-

che Lustbarkeiten in den Familien dieserwegen anstellet.

Die Vielheit der Weiber; die Schuldigkeit, sich ihrer zu enthalten, so lange sie schwanger sind; die Art von Schandflecke, wenn sie unfruchtbar bleiben; das was sie bey ihren monatlichen Veränderungen beobachten müssen; die Einschnitte auf dem Leibe der Kinder; die eingeführte Beschneidung bey beyden Geschlechtern; die Anbetung der untergeordneten Gottheiten; die Gemeinschaft der Pfaffen mit den Teufeln; ihr Rath bey Krankheiten; das Klagen bey Leichenbegängnissen; das Begraben der Lebenden mit den Toden; mit einem Worte, alle die groben Irrthümer, die frommen Thorheiten, die unbesonnene Leichtglaubigkeit, die lächerlichen Lehren, und Kirchengebräuche, das oft barbarische Opfern, wodurch so viele Völker die Gottheit zu verehren glauben, alle diese so deutlichen Proben der Schwäche, und Unzulänglichkeit des Verstandes, wenn dieser in Religionssachen nicht durch ein höheres Licht erleuchtet wird, sind **Gebräuche**, welche dem Königreiche Benin nicht alleine eigen sind; Sie haben sie, Madame, fast auf allen Küsten von Africa eingeführet gesehen. Folgende aber werden

im

im hiesigen Lande besonders beobachtet. Wenn eine Frau einen Sohn zur Welt bringt, wird er dem Könige vorgestellet, welcher für seine Erziehung sorgt; die Töchter aber werden in der Aeltern Hause erzogen, und bleiben daselbst, bis sie heurathen. Eine Mutter, welche Zwillinge gebiehret, ist nach Beschaffenheit des Ortes, verschiedenem Schicksale ausgesetzet. Zu Benin, und in den meisten anderen Städten, wird eine dergleichen Niederkunft als eine glückliche Bedeutung gehalten; und man stellet dieserwegen Feste an. Aber in etlichen Provinzen, und besonders in der Stadt Arobo, opfert man Mutter, und Kinder. Es ist wahr, der Mann kann sie erkaufen, und die Schwarzen kehren allerhand Mittel vor, dem Gesetze zu entgehen. An dem siebenden Tage nach der Geburt eines Sohnes, setzet der Vater Essen, und Trinken, auf die Landstraßen, in der Hofnung, daß das neugebohrne Kind von der Bosheit gewisser Geister befreyet bleiben soll.

Die Einwohner von Benin werden allezeit an ihrem Geburtsorte begraben. Sie mögen sterben, wo es auch sey, so wird der Leichnam nach der Hauptstadt gebracht;

und

und dieß geschieht zuweilen erst etliche Jahre nach dem Tode. Um den Körper binnen dieser Zeit zu erhalten, läßt man ihn bey gelindem Feuer trockenen; und wenn alle Feuchtigkeit heraus ist, thut man ihn in den Sarg.

Das, was ich von den Indianern von Malabar, und um den Ganges, gesaget habe, ist mit der Barbarey der Schwarzen von Benin, bey dem Tode ihres Königes, nicht zu vergleichen. Er hat kaum die Augen zugethan, so öfnet man eine große Grube, die unten sehr weit, oben aber, bey der Oefnung, sehr enge ist. Dahinein wirft man sogleich den Körper des Monarchen; und hernach stürzet man, in Gegenwart einer unzähligen Menge Volkes, einen Haufen Bedienter, Weiber, und Sclaven hinunter, welche diese weite, und entsetzliche Gruft vollfüllen müssen. Wenn solches geschehen ist, so macht man die Oefnung zu: den folgenden Tag kommt man wieder; man nimmt den Stein weg; man fraget diese Unglücklichen, ob sie den König angetroffen haben; und bey dem geringsten Geschreye, das sie machen, decket man das Grab wieder zu. Die nämliche Ceremonie wird etliche Tage wiederholet, bis man von

dem

dem Tode aller dieser Schlachtopfer, durch die Stille, welche in diesem abscheulichen Begräbnißorte herrschet, versichert ist. Alsdenn begiebt sich der Thronerbe dahin, läßt eine Menge Fleisch, und Palmenwein herbey bringen, und speiset das ganze Volk. Das Ende dieses Festes ist eben so grausam, wie der Anfang: denn der vom Weine erhitzte Pöbel läuft auf allen Gassen herum, und ermordet, was er antrift. Er schneidet den Getödteten den Kopf ab, und trägt die Körper zu der unglücklichen Gruft, als neue Schlachtopfer, die die Nation ihrem Könige bringt.

Das **Jahresfest**, das zu Ehren der **Verstorbenen** gefeyert wird, hat das Besondere, daß man an selbigem nicht allein eine große Anzahl Thiere, sondern auch verschiedene Menschen opfert. Dem Gebrauche nach, bringt man bey dergleichen Gelegenheiten fünf und zwanzig Menschen zum Schlachtopfer dar, welche mehrentheils zum Tode verurtheilte Missethäter sind. Findet sich diese Anzahl nicht in den Gefängnissen, so nimmt man auf den Gassen bey Nachtzeit, ohne Unterschied, die ersten Personen weg, die man antrifft. Die Reichen können sich loskaufen, wenn sie

den

den Pfaffen eine Summe Geldes geben; und es ist dieses nicht eine der geringsten Einkünfte für die Geistlichkeit.

Ein anderer Aberglauben dieses Landes ist die fromme Ehrfurcht, die man für gewisse schwarze Vögel hat, denen bey Lebensstrafe kein Leid zugefüget werden darf. Es sind besondere Priester gesetzet, die sie bedienen, und ihnen Speise an einen dazu bestimmten Ort bringen. Ein anderer Lehrsatz in der Religion dieser Völker ist, daß man glaubet, der Schatten sey ein wirkliches Wesen, welches, da es uns überall begleitet, von unsern guten, und bösen Handlungen dereinst Rechenschaft geben werde. Man glaubt auch, daß ein Paradis, und eine Hölle sey; und beyden weiset man ihren Platz in dem Abgrunde des Meeres an.

Während meinem Aufenthalte in dieser Stadt, sah ich alle Tage Portugiesen, Engländer, Holländer, ja selbst Dänen, ankommen, welche in dasiger Gegend Handlung treiben. Es kamen ihrer von Ouverry, Gabon, Angra, Ambas, von den Inseln Corisco, St. Thomas, do Principe, Fernando, und aus denen Ländern, welche von den Flüssen Kala-

bar, Bandi, del Rey, Camarone, Doni, u. a. m. beströmet werden.

Ouverry, die Hauptstadt des Königreiches dieses Namens, liegt an einem Flusse, welchen die Europäer Rio-Forcados genennet haben, dreyßig bis vierzig Stunden von seinem Ausflusse. Die Portugiesen, und die Holländer, haben fast den alleinigen Handel in dieser Landschaft, und er besteht hauptsächlich in Erkaufung der Schwarzen: erstere haben hier einige Errichtungen. An den Mannspersonen rühmet man die Gestalt; und an den Weibern, die Schönheit: beyderseits gehen fast ganz nackend. Vermöge eines alten Gesetzes, gehören alle Weiber, welche Wittwen werden, dem Fürsten. Er nimmt sie in sein Serail, oder verkauft sie auf den Märkten, und schaltet mit ihnen nach seinem Vortheile, oder Geschmacke. Die übrigen Gebräuche sind eben so, wie in Benin, die Menschenopfer ausgenommen, davon die Einwohner von Ouverry mit Abscheue reden. Sie haben so gar einige Begriffe vom Christenthume behalten; und man sieht in ihrer Stadt noch eine Art von einer Kirche, mit einem Crucifixe, und Figuren, welche die Maria, und die Apostel vor-

stel-

stellen. Man erzählet bey dieser Gelegenheit eine ziemlich merkwürdige Geschichte, die ich von einem Portugiesen habe, und die ich Ihnen gebe, wie er sie mir erzählet hat.

„Zu Ende des vorigen Jahrhundertes kamen zwey Mißionnaire von der Insel St. Thomas, und wurden von dem Könige von Ouverry auf das freundlichste aufgenommen. Er war besser erzogen worden, als die meisten schwarzen Prinzen; und einige Portugiesen, die in seinen jungen Jahren an dem Hofe seines Vaters gewesen waren, hatten ihn in ihrer Sprache unterrichtet, und ihm Neigung zum Christenthume beygebracht. Gleich bey der ersten Audienz sagten die Mißionnaire zu dem Monarchen: Ihre Majestät verlangen, daß wir in ihren Staaten bleiben sollen; fangen Sie doch also an, Ihre Unterthanen dahin zu bringen, daß sie sich bey ihren Heurathen nach den Gesetzen unserer Religion richten: dienen Sie ihnen zum Beyspiele, und begnügen Sie Sich selbst mit nur einer Frau. In Ansehung meines Volkes, antwortete der Fürst, bin ich nicht ungeneigt, in Ihr Begehren zu willigen; was mich aber persönlich anbelanget, werde ich mich nicht anders entschließen, als unter der Bedingung,

daß Sie mir eine weiße Frau verschaffen, welche tugendhaft genug ist, sich an einen einzigen Mann zu halten, und schön genug, daß auch ich mit ihr alleine zufrieden seyn kann; sie muß mit den Reizen der Jugend das Gesetzte eines reiferen Alters, mit den Liebkosungen einer Maitresse, das Anständige einer Ehefrau, mit der Zärtlichkeit einer Freundinn, die Würde einer Königinn, zu verbinden wissen: kurz, sie muß so beschaffen seyn, wie man uns hier die Europäischen Prinzessinnen schildert, in derer alleinigen Besitze man den Genuß vieler Weiber, sagt man, haben kann.“

„Die Schwierigkeit war, eine hübsche Portugiesinn zu finden, die einen schwarzen Prinz heurathen wollte; denn im übrigen zweifelte man nicht, der gute König würde, bey einer schönen Frau, alle übrige Eigenschaften, die er verlangte, leicht voraussetzen. Die Mißionnaire machten sich also geschwind auf, und kehrten nach St. Thomas zurück, um Mittel zu finden, dem Monarchen Genüge zu thun. Glücklicherweise entdeckten sie ein junges Mägdgen, welche arm, aber tugendhaft war, und unter der Aufsicht eines alten Oheims lebte, von dem sie lediglich abhieng.

hieg. Dieser Mann war fromm, und besonders für die Ausbreitung des Christenthumes sehr eyfrig. Es war nicht schwer, ihn zu vermögen, seine Nichte dem Könige von Ouverry zu geben, in Hofnung, die Bekehrung des Fürsten, und seiner Unterthanen, zu befördern. Aus dieser so frommen Ursache ließ er sich bewegen; und die Mißionnaire hatten das Vergnügen, das junge Frauenzimmer, von etlichen Personen ihrer Nation begleitet, dem Könige vorzustellen. Sie wurde mit so viel Zärtlichkeit, als Freude, aufgenommen; und der Monarch nahm keinen Anstand, sich mit ihr nach den Gebräuchen der Römischen Kirche trauen zu lassen. Auf diese glückliche Heurath erfolgte die **Bekehrung** des ganzen **Königreiches.** "

Der König von Ouverry, ob er gleich dem Könige von Benin Tribut bezahlet, übet dennoch eine unumschränkte Gewalt in seinen Staaten aus. Der itzt regirende Fürst ist ein Mülater, und fast allezeit auf Portugiesische Art gekleidet.

Die Insel **St. Thomas**, woher auch viele Kaufleute kommen, die nach Benin handeln, hat ihren Namen von dem Tage, an

welchem sie von den Portugiesen ist entdeckt worden; und diese haben sie, seit mehr als dreyen Jahrhunderten, in Besitze. Sie vernachläßigten sie lange Zeit, und erst hundert Jahre hernach legten sie einen beständigen Wohnplatz daselbst an, da ihre nach Ostindien gehende Schiffe Bequemlichkeit genug fanden, Erfrischungen einzunehmen. Im Jahre 1641 nahmen die Holländer diese Insel weg; sie verließen sie aber gar bald, weil die Luft zu ungesund war. Die Portugiesen eroberten sie hernach wieder, und legten zu ihrer Sicherheit eine Festung an. Man giebt dem Umfange der Insel, welche rund ist, sechs und dreyßig bis vierzig Stunden. Die Luft ist so heiß, daß die Europäer sie nicht ausstehen können, auch nicht leicht über funfzig Jahre alt werden: die Schwarzen alleine können dieses Clima vertragen. Korn, und Wein, kommen auch nicht fort, entweder, weil die Hitze zu groß, oder das Erdreich zu fett ist; aber viel Zucker wird erbauet, viele Patates, woraus Brod gebacken wird, viele Palmenbäume, welche Wein geben; auch ißt man vortrefliches Schweinefleisch. Die Stadt, die den Namen der Insel führet, ist die Residenz des Statthalters, und des Bi=

Bischofs. Man zählet drey Kirchen, die Cathedralkirche darunter begriffen, welche der Metropolitankirche zu Lissabon untergeben ist. Die Capuciner haben ein Kloster, welches auch denen zum Dienste der Religion auf den Africanischen Küsten bestimmten Mißionnairen zum Aufenthalte dienet. Mich dünkt, Ihnen schon gesaget zu haben, daß das Königreich Congo unter eben diesen Kirchsprengel gehörte.

Nach Süden zu, liegt die Insel **Annobon**, und nach Norden, die Insel **do Principe**: beyde wurden zu gleicher Zeit entdecket, und gehören einerley Herren. Die Portugiesen, ihre Besitzer, nenneten die erste, Annobon, weil sie am Neujahrstage dahin kamen. Man findet hier zwey sehr hohe, beständig mit Wolken umgebene Berge. Es giebt auch ungemein fruchtbare Thäler, insonderheit in Baumwolle. Die wenigen Einwohner lassen ihr Feld durch Schwarze bauen. Die Insel do Principe hat nur ein kleines Dorf, mit etlichen Hütten, wo vierzig oder funfzig Portugiesische Familien sich von drey tausend Sclaven bedienen lassen. Die Insel **Fernando** ist ohngefähr in eben

diesen Umständen. Sie hat ihren Namen von einem Portugiesen, der sie gegen das Ende des funfzehnten Jahrhundertes entdeckete.

Ich bin, u. s. w.

Ouverry, den 30. Juny, 1753.

Der 173. Brief.

Das Königreich Ardra.

Die Inseln, Flüsse und Städte, davon ich Ihnen, Madame, in meinem vorigen Briefe gesaget habe, liegen von Benin gegen Mittag, und Morgen. Dahin kommen auch Kaufleute von Offra, Aßem, und aus andern Gegenden des nach Abend gelegenen Königreiches Ardra. Dieses Land ist insonderheit für die Franzosen, wegen seiner ehemaligen Verbindung mit unserer Ostindischen Compagnie, und wegen der Handlung zwischen beyden Nationen merkwürdig. Sie haben einander so gar Gesandte geschicket; und Ludwig XIV hat sich nicht geweigert,

weigert, Abgeordnete von dem Hofe zu Ardra anzunehmen, und alle seine Pracht dabey zu zeigen.

„Auch haben diese Völker, sagte mir letzthin einer unserer Kaufleute, das Andenken davon noch bis itzt nicht verloren. Sie haben eine zur Zeit dieser Gesandtschaft in Paris gedruckte Beschreibung in ihre Sprache übersetzen lassen; und selbige wird bey ihnen als ein Beweis dieser Ruhmvollen Bekanntschaft, die sie sich ewig zur Ehre rechnen werden, aufbehalten. Ja ich selbst, setzte er hinzu, habe noch Exemplare von dieser gedruckten Nachricht bey etlichen Einwohnern in der Hauptstadt gesehen; denn die Abgeordneten hatten einen reichlichen Vorrath, bey ihrer Rückkunft aus Frankreich, mitgebracht. Darinnen ist es, wo ich gelesen habe, daß die Ostindische Compagnie, als es ihr im Jahre 1670, bey ihren Errichtungen an schwarzen Sclaven fehlte, zwey Schiffe zur Reise nach Guinea in Havre = de = Grace ausgerüstet hat. Der Herr von Elbee, Commissarius beym Seewesen, erhielt das Commando darüber; und zu Gefährten dieser Unternehmung wurden ihm der Herr du Bourg, als Vorsitzer bey der Factorey, die man auf

der Küste von Ardra zu erbauen Willens war, und ein fremder Kaufmann, Namens Carlof, welcher in holländischen Diensten auf eben dieser Küste gestanden, und eine vollkommene Kenntniß der Handlung des Landes erlanget hatte, mitgegeben."

„Als wir auf der Rehde angelanget waren, stieg Carlof an das Land, und begab sich in die Stadt, um dem Unterkönige Nachricht von der Ankunft der Französischen Flotte zu geben. Er schrieb an den König selbst, und erinnerte ihn ihrer alten Bekanntschaft: denn in jüngern Jahren hatten sie, nach der Landessprache zu reden, vielmals Mund zu Munde getrunken, das heißt, aus einem Glase: dieses Freundschafts-Zeichen wird für den stärksten Beweis angesehen, den zwey Mannspersoneu einander von ihrem Zutrauen, und Hochachtung geben können. Der Hof von Ardra ließ lange auf seine Antwort warten; man entschloß sich aber dem ungeachtet, die Geschenke, welche die Ostindische Compagnie dem Monarchen machte, herbringen zu lassen. Unter anderen war eine sehr schöne vergoldete Kutsche dabey, mit kostbaren Geschirren; denn die Portugiesen hatten den Gebrauch

brauch dieses Fuhrwerkes im Lande eingeführet. "

„Nach einiger Zeit kam ein Hauptmann der Schwarzen nach Offra, und verlangte, Carlosen, im Namen Sr. Majestät, zu sprechen. Er versicherte ihm, der König würde ungemein erfreuet seyn, seine alten guten Freunde, die er würdig hielt, vor ihm zu erscheinen, wiederzusehen. Er fügte hinzu, Se. Majestät hätten so viel Geneigtheit für die Franzosen, daß Sie ihnen gern alle Vortheile, derer die anderen Nationen in Ihrem Lande genössen, auch angedeihen lassen wollten; Sie hätten daher dem Prinzen, Ihrem Sohne, Befehl ertheilet, sich nach Offra zu begeben, um Carlosen zu empfangen, und nach Hofe zu begleiten. In der That kamen auch der Erbprinz, und der Oberhauptmann, beyde an, und ließen sich nach der Wohnung der Franzosen führen. Von da giengen sie an das Ufer, um mit dem Hrn. von Elbee, der seine Schiffe nicht verlassen hatte, eine Unterredung zu halten. Dieser gieng etliche Schritte dem Prinzen entgegen, welcher ihm die Hand bot, der Französische Commendant aber ihm die seinige mit vieler Ehrerbietung gab. Der Prinz drückte ihm

ihm die Hand, und sah ihn mit unverwendeten Augen an, ohne zu reden. Elbee, nach einem kurzen Stillschweigen, bewillkommete den Prinz in Portugiesischer Sprache; und die Antwort war so verbindlich, als man sie nur wünschen konnte. Diese Kennzeichen von Vorzuge erweckten Mißgunst bey den Holländern, die niemals dergleichen Ehre genossen hatten. Der Prinz, ohne seinen Rang zu vergessen, zeigte viele Anmuth, und Lebhaftigkeit. Seine ganze Person hatte ein Ansehen von Größe, und Würde, das durch eine Leutseligkeit gemildert wurde, welche ihm Liebe, und Ehrfurcht erwurb. Seine Kleidung bestund in zweyen Schürzen, die bis auf die Erde giengen, einer von Atlaß, der andere von Tafte, und in einer Binde um den Leib. Im übrigen gieng er nackend; auf dem Kopfe aber hatte er einen Hut mit Federn besteckt, und rothe Pantoffeln an den Füßen. Die meisten Einwohner von Ardra bilden sich ein, nicht anständig genug bekleidet zu seyn, wenn sie nicht um die Hüften, und Schenkel, fünf oder sechs Schürze haben, davon etliche mit maßiven Golde verzieret sind. Leute von vornehmen Stande tragen gemeiniglich noch ein Hemde von weis-

sem

sem Calico, und über dasselbe einen kurzen Mantel. Die vornehmen Weiber bedienen sich der reichsten Stoffe aus Indien, und China, und ersparen in ihrem übrigen Putze keinen der Zierrathe, welche die Ueppigkeit eingeführet hat. Beyderley Geschlechte waschen sich sorgfältig früh, und Abends, salben sich den Leib mit wohlriechenden Sachen, und sind überhaupt ungemein reinlich; insonderheit die Weiber, aus Begierde ihren Männern zu gefallen, derer außerordentliche Genauigkeit sie in diesem Punkte kennen. Aber ich kehre wieder zu meiner Erzählung."

„Beym Mittagsessen wurden Matten aufgebreitet, und auf selbige damastene Kissen geleget. Als der Prinz Platz genommen hatte, mußten sich Elbee zu seiner Rechten, du Bourg, und Carlof, zur Linken, und die übrigen, nach ihrem Range, setzen. Das **Gastmahl** bestund aus allerhand gebratenem, und gekochtem Fleische, als Rind- und Ziegen-Fleische, Schweinwildprete, Federviehe, und verschiedenen Ragouts, die mit Palmenöle zugerichtet waren. Kein anderes Tafelgeschirr hatte man, als das im Lande gebräuchliche, das heißt, halbe Flaschen-Kürbisse, mit so glänzendem Firnisse überzogen, daß man sie

für

für Schildkröte genommen hätte. Während dem Essen erfrischten zwey Leute die Luft beständig mit Fechern von wohlriechendem Leder, um den Prinzen abzukühlen. Die hinter ihm stehenden Schwarzen bedienten ihn kniend, und mit großem Respecte. Unter selbigen waren drey Officiere, denen er winkte, näher zu kommen, und denen er etliche Bissen in den Mund steckte. Dieses ist die größte Probe von Gewogenheit, welche der Fürst geben kann; doch darf Niemand das, was er giebt, mit der Hand berühren, oder fallen lassen, ohne sich seine Ungnade zuzuziehen. Zu trinken gab man nichts herum; und während dem Essen wurde solches auch nicht gefordert; nach den letzten Speisen aber setzte man Wasser in feinen Gläsern auf, um sich den Mund auszuspühlen. Man legte hernach vor jede Person eine weiße Serviette; und die Bedienten des Prinzen brachten Palmen= Spanischen= Portugiesischen= und Französischen Wein, davon man eben nicht übermäßig trank, denn man nöthigte niemanden, unerachtet das Trinken oft erinnert wurde. Der Prinz ließ Elbee verschiedenemale aus seinem Glase trinken; ein Beweis von Hochachtung und Freundschaft, welcher, wie schon ist gesaget worden, in

der

der ganzen Nation nicht stärker gefunden wird.“

„Als die Franzosen von dem Erbprinzen Abschied nahmen, wiederholete dieser seine Höflichkeitsbezeugungen, und wollte den Herrn von Elbee sehen in die Schaluppe steigen. Dû Bourg, und Carlof, folgten Ihrer Hoheit, die von Ihrer Leibwache, und Musik, und von einer großen Menge Volkes, begleitet wurde. Zu Groß-Foro, einem weitläufigen Flecken zwischen Offra und der Hauptstadt, wo eine Art von Wirthshause für Reisende befindlich ist, gab der Prinz ein Gastgebot. Die beyden Franzosen, weil sie bey dem Prinzen waren, hatten den Vortheil, diesen Tag über die herum liegende Gegend zu besehen; eine Vergünstigung, die den Fremden nur bey außerordentlichen Fällen eingeräumet wird.“

„Bey der Ankunft in der Hauptstadt, wurden dem dů Bourg, und Carlof, Wohnungen in dem Palaste angewiesen. Der Palast ist ein weitläuftiges Gebäude, dessen Mauern von Erde, und die Dächer von Strohe, sind. Er begreift verschiedene große Höfe, mit Galerien, und oben darüber mit

Zim-

Zimmern. Man sieht auch Gärten mit Mauern eingefaßt, und mit einer Menge langer, und schmaler Alleen durchschnitten. Die Meublen der Zimmer überhaupt genommen, sind sehr mäßig; doch trifft man hier und da Chinesische Tische, Feuerschirme, Schränke und Cabinete, Türkische Tapeten, und etliche Armstühle von Damaste an, welche die Europäer dem Monarchen zum Geschenke mitgebracht haben. In den Fenstern sind an statt der Scheiben, Einsätze von Leinwand, mit taftenen Vorhängen; wegen der Hitze des Landes aber werden sie selten geöfnet. Außer diesem Palaste, worinnen der König ordentlich wohnet, ist noch ein anderer beständig bereit, wohin er sich bey entstehender Feuersgefahr begiebt.“

„Assem, oder Azem, wie es die Schwarzen nennen, ist die **Haupstadt** in dem Königreiche, und liegt sechzehn Stunden Landwärts. Die Gassen sind außerordentlich breit, und die Häuser durch Einfassungen von einander abgesondert. Man giebt der Stadt etliche Meilen im Umfange; ein großer Theil aber dieses weitläufigen Platzes hat keine Wohnungen. Man kann nur von einer Seite hinein kommen; und geht nach und

nach

nach durch vier große Thore, derer jedes von einem Graben, und von Wachhäusern bedecket wird; die Brücken aber können im Nothfalle leicht abgeworfen werden. Die Hälfte von Assem wird von einem Flusse umgeben, der einen natürlichen Graben vorstellet; überdieß aber ist hinter demselben die Stadt mit einer kleinen Mauer eingeschlossen. Die übrigen Seiten sind mit dickeren, und höheren Mauern umgeben. Sie sind von röthlicher Erde aufgeführet, welche ohne den geringsten Zusatz von Kalche vollkommen bindet, und die nämliche Festigkeit, und Glätte annimmt, wie der Gips. Die Häuser in der Stadt sind eben so gebauet, und mit Strohe gedecket. Die Meublen bestehen in nichts, als in einigem, zum menschlichen Leben unentbehrlichem Geräthe."

„Dü Bourg hatte den andern Tag nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, die erste Audienz, als Gesandter. Er wurde von dem Erbprinzen, von dem obersten Priester, und von den Oberhauptleuten, dazu aufgeführet. Den Titel der Oberhauptleute, führen alle erste Hofbediente. Der Ober-Haushofmeister heißt Hauptmann von der Ta-

fel; der Oberküchenmeister, Hauptmann der Lebensmittel; der Oberschenk, Hauptmann vom Weine; u. s. f."

„Der König ließ dû Bourg neben den Thron niedersetzen, und hörete seine Rede in Portugiesischer Sprache an, die Se. Majestät vollkommen verstund, und redete; doch ließ er sich sie von dem Dollmetscher übersetzen. Das Amt eines Dolmetschers ist sehr ansehnlich; allein, das geringste Versehen dabey wird mit dem Leben bestrafet. Der Monarch gab dem dû Bourg eine sehr verbindliche Antwort, worauf dieser ihm die Kutsche, und die anderen Geschenke der Compagnie überreichte. Dû Bourg bat hernach um Erlaubniß, eine Factorey zu Offra anzulegen, und versicherte, Frankreich würde alle Jahre vier Schiffe, zur Handlung, abschicken: allein, der König antwortete, die Holländer kämen schon alle Jahre mit mehreren Schiffen, als er ihnen Ladung verschaffen könnte, so daß viele leer zurück kehren müßten; er hätte also weder Schiffe, noch Waaren, nöthig. Ueberdieß thäten ihm die Holländer ansehnliche Vorschläge, ein ausschließendes Bündniß mit ihm zu errichten; und er hätte um so viel

mehr

mehr Ursache, solche anzunehmen, da die Engländer ihn zu verlassen schienen, auch die Franzosen, die ihn ehedem besuchet hätten, ihren Versprechen nicht treuer wären; Vorwürfe, sagte er, die er den Holländern nicht machen könnte. Doch, fügte er hinzu, das, was er von der Größe des Königes von Frankreich gehöret habe, erwecke bey ihm ein lebhaftes Verlangen, die Freundschaft eines so mächtigen Monarchen durch die Begünstigungen, welche er seinen Unterthanen angedeihen ließe, zu erwerben; und in dieser Absicht habe er seinem Oberhauptmanne Befehl ertheilet, eine Factorey für die Franzosen zu Offra zu bauen: er würde auch ihre Handlung schützen, und nach aller Möglichkeit zu befördern suchen. Dü Bourg ließ sich die kostbarsten Waaren, die er auf seinen beyden Schiffen hatte, bringen, und ersuchte den König, darunter auszulesen, und den Preis selbst zu bestimmen. Dieses gefällige Bezeigen machte dem Könige einen hohen Begrif von der Französischen Höflichkeit; und ein Officier mußte eine Anzahl Sclaven, statt der Zahlung für die von Sr. Majest. gewählten Waaren, herbringen.“

„Als **Elbee** von diesem glücklichen Anfange Nachricht bekommen hatte, that er eine

Reise nach Hofe. Der Statthalter von Offra gab ihm Hangebetten, und Trager; weil er aber nicht, wie dü Bourg, und Carlof, den Erbprinzen zum Begleiter hatte, mußte, er seine Reise bey Nachtzeit anstellen. Der Hauptmann der Fremden, der ihn zu begleiten befehliget war, trug Sorge, alle Städte zu vermeiden, und nahm viele Umwege, um solche allezeit in einer gewissen Entfernung liegen zu lassen. Noch vor Sonnen-Aufgange kamen sie nach der Haupt stadt; Elbee aber erhielt bey seinem dasigen Aufenthalte die Erlaubniß, die Stadt zu besehen. Der König schickte ihm Erfrischungen, der Prinz, der oberste Priester, und alle Große, erwiesen ihm gleiche Höflichkeit, so daß er sich mit Vorräthen versorget sah, um zwey hundert Personen zu bewirthen. Er bat daher alle Große des Königreichs zu sich; der Erbprinz aber ließ sich entschuldigen, weil er einen seiner Söhne kürzlich eingebüßet hatte, und sich in seinem Palaste eingeschlossen hielt; welches hier zu Lande als ein Zeichen einer ungemeinen Betrübniß angesehen wird.“

„Der König stattet niemals Besuche ab: er setzte aber die Audienz noch auf denselbigen

digen Tag an. Elbee wurde in einen Garten geführet, wo der Monarch unter einem bedeckten Gange saß. Dieser Fürst, der sich Tofizon nennete, schien ohngefähr siebenzig Jahre alt zu seyn. Er war von ansehnlicher Größe, hatte schöne Augen, voller Feuer, und sein ganzes Bezeigen war ungemein edel. Verstand, und Klugheit zeigte er in allen seinen Reden, und Antworten. Seine Unterthanen bezeigen ihm so große Ehrfurcht, daß niemand vor ihm erscheinet, ohne nieder zufallen, und das Gesicht auf die Erde zu legen; denn kein Mensch untersteht sich, ihn anzusehen. Wenn jemand ihm antwortet, so hebt er den Kopf nur ein wenig in die Höhe, legt ihn aber, so bald er zu reden aufgehöret hat, wieder nieder. Auch die Vornehmsten des Reiches sind so gar dieser demüthigenden Ceremonie unterworfen. Der Erbprinz, und der oberste Priester, sind die einzigen, die davon ausgenommen sind, und mit dem Könige stehend reden. Ihr Rang, und ihre Geburt, geben ihnen ferner die Freyheit, bey Tage und Nacht, zu allen Stunden, und ohne gerufen zu seyn, in den Palast zu gehen."

„So bald der Monarch den Herrn von Elbee gewahr wurde, gab er ihm die Hand, nahm die seinige, und knackte ihm dreymal den Daumen: solches wird an diesem Hofe für das größte Merkmal der Gunst und Zuneigung gehalten. Nach den ersten Complimenten bat der Französische Commendant Se. Majestät, ihm zu erlauben, daß er eine Factorey nach seinem Sinne erbauen dürfe, weil die zu Offra zu klein, und unbequem wäre. Der Fürst antwortete, er wolle Befehl geben, daß die Gebäude vergrößert würden; denn, der Klugheit nach könne er nicht verstatten, daß der Commendant selbige nach seinem Willen anlege. Ich kenne Ihre Politik, sagte er: Sie würden mit einer Batterie von zwey Canonen anfangen, das Jahr hernach eine von vieren haben, und nach und nach würde Ihre Factorey eine Festung werden, welche Sie zum Herrn meines ganzen Landes machte. Er begleitete seine Rede mit so vieler Höflichkeit, daß Elbee über die Verweigerung nicht unwillig werden konnte.“

„Ich wundere mich nicht wenig, sagte der Monarch ferner, daß, da Frankreich ein so großes Land ist, und so geschickte Arbeiter

hat,

hat, Ihre Schiffe nur gemeine Waaren geladen haben, wie sie aus England, und Holland kommen. Sire, antwortete Elbee, diese erste Reise ist nur ein Versuch, um die Beschaffenheit der Handlung Ihres Königreichs zu erfahren, künftig wird man Ihrer Majestät schicken, alles, was Frankreich kostbares, und seltenes hat; besonders aber, was man glauben wird, das Ihnen am angenehmsten seyn möchte. Der König verlangte einen Degen mit silberm Gefäße, einen Hirschfänger, große Spiegel, schöne Leinwand, Scharlachtuch, Pantoffeln von Sammte, wohlriechende Handschuhe, seidene Strümpfe, und andere Waaren zum Anzuge. Die Unterredung wurde mit einem Geschenke von ein paar Pistolen, und einer Flinte, mit Silber beschlagen, begleitet, welche der Fürst mit grossem Vergnügen anzunehmen schien."

„Der Herr von Elbee erhielt von Sr. Majestät die Erlaubniß, in das Innere des Palastes zu gehen, und alle Gemächer zu besehen, ausgenommen die Zimmer der Weiber, wo niemand hinein gelassen wird. Der König sagte ihm auch, er solle den Prinzen, seinen Sohn, besuchen, und versicherte ihm,

daß er, unerachtet der großen Betrübniß des Prinzen wegen des neuerlich erlittenen Verlustes, würde gern gesehen seyn. Hierauf nahm er ihn bey der Hand, und entließ ihn mit so unterscheidendem Vorzuge, als es noch keinem Europäer geschehen war."

„Der Französische Commendant wurde zu dem Erbprinzen durch den Oberhauptmann der Cavallerie, an der Spitze von hundert Schwarzen zu Pferde, mit Säbeln und Büchsen bewafnet, geführet. Dieser ihre Kleidung besteht in einem bloßen Mantel, in einer spitzigen Mütze, wie die von unsern Dragonern, in kleinen Stiefeln, die nur bis an die Waden gehen, und in großen Spornen, mit einer einzigen Spitze. Elbee, und seine Leute, waren in Hängebetten; und man hielt über ihn einen Sonnenschirm. Der Prinz hatte seine gewöhnliche Residenz nicht in der Hauptstadt, sondern er hielt sich in einer kleinen, eine Stunde weit entlegenen Stadt auf. Das Audienzzimmer war mit Türkischen Fußdecken beleget; und die Franzosen mußten sich auf Matten setzen."

„Nach einer Unterredung von einer Stunde, wobey der Prinz seine Freundschaftsver-

sicherun-

sicherungen wiederholete, ließ er allerhand Weine bringen, trank Mund zu Munde mit dem Commendanten; und dieser kehrte endlich auf dem vorigen Wege, unter eben derselben Begleitung zurück. Er blieb in dem Hause des **obersten Priesters**, der ihn zum Abendessen eingeladen hatte, wo er mit so vieler Höflichkeit empfangen wurde, daß man bey diesen Africanern, und insonderheit unter ihren Priestern, dergleichen Beyspiel noch nicht gehabt hatte. Alles zeigte Reinlichkeit, Pracht, Geschmack, Abwechselung, und Ueberfluß, an. Kostbare Levantische Decken zierten den Speisesaal; Matten, von außerordentlicher Feine, dienten zum Tischtuche; übereinander gelegte Kissen von Damaste, und Tafte, vertraten die Stelle der Arm- und Lehnstühle; die Servietten, grösser als die unserigen, waren von vortreflicher holländischer Leinwand; und das Tafelgeschirr von Chinesischem Porcellaine. In der Güte, und Zurichtung der Speisen herrschte nicht weniger Aufwand. Europäische Köche hatten dieses Gastmahl zubereitet; ja unsere leckerhaftesten, und in dem feinem Geschmacke geübtesten Prälaten hätten stolz auf sie seyn können. Alle Arten von Weinen, und süßen Getränken, floßen in Menge; denn der prächtige

tige Erzpriester hatte es an nichts fehlen lassen, um sich sowohl bey seinem Herrn ein Verdienst, als in den Augen der Franzosen Ehre zu machen. Während der Mahlzeit ließ sich ein Concert hören; und da Elbee einige Verwunderung darüber äußerte, sagte er zu ihm, es sind meine Weiber, die sich vorgenommen haben, Ihnen diesen Zeitvertreib zu machen. Wir pflegen zwar unsere Weiber den Fremden nicht zu zeigen; um Ihnen aber meine Ergebenheit zu beweisen, bin ich bereit, Ihnen dieses Vergnügen, wenn sie es verlangen, zu machen. Elbee war über das Merkmal von Zutrauen sehr zufrieden, und der wollüstige Prälat führte ihn nach dem Essen in eine Gallerie, wo er eine Menge halbnackender Weiber zu sehen bekam, die den angenehmen Klang etlicher Instrumente durch ihre Stimmen vermehrten.“

„Der oberste Priester hat nicht allein bey allen Religionsangelegenheiten den Vorsitz, sondern er ist auch zu gleicher Zeit erster Staatsminister. Seine Kleidung ist von des Souverains seiner wenig unterschieden; und er hat allezeit ein Rohr in der Hand, ausgenommen, wenn er zu dem Könige geht. Sein Ansehen ist so befestiget, daß es der

Macht

Macht des Monarchen fast gleich kommt. Er ist es, der einer jeden Familie ihre Götter, oder **Fetischen**, wie man sie hier zu Lande heißt, giebt. Einigen weiset er einen Berg an, anderen einen Baum, einen Stein, oder ein anderes unbelebtes Ding. Dieser bequeme Dienst, der von allem Beten, Opfern, und Ceremonien befreyet ist, besteht blos in einer tiefen Verehrung dieser Götzen. Die Fetischen des Staats, welche man als die Schutzgeister des Königreiches ansieht, sind große, schwarze Vögel, welche in den Gärten des Palastes sorgfältig unterhalten werden. Der Gebrauch ist, daß ein jeder die Götzen, die er in seinem Hause verwahret, mit einem irrdenen Topfe zudecket. Wenn man sie um Rath fragen will, nimmt man sie hervor; und, nachdem man sie mit etlichen Tropfen süßen Weines besprenget hat, setzt man sie wieder an ihren Platz.“

„Personen von vornehmen Stande haben ihre vertrauten **Priester**, die als **Aerzte** in der Familie angesehen werden. Man ruft sie bey Krankheiten; und sie kommen, die Fetischen mit dem Blute von Thieren, derer Fleisch sie für sich behalten, zu besprengen. Ist die Gabe mäßig, so bleibt der Götze vor

Zorne

Zorne stumm: in solchem Falle vermehret man die Opfer; und der Priester geht nicht eher von dem Kranken, bis er so viel zusammen gebracht hat, daß er alle seine guten Freunde bewirthen kann. Stirbt der Kranke, so kommen alle Verwandte zum Leichenbegängnisse; und der Verstorbene wird in dem Hause, wo er gewohnet hat, begraben. Merkwürdig ist, daß Leute, welche ihre ganze Lebenszeit fast nackend gehen, müssen, wenn sie begraben werden, vom Kopfe bis auf die Füße bekleidet seyn. Diejenigen, welche die Kosten dazu nicht haben, fordern die Kleider ohne Scheu von den Reichen, und diese schlagen es nicht ab, wäre auch der Verstorbene ihr größter Feind gewesen.“

„Die Höflichkeitsbezeigungen des obersten Priesters entsprachen sich nicht einen Augenblick. Er begleitete die Franzosen bis an das Thor seines Palastes, und wollte nicht eher zurück gehen, als bis sie sich in ihre Hängebetten gesetzt hatten. Sie wurden auch noch dieselbe Nacht unter eben der Bedeckung, die sie nach der Hauptstadt begleitet hatte, nach Offra gebracht.“

Ich bin, u. s. w.

Benin, den 4 July, 1753.

Der 174 Brief.

Fortsetzung von Ardra.

„Die Holländer sahen nicht ohne Mißgunst an, fährt der Verfasser der Beschreibung fort, die Vorzüge, welche man den Franzosen in diesem Königreiche erwies, und befürchteten, ihre Handlung möchte Schaden dadurch leiden. Ihr Mißvergnügen gieng so weit, daß sie keine Maasregeln mehr beobachteten, sondern sich unterstunden, das Französische Wappen von der Factorey zu Offra abzureißen. Der Oberaufseher, Namens Marriage, eilete mit allen seinen Leuten herbey, um sich dieser Gewalt zu widersetzen; und der Gouverneur der Stadt brachte es durch sein Ansehen dahin, daß er einigen Schein von Frieden unter beyden Nationen wieder herstellete.“

„Unterdessen fertigte jede Parthey einen Courier nach der Hauptstadt ab, und jede empfieng Befehl, sich daselbst einzufinden, um ihre Klagen vorzubringen. Beyde Factore kamen an; das Feuer der Uneinigkeit aber wollte

wollte bey Gelegenheit einer neuen Schwierigkeit wieder ausbrechen. Der Holländische Factor verlangte den Rang über den andern; Marriage aber antwortete kaltsinnig, daß wenn er sich unterstünde, solches zu thun, er ihm den Degen durch den Leib stoßen würde. Der Erbprinz, um diesem Streite zuvor zu kommen, gab dem Französischen Factore die rechte, dem Holländischen aber die linke Hand, und führte beyde in den Audienzsaal. Der König fragte letztern um die Ursache seiner Klagen. Der Holländer, in einer langen Rede, stellete das Alterthum seiner Errichtung vor; konnte aber nicht in Abrede seyn, daß die General-Staaten der Französischen Flagge den Vorzug zu allen Zeiten eingestanden hätten. Marriage unterließ nicht, ihn zu demüthigen, und erinnerte ihn an den Ursprung seiner Republik, und an die Verbindlichkeit, welche sie den Franzosen schuldig wäre, daß sie ein freyer Staat geworden sey. Von beyden Theilen fieng man an hitzig zu werden, als der König Stillschweigen gebot, und folgende Rede mit eben so viel Klugheit, als Majestät, an sie hielt.“

„Die Berichtigung Ihres Rangstreites gehöret für Ihre Herren: da ich beyder

Macht

Macht nicht genugsam kenne, kann ich nichts darinnen entscheiden; sie müssen sich also lediglich an selbige wenden. Es ist wahr, sagte er zu dem Holländer, daß die Zeit Ihrer Errichtung in meinen Staaten Ihnen einigen Vorzug zu geben scheint; aber die großen Dinge, die man mir von dem Kaiser der Franzosen, und von dem Umfange seines Gebietes erzählet hat, bewegen mich, Ihre Anforderungen eher ein wenig zu verletzen, als in der Ehrfurcht für einen so großen Fürsten zu fehlen. Ich verbiete Ihnen also beyden, Ihre Flaggen aufzustecken, so lange, bis Sie die Entscheidung Ihrer Oberen werden erhalten haben: da ich auch großes Verlangen trage, die Hoheit des Königes von Frankreich kennen zu lernen, und ihn meiner Hochachtung zu versichern, ernenne ich hiermit meinen Hofdollmetscher, **Mattheo**, zum **Abgesandten** an seinen Hof. Ich ersuche Sie also, fuhr er fort, in dem er sich zum Marriage wendete, daß Sie ihn auf Ihr Schiff nehmen, Sorge für ihn tragen, und ihn sicher an den Hof Ihres Herrn bringen lassen wollen. Uebrigens ist mein Wille, daß Sie Sich beyde in meiner Gegenwart umarmen, und einander versprechen, in gutem Vernehmen zu leben.“

Beyde

„Beyde Factore fanden diese Vermittelung so billig, daß sie darein willigten: sie umarmten einander vor dem Monarchen, aßen zusammen, und wurden von dem Fürsten, in einem der Gemächer des Palastes, herrlich bewirthet. Se. Majestät schickte ihnen verschiedene Gerichte von Ihrer Tafel, und ließ ihnen sagen, Sie hätten gern selbst Gesellschaft geleistet, wenn die Beobachtung des Ceremoniels, und des Landesgebrauches, Sie nicht davon abhielte.“

„Weil das Französische Schiff fertig lag, abzusegeln, blieb dem Mattheo wenige Zeit übrig, sich zu seiner Reise anzuschicken. Dieser Schwarze schiffte sich auf dem Schiffe, Concordia, im Monate März ein, kam aber zu Dieppe erst den 3 December an, weil das Schiff in Martinique hatte einlaufen müssen. Sein Gefolge bestund aus dreyen seiner Weiber, aus zwey Kindern, und sieben oder acht Bedienten. Er redete die Portugiesische Sprache mit vieler Fertigkeit, und war in der Lehre der Römischen Kirche erzogen worden, jedoch ohne getaufet zu seyn. Seine weißen Haare, und Bart, zeigten an, daß er bejahret war, er gieng aber noch

noch mt festen Schritten, hatte viele Lebhaftigkeit in den Augen, und eine angenehme Gesichtsbildung. Er war nicht vor gar langer Zeit in verschiedenen Gesandtschaften an den Höfen zu Benin, und Juida, gebrauchet worden; und nebst dem Amte eines ersten Dollmetschers, bekleidete er auch die Stelle eines Staatssecretairs.“

„Weil man in der Winterjahreszeit war, und seine Kleidung sich zu dem Europäischen Clima nicht schickte, ließ er sich, und alle Personen seines Gefolges, auf Französisch kleiden. Man richtete ein Haus in Paris, in der Vorstadt St. Germain, für ihn ein; und die Oberaufseher der Ostindischen Compagnie schickten ihm zwey Kutschen entgegen, jede mit sechs Pferden bespannet, die ihn zu St. Denis empfiengen. Er kam den 15 December 1670. nach Paris, und wurde noch an selbigem Tage von der Compagnie bewillkommet. Sie unterhielt ihm täglich zwey Kutschen, und ließ ihn prächtig bewirthen. Man sagte ihm, der König würde den 19. nach Paris kommen, und ihm die erste Audienz in dem Schlosse der Thuillerien, des Vormittags um 10 Uhr, geben. Er antwortete: ich kann nirgends erscheinen, ehe ich Se. Majestät ge-

 sehen

sehen habe, welche der Hauptgegenstand meiner Reise ist. Ich werde also nicht ausgehen, bevor ich diese Ehre nicht gehabt habe. Einer von den Oberaufsehern fragte ihn, wie er sich befände? meine Gesundheit war mittelmäßig, antwortete er; seitdem ich aber die Herren von der Compagnie gesehen habe, befinde ich mich besser; und wenn ich den König werde gesehen haben, werde ich vollkommen wohl seyn. Als man ihn, zu dem Tage seiner Audienz, reiche Kleider zum Geschenke brachte, sagte er: Frankreich läßt seine Reichthümer glänzen, indem es diejenigen, derer Eigenthum die Armuth ist, so prächtig kleidet."

„In das Louvre wurde er durch den Ceremonienmeister in den Kutschen des Königes, und seine Kinder in denen von der Königinn, geführet. Er betrachtete die Kostbarkeit der Zimmer mit besonderer Aufmerksamkeit; als ihn aber jemand fragte, was er davon hielte, antwortete er: ich habe den König gesehen, und dieser geht mir über alles. So wußte der Schwarze, Mattheo, Schmeicheleyen anzubringen, welche, wie er sagte, die Münze an allen Höfen wäre. Ob sie gleich falsch ist, sagte er ein anderes mal, so

nahm

nahm man sie doch in Frankreich, als das reinste Gold an; übrigens gilt sie überall; und es hat sich noch kein Fürst gefunden, der diejenigen bestraft hätte, die sie unter die Leute bringen.“

„Man kam, und meldete dem Gesandten, er möchte sich zur Audienz begeben. Der Schwarze mußte sich durch eine Menge vornehmer Leute dringen, davon die Zimmer so angefüllet waren, daß er Mühe hatte, bis an den Thron zu kommen. Der König, von seinen Prinzen, und dem ganzen Hofstaate umringet, unterscheidete sich nicht nur durch die Hoheit seines Ansehens, die ihm natürlich war, sondern auch durch die außerordentliche Menge Diamanten, die sein Kleid bedeckten. Mattheo machte drey tiefe Verbeugungen, von dem Eingange der Gallerie an, bis an die Erhöhung, worauf des Königs Armstuhl stund. Er stieg mit seinen Kindern, die ihn begleiteten, hinauf, und sie fielen insgesammt an dem Fuße des Thrones nieder. Er hob den Kopf ein wenig in die Höhe, um sein Compliment, das in Portugiesischer Sprache abgefasset war, herzusagen. Der König ließ ihn aufstehen; und weil er sah, daß er mit einer

gewissen Furchtsamkeit, und Angst, ein Papier in der Hand hielt, fragte er, was dieß wäre? Der Dollmetscher antwortete, der Gesandte befürchtete, der Glanz der königlichen Majestät möchte ihn in seiner Rede irre machen, er hätte daher solche den Abend zuvor aufgeschrieben, und in das Französische übersetzen lassen, in der Hofnung, der König würde so gnädig seyn, und das Ablesen davon erlauben. Der König gab seine Einwilligung dazu, und befohl die Rede deutlich abzulesen, welche also lautete:“

„Sire, der König von Ardra, mein Souverain, hat mich bey Ew. Majestät zum Gesandten ernennet, um Ihnen nicht allein alles anzubieten, was sein Königreich hervorzubringen vermögend ist, sondern auch allen Schiffen, die Sie in seine Häven zu schicken Belieben tragen werden, seines Schutzes zu versichern. Um Ew. Majest. desto kräftiger zu überzeugen, wie aufrichtig mein Herr die Freundschaft eines so großen Monarchen zu unterhalten wünschet, hat er mir aufgetragen, Ihnen zu melden, wie die Ostindische Compagnie, anstatt der achtzig Sclaven, die sie bisher als eine Abgabe hat liefern müssen,

künftighin nur zwanzig bezahlen soll, das ist, weniger als alle andere Europäer, die heutiges Tages nach Ardra handeln. Er hat mir auch befohlen, Ew. Majestät besonders zu versichern, daß er Dero Unterthanen nicht allein wider die Anfälle der Holländer schützen werde, sondern auch die Schiffe der Compagnie ihre Ladung in unseren Häven jedesmal eher zu Stande bringen sollen, als die anderen alle Erlaubniß erhalten werden, solche anzufangen. Der König, mein Herr, hat mir ferner Befehl gegeben, Ew. Majest. zu hinterbringen, daß bey Gelegenheit des zwischen Dero Unterthanen, und den Holländern, entstandenen Rangstreites, er dem Französischen Factore die rechte, dem Holländischen aber die linke Hand gegeben, nicht weniger, erstern eine Wohnung in seinem Palaste, letzterm hingegen selbige nur bey seinem Sohne angewiesen habe. Er wünschet hiernächst zu wissen, welche Ehrenbezeugungen Ew. Majest. für Ihre Flagge verlangen, damit er Ihnen solche in allen Länderu seiner Botmäßigkeit erweisen lassen könne.“

„Unter anderen Gefälligkeiten, die er sich von Ew. Majest. verspricht, hoffet er, Dieselben werden Mißionnaire in seine Staaten ab-

schicken, um den Christlichen Glauben daselbst predigen, und diejenigen seiner Unterthanen, die solchen anzunehmen geneigt seyn möchten, unterrichten zu lassen. Ich habe auch Befehl, Ewr. Majest. zweye meiner Söhne vorzustellen, mit Bitte, dieselben gnädig aufzunehmen. Es wird dieses das größte Glück seyn, das mir wiederfahren kann, da ich von denen Vortheilen überzeuget bin, die sie in den Diensten eines so großen Fürsten finden werden. Endlich, Sire, habe ich den Auftrag, Denenselben zwey Dolche, zwey Lanzen, eine Weste, und eine Fußdecke, zu überreichen. Brächte unser Land etwas kostbareres hervor, oder das mehr nach Ew. Majest. Geschmack wäre, so würde es der König, mein Herr, mit vielem Vergnügen überschicket haben; denn er verlanget nichts eyfriger, als daß Dieselben versichert seyn mögen, wie seine Staaten Ihnen so gut eigen sind, als ihm selbst.“

„Ludwig XIV, der diese Rede mit vieler Aufmerksamkeit angehöret hatte, antwortete, daß er dem Könige von Ardra für seine Versicherungen so wohl, als für den an ihn abgefertigten Gesandten, dessen Person ihm sehr angenehm wäre, vielen Dank sage: er nehme

des Gesandten Anerbieten wegen seiner beyden Kinder mit Vergnügen an; diese zwey Söhne sollten bey ihrem Vater so lange bleiben, als er in Paris seyn würde, hernach wollte er selbst für sie sorgen; was aber die Handlungsangelegenheiten betreffe, so möchte er dießfalls mit der Ostindischen Compagnie reden. Nach erhaltener Antwort legte sich der Gesandte zu Sr. Majest. Füßen, stund auf, machte eine tiefe Verbeugung, und im Zurückgehen, ohne sich umzudrehen, machte er noch eine an der Thüre der Gallerie, stieg in die königliche Kutsche, und fuhr wieder in sein Hotel. "

„Des andern Tages kam der Ceremonienmeister, um Se. Excellenz zur **Audienz** bey der **Königinn** zu führen. Diese Fürstinn war von allen ihren Hofdamen umringet, und hatte sich, so viel es die damalige Hoftrauer verstattete, kostbar angekleidet. Der Gesandte machte seine Verbeugungen, wie bey dem Könige, wurf sich hernach mit seinen Weibern, und Kindern nieder; und alle fiengen an, nach ihres Landes Gebrauche, in die Hände zu klatschen, um ihre Ehrfurcht, Bewunderung, und Freude zu bezeugen. Mattheo kniete nieder, und machte sein Compli-

ment in Portugiesischer Sprache. Die Königinn nöthigte ihn aufzustehen, unerachtet er es nicht thun wollte, und antwortete ihm auf Spanisch. Beym Weggehen beobachtete er die nämlichen Ceremonien; und seine Weiber, und Kinder folgten seinem Beyspiele. Das Gedränge war so groß, daß sie mit Mühe die Kutschen erreichen konnten. Den folgenden Tag wurde der Gesandte zur Audienz bey dem Dauphin geführet, dem er sagte, daß der Erbprinz von Ardra ihm aufgetragen hätte, dem Dauphin seiner Ehrerbietung zu versichern, und wie sehr er wünschte, seiner Hochachtung und Freundschaft würdig zu werden. Er machte dem Herzoge von Montausier ein Compliment, daß er das Glück habe, der Erziehung des durchlauchtigen Sohnes des größten Königes in der Welt vorgesetzet zu seyn."

„Se. Excellenz besuchte hernach die Minister, und Vornehmsten des Hofes, die ihm ihre Gegenbesuche auf die schmeichelhafteste, und höflichste Art abstatteten. Die Oberaufseher der Compagnie gaben ihm, in der Vorstadt St. Antoine, ein herrliches Gastmahl. Man setzte seine Weiber, nebst verschiedenen Französischen Damen, die sich ein Vergnügen

gnügen gemacht hatten, sie zu begleiten, an eine besondere Tafel. Die Tafeln waren kostbar besetzet; und alle Welt bewunderte die Höflichkeit, und den Verstand des Gesandten. Er sagte etlichemal im Spase: man wird mich für einen Lügner halten, wenn ich erzählen werde, was ich in Frankreich gesehen habe; meine Beschreibung wird alle Einbildung übersteigen. Die Ehre, die man diesem Minister erwies, gieng allerdings ein wenig zu weit; aber Ludwig XIV liebte die Pracht, und suchte insonderheit, den Fremden einen hohen Begrif von sich beyzubringen."

„Die **Audienz**, die er bey dem **Minister** der auswärtigen Affairen, dem Herrn von Lionne, hatte, geschah in Gegenwart einer großen Menge vornehmer Personen, welche gewünschet hatten, diesen Besuch mit abzuwarten. Unter vielen Fragen, die der Minister dem Gesandten that, erkundigte er sich, was der König, sein Herr, für Häven in seinem Lande habe; ob das Königreich Ardra von großem Umfange sey; ob der König mit seinen Nachbarn öfters Krieg führen müsse; nach was für Gesetzen seine Völker beherrschet würden; was die Religion für einen Einfluß

in die politische Regirung habe; wie die Beschaffenheit der Landeserzeugungen, der Handlung, der Bevölkerung, des Clima, der Gemüthsgaben der Einwohner sey? u. d. m.“

„Der Abgesandte antwortete, das Königreich Ardra sey ein weitläufiges, und wohlbevölkertes Land, das sich zwar längst der Küste nicht allzuweit erstrecke, aber in das Land hinein eine ansehnliche Breite habe. Es giebt darinnen keine Häven, fuhr er fort, aber sichere Rehden, wo die größten Schiffe bequem vor Anker liegen können. Stürme ereignen sich daselbst selten; und das Anlanden hat sonst keine Unbequemlichkeit, als die heftige, und beständige Bewegung der See am Ufer. Die am nächsten dabey gelegenen Städte, heißen Foulaon, Praya, Jakin, Offra, Ba, und Yago, der Hauptstadt nicht zu gedenken.“

„Das Land ist flach, eben, und überhaupt sehr fruchtbar. Man erbauet eine erstaunende Menge Indianisches Korn, Hirse, Ignames, Patates, Limonien, Orangen, Cocusnüße, und Palmenwein. Es bringt auch viel Salz hervor, welches an sumpfigen Oertern gefunden wird, und das die Einwohner

ner von Benin in ihren Kähnen abholen. Die gewöhnlichen **Speisen**, nebst dem Reiße, Obste, und Wurzeln, sind Rindfleisch, Federvieh, und Hundesfleisch. Das **Getränke** besteht in einer Art von Biere, welches, wenn es mit Wasser gemenget wird, einen ziemlich angenehmen Trunk macht: doch wird es leicht sauer, und kann nicht wohl verfahren werden.“

„Die **Luft** in diesem Königreiche ist für die Europäer sehr ungesund, und sie halten den schädlichen Einfluß davon selten aus; die natürlichen Einwohner aber haben eine sehr dauerhafte Gesundheit, und werden alt, wissen auch von keiner anderen Krankheit, als von den Blattern, welche zuweilen große Verwüstungen anrichten.“

„Zur **Bevölkerung** scheint das Clima nicht sonderlich zuträglich zu seyn: selten bekommt eine Frau viele Kinder. Diejenige, welche Zwillinge zur Welt brächte, würde einer Untreue beschuldiget werden; denn man kann sich nicht einbilden, daß sie von einem Vater mehr als ein Kind bekommen könne. Jedermann verheurathet sich bey uns. Mannspersonen, welche, wie in Frankreich, im Ehelosen Stande

zu

zu leben vorgeben, unerachtet sie in der That nicht ohne Tisch- und Bettgesellschaft sind, kennet man in unseren Städten nicht. Da uns Gefühl genug für die unschuldigen Vergnügen übrig bleibt, sind wir von den Annehmlichkeiten des Ehestandes noch nicht ermüdet, wie Sie. Ueberdieß findet die Furcht, eine Familie zu erziehen, in einem Lande nicht statt, wo wenige Ueppigkeit herrschet. Es ist nicht, als ob die Vornehmen, auch bey uns, nicht suchten, sich durch eine Art von Pracht zu unterscheiden; diese Krankheit hat aber das Volk noch nicht angestecket; und Sie wissen, daß man aus der Neigung des Volkes schlüßen kann, wie weit die Ueppigkeit in allen Ständen einer Nation überhand genommen hat.“

„Wir haben, fuhr Mattheo fort, mächtige Nachbarn, mit welchen wir öfters in Krieg verwickelt sind; bey dergleichen Gelegenheit aber stellet sich der König allezeit selbst an die Spitze einer zahlreichen Armee; denn der Ruhm ist die herrschende Leidenschaft unserer Könige, so wie der ihrigen; ihr gewöhnlicher, und eingewurzelter Irrthum aber ist, diesen Ruhm durch die Waffen zu erlangen, das heißt, ihn in dem gegenseitigen

Un-

Unglücke ihrer Unterthanen, und Nachbarn zu suchen.“

„Unsere **Truppen** bestehen aus Infanterie, und Cavallerie; beyde aber sind einer strengen Zucht unterworfen. Alle Unterthanen sind verbunden, wenn sie der König zu Kriegsdiensten verlanget, sich anwerben zu lassen. Die, welche an den Küsten wohnen, sind mit Flinten, und Säbeln bewafnet; in dem Innersten des Landes aber, haben sie Bogen, Pfeile, Dolche, Lanzen, und Streitkolben. Unsere Trommeln gehen spitzig zu, und werden nach einem gewissen Tacte geschlagen. Wir haben auch eine Art von Klingeln, die durch ihren Klang den Soldaten Muth erwecken. Die Tänzer, und Possenspieler, suchen ihrerseits die Truppen durch Lieder, und kriegerische Stellungen, aufzumuntern.“

Die **Religion**, so wie sie bey uns eingerichtet ist, menget sich in keine politischen Angelegenheiten. Ihre Gesetze haben nicht den geringsten Einfluß in die bürgerliche Verfassung des Staates; ja, man könnte sie antasten, ohne die öffentliche Ruhe zu stören, ohne der Ordnung im Volke Gewalt zu thun, ohne die Grundregeln der Regirung

zu

zu verändern. Wir sehen sie weder als einen Zügel für die Großen an, noch als eine Zuflucht für die Unglücklichen, noch als eine Verbindung des Himmels mit der Erde. Wenn unsere Priester sich ihrer zu ihren Zaubereyen, Beschwörungen, Herausfordern der Geister, oder zu Heilung der Kranken bedienen, so geschieht es blos, weil es schwer ist, daß eine kleine Anzahl Leute, die mehr wissen als andere, der Versuchung, als außerordentliche Menschen angesehen zu werden, sollten widerstehen können. Sie haben daher auch nicht die geringste Kenntniß von dieser Wissenschaft, im eigentlichen Verstande, und in so ferne sie, wie bey Ihnen, von göttlichen Dingen handelt, die Begriffe und Meynungen in Ansehung des ersten Wesens ordnet, und den Gottesdienst darnach einrichtet, als womit sich Ihre Gottesgelehrten, und Geistlichen hauptsächlich beschäftigen. Ein lächerlicher Aberglaube, kindische, zuweilen abscheuliche Geheimnisse, vorgegebene Erscheinungen, um ein mehreres Ansehen, und Zutrauen zu befestigen, und den blinden Pöbel zu betrügen, dieß ist es, worauf die ganze Wissenschaft unserer Priester ankommt."

„Der

„Der Handel der Fremden auf der Küste von Ardra ist von großer Wichtigkeit. Die Holländer alleine bekommen jährlich an dreytausend Sclaven, davon ein Theil aus Gefangenen besteht, die übrigen aber aus den zinsbaren Provinzen genommen werden. Einige sind verwiesene Missethäter, andere Schuldner, die nicht bezahlen können, und zum Vortheile ihrer Gläubiger verkaufet worden sind. Die übrigen Kaufmannswaaren kommen auf baumwollene, im Lande gearbeitete Zeuge an, und auf gewisse kleine, blaue, von den Europäern sehr gesuchte Steine. Der Verkehr mit den Engländern, ohne so wichtig zu seyn, als der vorherbenennte, bringt ebenfalls großen Vortheil. Das beste Geld, das die Fremden uns nur immer bringen können, und welches in unserm Königreiche eben so viel gilt, als Gold, Silber, und Kupfer, in Europa, besteht in einer Art von Muscheln, die uns mehr oder weniger schätzbar sind, nach Beschaffenheit gewisser Eigenschaften, dir wir an ihnen zu unterscheiden wissen. Die Gefangenen werden halb in Waaren, und halb in diesem Gelde bezahlet; solches hat allemal den Vorzug, hernach kommt das Eisen in Stangen. Ihre Weine, süßen Getränke, Kleider,

Stoffe,

Stoffe, Gewehr, und andere kleine Eisenwaaren, werden auf der Küste, bis an den Fluß Gabon, auch sehr gesuchet.“

„Die ersten Handlungsverträge werden allezeit mit dem Könige geschlossen. Wenn ein Schiff ankommt, so begiebt sich der Capitain zu dem Statthalter von Praya, der ihn, nebst seinen Geschenken, nach Hofe führet. Dem eingeführten Gebrauche zufolge geben die Europäer dem Monarchen, sowohl für die Erlaubniß zu handeln, als für die von jedem Schiffe ihm gehörigen Abgaben, den Werth von funfzig Sclaven; die anderen besonderen Gefälle, für die Königinn, den Erbprinzen, und die Großen am Hofe, können wohl die Hälfte dieses Preises betragen.“

„Dem Könige wird die Schiffsladung zuerst gezeiget, und was er davon behält, bezahlt er allezeit baar, macht auch den Kaufleuten dabey keine verdrüßlichen Händel: man kann sich auf seine Treue und Redlichkeit zuversichtlich verlassen. Wenn er seinen Kauf geschlossen hat, lesen sich der Prinz, der oberste Priester, und die Kronbedienten, Waaren aus; diese haben auch das Recht, die ersten Sclaven zu verkaufen. Die fremden Factore,

und die Kaufleute des Landes, machen hernach ihren Handel unter einander; und da letztere mehr bezahlen, als der König, und seine Hofleute, pflegt man das Beste auf dem Schiffe für sie auf die Seite zu legen.“

„Das Königreich Ardra hat, zu Fortschaffung der Waaren, überall bequeme **Wege**, und **Flüsse**. Unerachtet es in der Provinz Aßem **Pferde** genug giebt, so bedient man sich ihrer doch nicht leicht anders, als nur die Cavalerie beritten zu machen. Das gewöhnliche Fuhrwerk ist der Hamac, (das Hängebette;) und die Europäer lieben es eben so sehr, als die Eingebohrnen; es ist ihnen aber nicht erlaubet, anders, als bey Nacht, zu reisen, weil man ein beständiges Mißtrauen in ihre Beobachtungen setzet.“

„Die öffentlichen **Märkte** sind in allen Provinzen des Königreiches sehr zahlreich. Der von Ba, welcher aller vier Tage gehalten wird, ist wegen des **Salzes**, das man in viele Gegenden verführet, berühmt. Das **Volk** in Ardra kann weder **lesen**, noch **schreiben**: zum Rechnen in der Handelschaft, und dem Gedächtnisse zu helfen, bedient es sich kleiner Schnuren, mit Knoten, derer je-

der seine Bedeutung hat. Die Vornehmen verstehen, und reden Portugiesisch; in ihrer eigenen Sprache aber haben sie keine Buchstaben. Die Einwohner der Küste beschäftigen sich mit der Fischerey, und mit der Handlung; in dem Innersten des Landes legt man sich auf den Ackerbau, und bearbeitet das Feld, durch Hülfe der Aerme, mit großer Aemsigkeit. Wir halten auf diesen Theil des Volkes, der bey ihnen unerachtet seines Nutzens, so verachtet ist, den man aber nothwendig unterstützen, und ihm helfen sollte, sehr viel. "

„Die Gewalt unserer Könige ist unumschränkt; und man erscheinet vor ihnen nicht anders, als mit einer Ehrfurcht, welche der Anbetung gleich kommt. Man bedienet sie allezeit knieend; und eben diesen Respect erweiset man denen Schüsseln, welche auf ihre Tafel getragen, oder weggenommen werden; das heißt, wenn der Hausofficier kommt, der vor ihnen hergeht, fällt alle Welt nieder, und bückt sich bis auf die Erde. Es wäre ein so großes Verbrechen, in die Höhe zu sehen, daß der Thäter am Leben gestraft, und seine ganze Familie zur Sclaverey verdammt wür-

würde. Diesen Gebrauch hat man eingeführet, um das Leben des Fürsten wider alle Arten von Zauberey, und Beschwörung, zu sichern.“

„Obgleich die Anzahl der **Weiber** des **Monarchen** sehr groß ist, so ist doch nur eine, welche mit dem Titel, als Königinn, beehret wird. Es ist allezeit diejenige, welche den ersten Prinz zur Welt bringt; die anderen sind weniger ihre Gefährtinnen, als ihre Sclavinnen. Ihre Gewalt über selbige geht so weit, daß sie sie den Europäern zu Sclavinnen verkaufen kann, ohne so gar den König darum zu befragen.“

„Der schwarze **Gesandte**, während seinem Aufenthalte in Paris, hatte verschiedene **Unterredungen** mit den Oberaufsehern der Ostindischen **Compagnie**, welche ihm folgende **Bedingungen** vorschlugen: daß nämlich die, nach der Küste von Ardra, abgesendeteten Französischen Schiffe, den Vorzug vor aller anderer Nationen Schiffen haben, und nicht mehr als zwanzig Sclaven an Handelsgebühren zahlen sollten; daß der König von Ardra seine Unterthanen anhalten wollte, die von ihnen an die Compagnie gemach-

ten Schulden zu bezahlen; daß die Französischen Factore, den Großen am Hofe keinen Credit geben dürften, so bald sie wegen der Bezahlung einiges Mißtrauen hegten; daß endlich Se. Africanische Majestät die Factore, und Waaren der Compagnie unmittelbar in Ihren Schutz nähme.“

„Unter diesen Bedingungen versprachen die Oberaufseher, ihre Factorey zu Ardra mit allen benöthigten Waaren, bis zu dem Werthe von fünfhundert Sclaven, hinlänglich zu versorgen, eine gewisse Anzahl Schiffe jährlich auf diese Küste zu schicken, und mit keinem andern Fürsten wegen des Sclavenhandels Verträge einzugehen. Der Gesandte, zufrieden mit diesem Anerbieten, machte wegen der vier ersten Puncte keine Schwierigkeiten; in Ansehung des fünften aber, sagte er, wisse er die Willensmeynung seines Herrn nicht, könne also den Erfolg davon nicht gewähren; er wolle aber alles mögliche thun, die Einwilligung des Königes, seines Souverains, zu befördern.“

„Die übrige Zeit, da Mattheo sich zu Paris aufhielt, war er mit nichts beschäftiget, als Besuche zu machen, und anzunehmen;

men; und überall erwies man ihm besondere Merkmale von Achtung, und Höflichkeit. Die vornehmen Leute überhäuften ihn mit Geschenken. Die Damen thaten desgleichen an seinen Weibern, die einen großen Unterschied unter der Französischen, und Africanischen Lebensart zu spüren schienen. Sie gaben durch ihre Ausdrücke zu verstehen, daß sie das Glück der Pariserinnen beneideten, und die Stelle ihrer Kinder gern gewählet hätten.“

„Der Gesandte hatte seine Abschiedsaudienz mit eben denen Ceremonien, wie die erste. Er war mit unsern Gebräuchen so geschwind bekannt worden, daß, da er vor dem Könige wieder erschien, er seiner Stellung wegen so wenig, als wegen seiner Anrede, bekümmert war. Er reisete zu Ende des January, 1671, von Paris ab, schifte sich wenige Zeit hernach zu Havre = de = Grace ein, und langte auf der Rehde von Ardra den ersten October an.“

Hier Madame, endiget sich die Erzählung; und ich will das, was zum Beschlusse dieser Geschichte fehlet, vollends ergänzen. Bey allen Vortheilen, welche die Compagnie sich von dieser Gesandtschaft zu versprechen

 schien,

schien, entstund eine Uneinigkeit zwischen dem Schwarzen, Mattheo, und dem Factore Carlof, welche alles vereitelte. Letzterer meynete, es käme ihm zu, die Geschenke, die dem Könige von Ardra überschicket wurden, einzuhändigen; der Gesandte aber behauptete, sie könnten dem Fürsten nicht anders, als durch seine Hände, überbracht werden. Carlof behielt Recht; und Mattheo wurde durch diese Beleidigung so aufgebracht, daß er allen seinen Credit anwendete, den Franzosen zu schaden. Der von einem benachbarten Fürsten in das Land geschehene Einfall richtete ihre Handlung vollends zu Grunde, und brachte das Königreich Ardra unter fremde Botmäßigkeit.

Ich bin, u. s. w.

Benin, den 10. July, 1753.

Der 175 Brief.

Das Königreich Juida.

Ich weis nicht Madame, ob ich Ihnen gesaget habe, daß unser Schiff auf der Rehde bey dem Capo Formoso liegen geblieben war,

war, und uns an der Mündung des Flusses Benin erwartete. Wir fuhren diesen Fluß auf Kähnen hinab, giengen hernach unter Segel, und landeten in dem Königreiche Juida. Diesen Namen geben die Franzosen einem Lande, das längst der Küste, nicht mehr als sechszehn Stunden, und in das Land hinein, ohngefähr zwölfe, beträgt. Die Engländer nennen es Whida, die Holländer, Fida; ich aber, als ein Franzose, glaube, wir müssen uns an die erste Benennung halten.

Diese, obgleich sehr kleine Landschaft wird von den Europäern häufig besuchet, ist durch die Schwarzen ungemein angebauet, sehr bevölkert, fruchtbar, wohl eingerichtet, und ihre Sitten, Gesetze, Gebräuche, und Religion, bieten merkwürdige Umstände dar. Beym Anlanden fehlte es nicht viel, wir wären unglücklich gewesen, so beschwerlich ist, wegen der beständigen Bewegung des Wassers, das Ankerwerfen. Die Wellen thürmen sich, und stoßen mit solcher Gewalt wider einander, daß das Anlanden allezeit mit Gefahr verknüpft ist.

So bald die Schwarzen uns auf der Rehde ankommen sahen, brachten sie, ohne die Gefahr

fahr zu scheuen, Fische und Früchte herbey. Die Erfahrung hat sie gelehret, daß sie gut dafür bezahlet werden, und noch etliche Gläser Brandwein bekommen, worauf sie sehr begierig sind. Durch sie geben die Schiffscapitaine jeder Nation den Vorstehern der Factoreyen von ihrer Ankunft Nachricht. Wir setzten uns in eine Schaluppe, und fuhren bis auf hundert Schritte an den Einlaß, (barre,) wo die große Bewegung des Meeres anfängt. Hier fanden wir Kähne, die auf uns warteten; und man rieth uns, uns bis auf das Hemde auszuziehen, weil das wenigste, was uns begegnen könnte, wäre, daß wir recht eingeweicht werden würden. In der That konnte auch alle Geschicklichkeit der Schwimmer nicht verhindern, daß wir nicht vom Kopfe bis auf die Beine naß wurden. Zum Glücke schmiß der Kahn nicht um; die Schwarzen sprangen heraus, und die, welche am Ufer auf sie warteten, holfen ihnen, so daß der Kahn, und alle, die darinnen waren, auf den Sand gebracht wurden.

Sie werden mich fragen, Madame, was diese Ueberfahrt, wobey so viele Leute unglücklich gewesen sind, so gefährlich macht? Es

sind

sind **drey Wellen**, welche sich, eine nach der andern, an dem Ufer zerstoßen, davon die letzte die gefährlichste ist, weil sie eine so hohe, und weite Oefnung macht, daß sie eine ganze Barke, ehe selbige das Ufer erreicht, bedecken, mit Wasser anfüllen, und in den Abgrund drücken kann. Diese Wellen nehmen einen Flintenschuß weit von der Küste, ihren Anfang; und die Geschicklichkeit der Ruderer besteht darinnen, daß sie geschwind in das Wasser springen, den Kahn auf beyden Seiten halten, und verhüten, daß er nicht umschmeißt. Durch diese Hülfe kommt er so geschwind, als sicher, an das Land. Seit der Zeit, daß die Europäer nach Juida handeln, haben die Einwohner Gelegenheit genug gehabt, sich mit diesem Handgriffe bekannt zu machen; und nunmehr geschieht es selten, daß jemand verunglückt. Die **Schwarzen** tragen viele **Sorgfalt** für die Fremden; und wenn man sich ihrer Anführung überläßt, so ist nicht leicht ein Unglück zu befürchten; allein, was die Waaren anbetrift, so sehr man auch auf selbige Achtung giebt, so ist es doch fast nicht möglich, ihren **Diebereyen** zu entgehen. Sie haben eine Art tiefer Mützen, von Rohre geflochten, worinnen sie eine Kürbis-

flasche von einer Kanne, und einen kleinen Sack von eben der Größe, verbergen können: in selbige verstecken sie den Brandwein, und die Muscheln, welche sie zu stehlen pflegen. Diese Nation hat eine so große Neigung zum Diebstahle, daß, mit Ausnahme einiger Vornehmen, nicht ein einziger ist, vor welchem man nicht auf seiner Huth seyn müßte. In der That sind sie nicht so grausam, und heimtückisch, wie ihre Nachbarn; aber man muß sich desto mehr vor ihrer List in Acht nehmen. Ertappet man sie über der That, so bezeigen sie nicht die geringste Bestürzung, sondern sagen ganz kaltsinnig: „glaubt ihr wohl, „daß wir um das geringe Lohn, das wir bekommen, arbeiten würden, wenn wir nicht „rechneten, uns zu entschädigen?“ Es wäre auch vergebens, sich zu beklagen; denn man erhielte weder den Ersatz, noch Recht.

Wenn die Waaren ausgeschiffet sind, legt man sie unter ein Zelt, das der Capitain am Ufer aufschlagen läßt, wo oben darauf eine Flagge befestiget ist, welche zum Zeichen dienet; denn, obgleich die Weite zwischen dem Schiffe, und dem Zelte nicht groß ist, so ist doch das Getöse derer Wellen, die wider das

Ufer

Ufer stoßen, so entsetzlich, daß man einander, auch vermittelst eines Sprachrohres, nicht verstehen kann.

So bald wir an das Land gestiegen waren, glaubten wir, aus der Hölle in ein irrdisches Paradis zu kommen; denn nichts in der Welt ist mit der Schönheit dieses Landes zu vergleichen. Die Bäume, von besonderer Größe, sind zu allen Jahreszeiten mit dem schönsten Laube bedecket. Die Felder, durch verschiedene Flüsse, und eine Menge Bäche gewässert, sieht man mit Palmen- Tamarinden- Orangen- Feigen- und Bananas-Bäume gezieret. Das Erdreich steigt unvermerkt von dem Ufer, auf zehn oder zwölf Stunden weit, und macht ein großes Amphitheater, wo man von jedem Standpuncte auf das Meer sehen kann. Die Menge Dörfer, die sich in einem so großen Umfange zeigen, das Buschwerk, womit sie umgeben sind, der Anblick des Weltmeeres, welches durch die Stille, oder Bewegung der Wellen beständig verändert wird, geben die vortreflichste Aussicht, die man sich einbilden kann. Keine allzu hohen Berge schränken die Gegend ein. Alles ist, bis nahe an die Häuser, angebauet, besäet, und bepflanzet: der Fleiß der Einwohner

ist

ist so groß, daß sie, den folgenden Tag nach der Aernde, gleich wieder anfangen zu ackern, und nichts, als die gänzlich unbrauchbaren Felder liegen lassen. Das ganze Land überhaupt ist voller **Wohnungen**, so daß es einer einzigen, in verschiedene Quartiere abgetheilten Stadt gleichet, wo die Felder wie wohl unterhaltene Gärten aussehen, und die Dörfer nur einen Büchsenschuß weit von einander liegen.

Unerachtet des sehr kleinen Umfanges enthält das Königreich Juida dennoch viele **Provinzen**. Man zählet ihrer bis auf sechs und zwanzig, welche ihre Namen von den vornehmsten Städten entlehnen, eine jede aber ihren eigenen Souverain hat, der seine Würde erblich führt. Der König, der nur ihr Oberhaupt ist, beherrschet die Provinz **Sabie**, besonders, und die darinnen gelegene Stadt **Sabie**, oder Xabir, ist zu gleich die **Hauptstadt** des ganzen Königreichs. Sie liegt vier kleine Stunden von der See, mitten auf einer großen Ebene, nicht weit von dem Flusse Eufrates; und ist die ordentliche **Residenz** des Königes, und der Europäischen Factore. Eine jede Familie hat ein Stück Landes inne, das mit Mauren umgeben, und mit einer, der

Menge der Einwohner gemäßen Anzahl Hütten angefüllet ist. Alle diese Einfassungen sind durch Zwischenräume abgesondert, die man Gassen nennen könnte, wenn sie nicht zu enge wären; denn kaum können zwey Personen neben einander gehen. Da alle Häuser von Erde sind, solche aber von den Schwarzen um ihre Wohnungen ausgegraben wird, entstehen in der Gegend Löcher, wodurch der Weg, insonderheit bey Nachtzeit, sehr gefährlich wird. Die Einwohner schütten hiernächst allen Unflat hinein, welches einen unerträglichen Gestank in der ganzen Stadt verursachet.

Des Königes Palast hat einen sehr grossen Umfang, und ist mit Mauern umgeben, die durch kleine runde Thürme vertheidiget werden, worinnen Wohnungen für die Leibwache angebracht sind. Man geht durch einen großen Hof hinein, mit Gebäuden eingefasset, in derer einem der Audienz-Saal befindlich ist. Der Thron steht in einer Art von Alcoven, auf einer mit reichen Decken belegten Erhöhung. Das Uebrige des Saals ist mit Matten ausgeschlagen, ohne weitere Meublen, als etliche Armstühle für die Europäer, wenn sie zu der Audienz gelassen werden.

den. Alle diese Gebäude sind nur von einem Stockwerke über dem Erdgeschosse, die Zimmer aber nicht weniger bequem, angenehm, wohl verzieret, und gut ausgetheilet. Die Gemächer für die Weiber liegen in einem abgesonderten Quartiere, jedoch in eben dem Bezirke. Wenn man den Einwohnern glauben darf, so sind dieser **Weiber** wenigstens zwey oder drey tausend, alle zu dem Vergnügen, und Dienste des Monarchen bestimmt. Sie werdee in drey **Classen** getheilet: die erste besteht aus den jüngsten, und schönsten Weibspersonen, und ihre Anzahl ist uneingeschränkt. Diejenige, welche dem Fürsten das erste Kind, männlichen Geschlechts, zur Welt bringt, hat über die anderen alle zu gebieten, des Königs Mutter ausgenommen, welcher jederzeit mit vieler Hochachtung begegnet wird.

Die zweyte Classe begreift die Weiber, welche Kinder von dem Könige gehabt haben, aber wegen Alters, oder Schwächlichkeit, zu seinem Vergnügen nicht mehr tauglich sind. Die dritte, und zahlreichste, enthält diejenigen, welche weder Anmuth, noch Schönheit, noch Jugend haben, und ihr Amt ist, den anderen aufzuwarten, und für ihre Erfordernisse

nisse zu sorgen. Aller Umgang mit Mannspersonen ist ihnen insgesammt verboten; und sie dürfen, ohne ausdrückliche Erlaubniß Sr. Majestät, nicht aus dem Palaste gehen. Der König bedienet sich ihrer zu den schlechtesten und verächtlichsten Verrichtungen; ja er machet sich kein Bedenken, sie in Ermangelung der gewöhnlichen Sclaven, an die Europäer, um die Schiffsladungen vollständig zu machen, zu verkaufen. Man stempelt diese Weiber alsdenn mit dem Zeichen derjenigen Compagnie, die sie kaufet; und der König, ohne sie zu bedauern, schickt sie nach America. Damit ihre Stellen niemals leer bleiben, sind drey Beamte bestellet, welche beständig neue anwerben müssen. Alle Aeltern rechnen sich zu so großer Ehre, das Vergnügen des Monarchen befördern zu helfen, daß niemand sich weigert, seine Frau, Tochter, Nichte, oder Schwester herzugeben, so bald sie nur ein wenig hübsch zu seyn scheint. Diese armen Mägdgen aber genießen kaum ein oder zweymal die Liebkosungen ihres Herrn, so überläßt er sie hernach, Zeit ihres Lebens, einem Verlangen, welches diese unglücklichen Opfer der Liebe niemals weiter stillen können. Sie sind daher auch mehrentheils von

der

der Wahl, die sie nach Hofe rufet, unzufrieden, und die meisten tragen kein Bedenken, sich das Leben zu nehmen, so bald sie hören, zu was für einem grausamen Schicksale sie bestimmet sind.

Diejenigen, welche der Fürst seiner besonderen Zuneigung würdiget, halten sich allemal kniend um ihn, und suchen ihm in dieser Stellung, durch Gespräche, die Zeit zu vertreiben. Findet er eine, die seine Begierden erwecket, rühret er sie sachte an, und klatschet in die Hände: dieses ist ein Zeichen, daß die anderen sich wegbegeben sollen. Diese warten alsdenn, ob er sie zurück ruft, oder ob er andere verlangt; und ein neuer Auftritt veranlasset neues Vergnügen. Wenn er aus seinem Palaste geht, welches selten geschieht, besteht sein **Gefolge** blos in seinen Kebsweibern. Keine Mannsperson darf sich ihnen nähern, oder sie ansehen. Sollten sie Mannsleute, auch in der größten Entfernung, etwa gewahr werden, so rufen sie ihnen zu, stehen zu bleiben, und diese werfen sich so gleich mit dem Gesichte auf die Erde, und bleiben liegen, bis sie vorüber sind. Ein Schwarzer, der eine Frau vom Könige anrührte, es geschehe vor-

setzlicher, oder zufälliger Weise, würde ohne Barmherzigkeit zum Sclavenstande, oder zum Tode, verurtheilet. Derjenige, den seine Bedienung in den Palast rufet, ist verbunden, laut zu schreyen, damit die Weiber benachrichtiget werden, sich zu entfernen. Ein solches Geschrey erwecket unter ihnen die größte Furcht; denn das Gesetz verbietet auch den geringsten Blick.

Die **Häuser** der Großen, und der reichen Privatpersonen in Juida, sind Verhältnißweise eben so verzieret, wie der Palast des Monarchen. Nach dem Beyspiele der Europäer, welche die **Ueppigkeit** in diesem Königreiche eingeführet haben, findet man bey ihnen gute, in unseren Factoreyen unterrichtete Köche; und ihre Tafeln werden eben so manierlich besetzet, wie die unseren. Sie haben Spanische, Canarien, Madera, und so gar Französische Weine, wie wir. Sie trinken feine abgezogene Wasser, und wissen die besten auszusuchen. Confituren, Thé, Caffé, und Chocolate, sind ihnen nicht fremde. Sie haben schöne Wäsche, feines Porcellain, und so gar silbernes Tafelgeschirr. Sieht man bey ihnen noch nicht unsere Kutschen,

Pferde, und Livreen, so muß man solches dem Clima zuschreiben, welches Pferde zu unterhalten, und schwere Kleider zu tragen, nicht schicklich ist; sie wissen sich aber durch andere Pracht zu entschädigen. Sie haben Hamacs, (Hängebetten,) die weit kostbarer sind, von einer viel zierlichern Forme, und von feinerm Geschmacke, als die übrigen auf der Küste. Sie haben auch gewisse Wagen, **Serpentinen** genennt, welche unseren schönsten Vis=a=vis nichts nachgeben. Diese sind mit einem reichen Baldakin bedecket, woran tafftene Vorhänge, mit Franzen und Quasten, auf beyden Seiten hin und wieder spielen, und ihnen viel Annehmlichkeit geben.

Eine nämliche **Pracht** spüret man auch in ihrer **Kleidung**. Die rothe Farbe ist der königlichen Familie eigen; aber alle Personen von Ansehen tragen goldene Ketten, Arm= und Halsbänder, welche zuweilen mit Perlen und Corallen besetzet sind. Wer sollte wohl glauben, daß dieses barbarische Land ein Sitz der Pracht, und des Putzes geworden wäre, wie das unsere? Ein jeder daselbst will mehr zu seyn scheinen, als er ist; mehr Reichthum sehen lassen, als er hat; mehr Geld verthun, als

als er kann; nach einem höhern Range trachten, als er soll. Ein ehrbares, und bescheidenes Ansehen wird daselbst verachtet. Man verlangt ein freches, ungestümes Bezeigen; ja, was bey Schwarzen unglaublich scheint, das Betragen eines Petitmaitre.

Die Europäischen Factoreyen, die hier den Namen der Hotels führen, liegen in der Nachbarschaft des Palastes. Sie umgeben einen großen Platz, wo Markt gehalten wird. Im vorigen Jahrhunderte hatten die Franzosen ein weitläufiges Gebäude dahin gebauet, welches zu Anfange des itzigen im Feuer aufgieng. Um eben diesen Platz hat man kleine Buden errichtet, für Speisewirthe, die allerhand zugerichtetes Fleischwerk verkaufen; und in anderen Barraken haben die Weiber Brod, Reiß, Hirse, Mais, feil. Ein Fremder wundert sich allezeit, Hundefleisch daselbst zu finden, welches die Schwarzen ungemein lieben, ingleichen gebratene Affen, an der Sonne getrocknete Eidexen, Fledermäuse, und grosse Ratten. Bier, Wein, und Brandwein, wird in besondern Schuppen ausgeschenkt. Auf diesen Märkten findet man auch einen Ueberfluß an Tüchern, Leinwand, Wolle, Baum-

wolle, Gewürze, Eisen, blechernen Waaren, an Viehe, Geflügele, und Sclaven. Der Handel mit letzteren beschäftiget die Mannspersonen; alle andere Arten von Waaren aber haben sich die Weiber vorbehalten; und unsere geschicktesten Kaufleute könnten von ihnen Unterricht annehmen, es sey, in der Wissenschaft des Verkehres, oder in der Kunst, Rechnungen zu führen. Die Männer verlassen sich daher auch lediglich auf ihre Geschicklichkeit, und Klugheit. In einem Lande, wo man weder schreiben, noch lesen kann, hält man keine Handelsbücher; und folglich weis man nicht viel vom Credite. Die gangbare Münze besteht in Goldstaube, und in denen Muscheln, wovon ich mehrmals Erwähnung gethan habe: belieben Sie Sich insonderheit des Artikels der Maldivischen Inseln zu erinnern. Die Schwarzen brauchen sie zu ihrem Putze, und bestecken ihre Haare, Kleider, Schürze, damit.

Die **Franzosen** haben verschiedene **Errichtungen** in dem Königreiche Juida gehabt. Außer der, in der Hauptstadt, hatten sie noch eine andere zu Gregoué, einer kleinen Stadt, die zwey oder drey Stunden von Sabi, oder Xabie, liegt. Der Streit, der

zwi-

zwischen dem Schwarzen, Mattheo, und dem Factor Carlof, entstund, bewog letztern, seine Absicht auf diese Landschaft zu richten. Er erhielt vom Könige eine so günstige Aufnahme, und so ausdrückliche Versicherungen eines immerwährenden Schutzes für die Franzosen, daß er kein Bedenken trug, sich daselbst niederzulassen. Er erbauete zu Gregoué ein Fort, das aus vier Bastionen, mit Gräben umgeben, bestund. In den vier Flügeln des Gebäudes waren Wohnungen für die Officiere, Barracken für die Soldaten, Hütten für die Sclaven, und Magazine für die Waaren angebracht. Hundert Schritte von diesem Fort hatten die Engländer auch eine Festung; beyde aber waren wenig haltbar, und konnten zu nichts dienen, als die Factoreyen vor Ueberfällen zu schützen. Für die Fremden ist hier keine andere Sicherheit, als der Nutzen der Schwarzen selbst, die so viel Ueberlegung haben, einzusehen, daß die Erhaltung eines fortdauernden Handels vortheilhafter für sie ist, als eine flüchtige Plünderung. Ohne diesen so wichtigen Bewegungsgrund hätten alle Forts nicht vier und zwanzig Stunden gedauert.

Die Portugiesen, denen man die Entdeckung der Africanischen Küsten zu danken hat, sind die ersten Europäer gewesen, welche in dem Königreiche Juida Errichtungen angeleget haben. Dieser Handlung bemächtigten sich hernach die Engländer, und Holländer; und endlich haben die Franzosen den Vortheil mit Ihnen getheilet. Allein diese Theilung hat besagten Nationen insgesammt geschadet; denn der Preis der Sclaven, der ehedem nur von zehn Pistolen war, ist in den letzten Zeiten auf funfzig gestiegen. Die Franzosen, hauptsächlich aber die Holländer, die durch ihre genaue Wirthschaft, und Sparsamkeit, diese Erhöhung einzubringen wissen, ertragen sie leichter, als die Engländer. Letztere können ohne Rindfleisch, Puntsch, und Pudding, nicht leben; da hingegen der Holländer mit seinem Biere, und Käse, zufrieden ist. Keine Nation handelt mehr, und verthut weniger, als diese: sie schickt überall ihr Bestes hin, und kauft zu ihrem eigenen Gebrauche, was am wohlfeilsten ist; an andere verkauft sie Dinge, die zum Wohlleben gehören, und sie behält für sich nur das Nothwendige.

Auch

Auch die **Maleyen** kommen auf diese Küste der Handlung wegen. Sie machen die Reise zu Lande, und gehen durch ganz Africa. Sie bleiben drey Monate unter Weges, und bringen Ostindische Waaren mit sich, die sie aus Arabien ziehen. Man hält sie ursprünglich für Einwohner der Halbinsel Malacca; seit dem aber ihr Land von den Holländern weggenommen worden ist, haben sie sich wider diese Unterdrückung zu retten gesuchet, und an verschiedene Oerter geflüchtet, hauptsächlich an die Mündung des rothen Meeres, in die Gegend des Cap Guardafu. Etliche dieser Fremden habe ich gekennet, und mich dünket, eine besondere Neigung zu den Franzosen an ihnen bemerket zu haben. Es ist ein sanftes, höfliches, die Gerechtigkeit liebendes Volk. Ihre Religion ist die nämliche ihrer ehemaligen Landesleute, das heißt, die Mahometanische. Sie haben sonst keine Aehnlichkeit mit den Schwarzen; und man erkennet sie, sowohl an ihrer Gesichtsfarbe, die mehr braun als schwarz ist, als an ihren langen Haaren, und an der Anständigkeit ihrer Kleidung.

Außer denen Märkten, davon ich gesaget habe, giebt es in dem Königreiche Juida

noch verschiedene große Messen; vornehmlich aber in dem Fürstenthume Aploga. Der Zusammenlauf daselbst ist so groß, daß sich ordentlich fünf bis sechs tausend Kaufleute einzufinden pflegen. Selbst die Weiber des Königes haben die Erlaubniß, die Messen, welche in der Nähe der Hauptstadt, auf freyem Felde, gehalten werden, zu besuchen. Sie bringen Stoffe, und andere Arbeit ihrer Hände, dahin. Die Polizey an diesen Oertern ist vortreflich, und die geringste Unordnung bleibt nicht ungestraft. Ein Richter, in Begleitung einer wohl bewafneten Wache von vier Mann, hat das Recht, alle Waaren zu beschauen; er untersucht alle Streitigkeiten, entscheidet sie auf der Stelle, und diejenigen, welche überführet werden, daß sie gestohlen, oder die Handlung gestöret haben, verurtheilet er zu Sclaven. Eine andere obrigkeitliche Person hat den Auftrag, die Münzsorten zu beobachten; sie untersuchet die Schnuren, woran die Muscheln gereihet sind, die aus vierzig Stücken bestehen müssen, und findet man eine zu wenig, so ist die ganze Schnure, zum Vortheile des Königes, verfallen.

Ich will von der Figur, Leibesgestalt, Gemüthsbeschaffenheit, und dem Verstande der

Schwar-

Schwarzen in Juida nichts sagen. Ueberhaupt genommen, unterscheiden sie sich von andern, unter eben der Himmelsbreite, wohnenden Africanern, wenig: doch sind sie höflicher, geselliger, freygebiger, und ehrerbietiger gegen ihre Oberen. Sie würden für ein Verbrechen halten, sich in letzterer Gegenwart niederzusetzen, ja nur stehend zu halten: wenn selbige vorbeygehen, oder mit ihnen reden, ist der Gebrauch, nieder zu knieen, dreymal die Erde zu küssen, und niedergebückt liegen zu bleiben, bis jene vorüber sind. In eben der Stellung erscheinen die Kinder vor ihrem Vater, und die Weiber vor ihren Männern. Der Obere giebt ihnen eine höfliche Antwort, schlägt sachte in die Hände, und mit einem Versicherungsgrusse seines Schutzes geht er fort. Wenn zwey Personen gleiches Standes einander begegnen, fallen beyde auf die Kniee, grüßen sich durch Händeklatschen, und wünschen einander Gesundheit, und Wohlergehen. Sollten sie einander in einem Tage auch zwanzigmal begegnen, so würden sie diese Höflichkeit doch niemals unterlassen. Die Chineser selbst treiben das Ceremoniell nicht weiter, und beobachten es mit nicht mehrerer Genauigkeit. Die geringste Nachläßigkeit dieser Ge-

bräuche wird mit Geldbuße bestrafet. Wenn ein Mann von Ansehen nieset, so fallen alle Herumstehende nieder, und wünschen ihm Wohlseyn. Kurz, alle Pflichten der Höflichkeit, und Unterthänigkeit, werden hier genauer in Acht genommen, als bey den gesittetesten Völkern in Europa. Ein Adelicher, der Willens ist, einem Manne, der ein Amt hat, einen Besuch abzustatten, läßt um Erlaubniß fragen; und wenn er sie erhalten hat, begiebt er sich mit einem zahlreichen Gefolge, und unter Musik, auf den Weg, und läßt sich am Ende des Zuges in seinem Hamac durch zwey Sclaven tragen. Ist er angelanget, so höret die Musik auf, er tritt an der ersten Thüre des Hauses hervor, und wirft sich mit seinem ganzen Gefolge nieder. Die Bedienten, die ihm entgegen kommen, thun ein gleiches, und man nöthiget einander lange Zeit, wer zuerst wieder aufstehen soll. Er geht endlich in den ersten Hof; und wenn er in das Audienzzimmer geführet worden ist, fängt er seine Knieverbeugungen, Complimente, sein Niederfallen, und seine Grüße, von neuen an. Aus dem Hause begiebt er sich eben so weg, wie er hinein gegangen ist, und seinen Rückweg,

nimmt er in eben der Ordnung, wie er gekommen ist.

Der **Fleiß**, und die Liebe zur Arbeit, sind Tugenden, welche beyden Geschlechten eigen sind. Die Männer verrichten die grobe Arbeit; und das, was anderwärts Esel, Ochsen, Maulthiere, Pferde, Rennthiere, Kameele thun, ist hier den Männern zugetheilet. Die Weiber, derer Hände zärtlicher sind, spinnen Baumwolle, verfertigen Stoffe, Matten, Körbe, und richten das Essen zu. Der Lohn der Arbeitsleute ist geringe; sie wollen aber zum voraus bezahlet seyn. Uebrigens wissen sie sich durch Stehlen zu erholen, und man hält sie in dieser Kunst für geschickter, als die erfahrensten Spitzbuben in Paris.

Der Umgang mit den Sclaven ist die einzige **Beschäfrigung der Reichen**, und die Gesellschaft der Weiber ihr größter Zeitvertreib. Die Anzahl der letzteren ist uneingeschränkt, und ein jeder Privatmann kann ein Serail haben: es wird ihm dieses auch nicht beschwerlich, denn alle Weiber müssen ihren Unterhalt durch Arbeit verdienen. Ein Mägdgen, das sich durch **Galanterien** bekannt gemacht, ja verschiedene Proben ihrer

Frucht=

Fruchtbarkeit gegeben hat, erlangt desto eher einen Freyer. Niemand befürchtet zu viele Kinder, denn sie sind der Aeltern Reichthum; und die Unfruchtbarkeit wird als der größte Fehler, den man einer Frau vorwerfen kann, angesehen. Das weibliche Geschlecht ist hier zu Lande von so verliebtem Temperamente, daß auch das schärfste Gesetz ein schwacher Riegel wider ihre Begierden seyn würde. Daher haben auch die Mägdgen die Freyheit, sich ihren Liebhabern zu überlassen, ohne Vorwürfe zu befürchten; und weil sie hiernächst berechtiget sind, sich ohne Einwilligung ihrer Aeltern zu verheurathen, dürfen sie nicht, wie bey uns, diejenigen Jahre erwarten, wo die Natur die beste Zeit ihrer Fruchtbarkeit verloren hat.

Die, welche sich einem lüderlichen Leben öffentlich widmen, halten sich an den Landstraßen in kleinen dazu bestimmten Hütten auf. Sie müssen nach der Reihe gewisse Tage in der Woche daselbst bleiben, und den Vorbeygehenden zu Dienste seyn. Da das Land sehr volkreich ist, und die verheuratheten Weiber eingezogen leben, fehlt es diesen Creaturen nicht an Kundschaft. Man behauptet, die Beliebtesten sähen in einem Tage bis dreyßig Manns-

personen. Der ordentliche Preis ihrer Gunst ist drey kleine Muscheln, welche zusammen ohngefähr einen Pfennig unsers Geldes ausmachen. Die Andächtigen unter den vornehmen Weibern, wenn sie auf dem Sterbebette sind, lassen dergleichen Mägdgen kaufen, um ohne Entgeld an diesen lüderlichen Oertern zu dienen, und bilden sich thörichter Weise ein, daß es eben so verdienstlich sey, zu dem Vergnügen der Armen, als zu ihren übrigen Bedürfnissen beyzutragen.

Die **Weiber** werden zeitig **Mütter**, hören aber auch bald auf, Kinder zu zeugen. Ihre Anzahl, in diesem Theile von Guinea, übersteigt die Anzahl der Männer so weit, daß, unerachtet sie nicht sonderlich fruchtbar sind, man dennoch Väter sieht, die bis zweyhundert Kinder haben. Ein Schwarzer von einigem Ansehen, der ihrer nur funfzig hat, beklagt sich über sein Schicksal; und vor einiger Zeit erzählte man mir, daß ein Unterkönig seinen mächtigen Feind mit keinem andern Beystande, als mit seinen Söhnen, Enkeln, und ihren Sclaven, zurückgetrieben habe. Diese Familie, sagt man, bestund aus zwey tausend Personen, die Weiber, und eine ziemliche

Menge

Menge verstorbener Kinder, ungerechnet. Man darf sich über diese erstaunende Bevölkerung nicht wundern, in einem Lande, wo das Kinderzeugen der einzige Zweck des gesuchten Vergnügens ist; wo die schönsten Jahre eines Mägdgens nicht hingehen, auf einen Mann zu warten, den sie oftmals nicht bekommt; wo das Verlangen, für eine Jungfer angesehen zu werden, ohne der Wollust zu entsagen, den Stoff zur Erzeugung nicht vernichtet; wo eine Frau, die mit dem einen Manne keine Kinder bekommt, das Recht hat, einen andern zu wählen, von dem sie schwanger wird; wo nichts wider die Natur vorgeht, weil man der weisen Natur das einräumet, was sie verlanget; wo die Leichtigkeit, mit der man sich verheurathet, und einander wieder verlassen kann, macht, daß jedermann heurathet; und wo endlich die Zeit der Liebe ihrem Vergnügen gänzlich gewidmet wird.

Den Weibern, wenn sie ihre gewöhnlichen Beschwerungen haben, ist bey Lebensstrafe verboten, in des Königes Palast zu treten. Sie müssen so gar ihres Mannes Haus verlassen, und so lange sie in diesen Umständen sind, alle Gesellschaft der Mannspersonen mei-

meiden. Eine abgesonderte Hütte in einer Ecke des Hofes, oder Gartens, ist der Ort, wo sie sich hin begeben; und aus diesem Gefängnisse gehen sie nicht eher heraus, als bis sie sich sorgfältig gewaschen, gereiniget, und gesaubert haben.

Ich bin, u. s. w.

Sabi, den 23 July, 1753.

Der 176 Brief.

Fortsetzung von Juida.

Von dem Gottesdienste in diesem Lande, ob er gleich, überhaupt genommen, von der anderen Schwarzen ihrem wenig unterschieden ist, will ich doch einige besondere Umstände, in Ansehung der großen Schlange, anführen, welche als die mächtigste Gottheit im Reiche angebetet wird. Verschiedene Personen, welche dieses Thier gesehen zu haben vorgeben, haben mir folgende Beschreibung davon gemacht. „Sie ist ohngefähr sieben oder acht Fuß lang, und zwölf

oder

oder funfzehn Zolle dick. Der Kopf ist groß und rund, die Zunge kurz und spitzig, die Augen feurig und vorliegend, der Schwanz klein, und geht spitzig zu. Von Farbe ist sie gelb, mit braunen und blauen Streifen über den ganzen Leib. Sie kriecht langsam; und ist so wenig böse, daß sie nicht einmal sticht, wenn man auf sie tritt. Ihren Zorn läßt sie nur wider giftiges Ungeziefer, und wider Ratten aus, mit denen sie in beständigem Kriege lebt. Sie geht auf sie los, wo sie sie antrift, und man sollte glauben, sie machte sich ein Vergnügen, die Menschen vor der Schädlichkeit dieser Thiere zu schützen. Die Schwarzen haben für diese Art Schlangen eine solche Hochachtung, daß wenn sie eine antreffen, sie sie mit Ehrerbietung aufheben, in ihre Häuser tragen, und ganz besonders für sie sorgen. Wer eine solche Schlange tödete, oder nur verwundete, wäre der Wuth des ganzen Volkes ausgesetzet. Die Europäer müssen sich, ihrer eigenen Sicherheit wegen, in diesem Punkte nach den hergebrachten Meynungen richten; oder, wagen sie auch zuweilen, darüber zu scherzen, so gehen die Schwarzen weg, um diese vermeyntlichen Gotteslästerungen nicht anzuhören. Wenn Feuer in einem

Hause

Hause entsteht, und eine solche Schlange das Unglück hat, zu verbrennen, geräth die ganze Gegend in Bestürzung. Ein jeder, bey einer so traurigen Nachricht, stopfet sich die Ohren zu, und bezahlt eine gewisse Summe, als eine sich selbst auferlegte Strafe, wegen der wenigen Sorgfalt, die man für die Erhaltung seines Gottes angewendet hat. Die große Achtsamkeit für diese Thiere macht, daß sie sehr zahm, und höchst beschwerlich werden. Sie kriechen in die Betten, legen ihre Eyer dahin, und brüten sie aus; ja sie würden gar bald das ganze Land mit Schlangen anfüllen, wenn die Schweine, ohne Achtung für die Gottheit, nicht eine große Menge davon verzehrten. Diese Thiere sind daher auch bey der Nation höchstens verabscheuet, insonderheit seit einem Befehle vom Hofe, der sie insgesammt zum Tode verdammet.

Der Ursprung eines so sonderbaren, und lächerlichen Gottesdienstes ist unbekannt. Die Schwarzen erzählen, daß da diese Schlange in ihrem eigentlichen Lande, wegen der Bosheit der Einwohner, nicht hätte bleiben wollen, sie ihren Aufenthalt bey ihnen gesuchet habe. Sie hätten sie mit den größten Eh-

renbezeugungen aufgenommen, in eine seidene Decke gewickelt, und in einen Tempel getragen. Man setzte zu ihrer Wartung Priester ein; man widmete ihrem Dienste die schönsten Mägdgen; und dieser neue Fetische gewonn gar bald die Oberhand über alle ältere Gottheiten. Die Nachkommenschaft dieses edlen Thieres hat sich sehr vermehret, und die guten Eigenschaften der ersten Schlange sind nicht ausgeartet. Aber unter der großen Menge ist allezeit eine, die man als die vornehmste ansieht, und ihr besondere Ehre erweiset. Der Pöbel glaubt, es sey noch eben dieselbe, welche vergöttert worden ist; er hält sie für den Urheber aller itzt lebenden, und wenn sie stirbt, wissen die Priester, damit dieser Verehrung nichts abgehe, eine andere von eben der Gestalt an ihre Stelle geschickt unterzuschieben. Ihre Wohnung ist kostbar; sie wird mit den niedlichsten Speisen gefüttert; und von den Händen der schönsten Mägdgen bedienet. Der König macht ihr die reichsten Geschenke; und ehedem kam er alle Jahre in Person, mit einem großen Aufzuge, sie zu besuchen; aber da die Kosten zu groß, und die Pilgrimschaft zu beschwerlich, geworden sind, hat er für gut gefunden, sie einzustellen. Er begnüget sich,

seine

seine Hofbediente an sie abzuschicken, ohngefähr so wie unsere vornehmen Herren, welche bey den Fronleichnams-Proceßionen sonst selbst gegenwärtig waren, itzt aber ihre Livreebedienten schicken. Das gemeine Volk, andächtiger als man bey Hofe ist, hat von seiner Verehrung für dieses vergötterte Thier nichts verloren.

Die **Priester** tragen ihrerseits alles mögliche bey, um eine Leichtglaubigkeit zu unterhalten, die sie in den Stand setzt, ihrer Unkeuschheit, und ihrem Geitze, Genüge zu leisten. Sie haben es dahin gebracht, daß die Einwohner glauben, das heilige Thier bekomme zu einer gewissen Zeit im Jahre **Neigung** zu jungen **Mägdgen**, und wähle alsdenn allezeit die Schönsten. Um seine Liebe anzukündigen, erscheint es ihnen bey Nachtzeit, berührt sie mit der Spitze seines Schwanzes, und flößt ihnen eine solche **Wuth** ein, die mit der Raserey der Bachantinnen nur zu vergleichen ist. Diese Mägdgen zerbrechen und zerreißen alsdenn alles, was ihnen unter die Hand kommt; sie ziehen ihre Kleider aus, fangen ein unsinniges Geheul an, fallen die Vorbeygehenden an, und zwingen ihre Ael-

tern, sie von aller Gesellschaft zu entfernen. Dieses ist der Augenblick, wo die Priester ihrer erwarten. Man führet sie in ein, zu dieser Absicht neben dem Tempel erbauetes Haus, wo die Priester die einzigen Wächter sind. Hier bleiben sie mit ihnen eingeschlossen, bis sie ihren Verstand wieder erlangt haben; und diese Cur braucht mehr oder weniger Zeit, nach Beschaffenheit der Liebe, die sie der Gottheit, oder vielmehr ihren Dienern, eingeflößet haben. Während dieser Zeit schicken ihnen die Aeltern alles, was sie sowohl zu ihrer, als zu der Priester Unterhaltung, denen diese wichtige Cur anvertrauet ist, nöthig haben. Die Aeltern sind überdieß verbunden, eine gewisse Summe für die Wohnung, und die Sorgfalt, die man für ihre Töchter gehabt hat, zu bezahlen; und da die Menge dieser Kostgängerinnen ansehnlich ist, bringt sie den Dienern der großen Schlange unsägliches Geld ein.

Wenn ein **Mägdgen** von der kriechenden Gottheit noch nicht **berühret** worden ist, es sey nun, daß es keine Neigung für die Priester gehabt hat, oder daß sie sonst ihren wachsamen Begierden entgangen ist, so suchen sie, eine heimliche Unterredung mit ihr anzu-

stellen,

stellen, verführen diese junge, unschuldige Leichtgläubige mit vieler Kunst, und bereden sie, sich anzustellen, als wäre sie närrisch. Von diesem Augenblicke an ist sie in ihrer Gewalt, und wird ein Opfer ihrer unersättlichen Lüste. Das Ansehen, das ihnen ihr Stand giebt, macht, daß ihre Betrügereyen nicht entdecket werden; hiernächst befinden sich diese Mägdgen auch so wohl dabey, daß sie keine Ursache haben, etwas zu offenbaren. Es giebt allezeit einige unter den Schwarzen, die vernünftig genug sind, den Betrug einzusehen; sie begnügen sich aber, heimlich darüber zu lachen; denn rathsam wäre es für sie nicht, dem Volke den Irrthum benehmen zu wollen.

Es geschieht öfters, daß die **Weiber** selbst, wenn sie ihrer Männer überdrüßig sind, oder sich in die Priester verliebt haben, vorgeben, sie wären von der Schlange **gestochen** worden, und ihre Zuflucht zu dem grossen Hülfsmittel nehmen. Ein Mann, der seine Frau eingeschlossen hatte, um sie selbst zu heilen, wurde durch die Priester vergiftet. Ein anderer hatte seine Frau bey der Hand genommen, als wenn er sie nach dem Tempel führen wollte, und führte sie zu Kaufleuten,

die ihre Schifsladung von Sclaven auf der Küste machten. Als diese Frau sah, daß ihr Mann sie wirklich verkaufen wollte, fiel sie ihm zu Füßen, bat um Vergebung, und versprach, sie wollte nicht mehr närrisch werden. Zum Glücke kam diese Begebenheit nicht vor die Priester; sie hätte dem Manne das Leben gekostet.

Beyde Geschlechte ohne Unterschied, werden zu dem Religionsdienste genommen, und die **Aufnahme** der **Weiber** in den **Priesterorden** geschieht folgendergestalt. Die ältesten Weiber mit Keulen bewafnet, gehen aus dem Tempel in die Stadt, laufen durch alle Gassen, und schreyen: haltet auf, und nehmt weg. Alle junge Mägdgen, von acht bis zwölf Jahren, die sie habhaft werden können, gehören ihnen von Rechtswegen; nur dürfen sie nicht in die Häuser dringen; wollte sich aber jemand auf der Gasse widersetzen, käme er mit dem Leben nicht davon, denn die Priester sind allezeit gegenwärtig, und helfen. Diese alten Furien führen ihre junge Beute mit sich in ihre Hütten, schließen sie ein, unterrichten sie, und prägen ihnen das Zeichen der großen Schlange auf den Leib. Letztere Verrichtung verursachet diesen armen kleinen

Crea=

Creaturen ungemeine Schmerzen, und macht, daß sie entsetzlich schreyen. Wenn sie genug unterrichtet, und ihre Wunden geheilet sind, so schickt man sie ihren Aeltern wieder; kündiget ihnen aber zugleich an, daß der Gott, der sie bezeichnet hat, ihnen die grausamsten Martern anthun würde, wenn sie seine Geheimnisse jemals offenbareten. In ihrem vierzehnten Jahre macht man Anstalt, sie mit dem großen Fetische zu vermählen, wodurch sie zu gleicher Zeit seine Gemahlinnen, und seine Priesterinnen werden. Man putzet sie auf das schönste an, und führt sie die Nacht über in einen Keller, wo sie junge Schlangen finden, die sie Auftragsweise heurathen. Während daß die Heurath vollzogen wird, tanzen und singen die anderen Priesterinnen unter dem Lärmen von Musik, damit niemand höre, was unterdessen vorgeht. Die Wirkung dieser Art von Verbindungen ist allezeit die Vermehrung des menschlichen Geschlechts. Von diesem Tage an nehmen diese Mägdgen einen unerträglichen Stolz, und Ubermuth an sich; nicht, als ob es schwer sey, sie zu heurathen, denn sie werden wenig gesuchet, weil sie von ihren Männern unendlichen Respect verlangen, und diese nicht anders, als kniend mit ihnen reden

dürfen. Sie bekommen daher auch keine anderen Männer, als unverständige, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen, wenn sie von den jungen Priestern keine Gefälligkeiten mehr zu erwarten haben. Diejenigen, welche keine Gelegenheit zum Heurathen finden, bieten alsdenn ihre Gunst öffentlich feil; und zum Uebermaase von Schändlichkeit, treibt man mit den Jüngsten ein ordentliches Gewerbe. Die alten Priesterinnen, derer Aufsicht sie anvertrauet sind, wissen diese unschuldigen Kinder zu überreden, daß es der Wille der Schlange sey, sich dieser oder jener Mannsperson, die sie beschreiben, zu überlassen; und dieses ist allezeit diejenige, die am meisten bezahlet; dabey machen sie diesen jungen Schülerinnen Hofnung, daß sie für ihre Gefälligkeit unaussprechliches Vergnügen haben würden.

In allen Gegenden des Königreiches sind **Tempel**, zur Wohnung, und zum Unterhalte dieser **Schlangen** erbauet: der berühmteste ist etliche Meilen von der Hauptstadt. Ein jeder Tempel hat seinen Priester, oder Priesterinn, zuweilen auch beyde zugleich, welche von den Opfergeschenken leben, und die Fragen der Anbeter beantworten. Sie stehen un-

ter

ter einem **Oberhaupte**, dessen Gewalt der königlichen beykommt. Das Volk bildet sich ein, dieses Oberhaupt habe die Ehre mit dem großen Fetischen umzugehen, und sey im Stande, so viel Böses auszurichten, als der Monarch Gutes thun könne. Dieser oberste Priester ist der einzige, der das Recht hat, in das geheime Zimmer der kriechenden Gottheit zu gehen. Die übrigen Priester, derer Menge unzählich ist, stehen unter seinem Gebote; und seine Würde ist erblich. In dem untern Priesterstande erben die Söhne ebenfalls ihrer Väter Würde.

Auf eben solche Art ist die **Erbfolge** in der **königlichen** Familie eingerichtet. Das Königreich kommt auf den ältesten Sohn; es müßten denn die Großen aus wichtigen Ursachen genöthigt werden, einen seiner Brüder zu wählen. So bald der Thronfolger gebohren ist, wird er auf die Gränze geschickt, und daselbst, ohne einige Kenntniß seiner Geburt und Ranges, wie eine Privatperson erzogen. Diejenigen, denen er anvertrauet wird, erziehen ihn als ihr eigenes Kind; und der zu Anfange dieses Jahrhundertes auf dem Throne sitzende Fürst hütete die Schweine eines

Schwarzen, den er für seinen Vater hielt, als die Großen des Reichs kamen, und ihn für ihren Souverain erkenneten.

So bald der **Tod** eines **Königes** ruchtbar wird, sind alle Gesetze, alle Ordnung, und Regirung, bis zu der Krönung seines Nachfolgers, gleichsam aufgehoben: es ist diese Nachricht ein Zeichen der Freyheit für die ganze Nation. Wer seinem Hasse, oder anderen Leidenschaften, ein Genüge thun will, wählt diese Zeit der Zügellosigkeit, um alle Arten von Ausschweifungen zu begehen. Diebstahl, Rache, Schändung, Mord, bleiben ungestraft. Die Vornehmen, und die Europäer, getrauen sich nicht auszugehen, als unter einer zahlreichen Bedeckung; und alle vernünftige Leute verschließen sich in ihren Häusern. Um diesen Abscheulichkeiten ein Ende zu machen, eilet man, dem Volke anzukündigen, daß der Thron besetzet sey. Alsdenn bekommen die Gesetze ihre Kraft wieder, die Handlung lebt von neuem auf, die Märkte werden geöfnet, und ein jedes kehrt zu seiner Arbeit zurück.

Die erste Sorge des neuen Königes ist, den **Leichnam** seines Vaters zur **Erde** zu

be-

bestatten; mit selbigem aber werden, wie an allen Höfen der Barbaren, seine Weiber, Hofbedienten, und Sclaven, lebendig begraben. Der **Liebling** des verstorbenen Fürsten, ist der erste, dem dieses grausame Schicksal wiederfährt. Der Stand dieses Mannes ist sonderbar. Er bekleidet keine Bedienung am Hofe; er hat nicht einmal die Erlaubniß daselbst zu erscheinen, er müßte denn eine Gnade auszubitten haben. Er wendet sich in solchem Falle an den obersten Priester, der Sr. Majestät Nachricht davon giebt, und alle seine Bitten werden ihm gewähret; doch ist er so vorsichtig, keine, als billige, zu thun. Uebrigens hat er eine Menge Vorzüge, die ihm vieles Ansehen erwerben. Er ist von allen Arten von Abgaben, und Arbeit befreyet; und auf dem Markte nimmt er alles, was er zu seinem Gebrauche nöthig hat. Diese Freyheit, nebst denen Respectsbezeigungen, die er von dem Volke empfängt, könnten sein Leben glücklich machen, wenn es nicht durch die beständige Erinnerung des ihn drohenden schrecklichen Schicksales verbittert würde; denn, nach dem Tode des Königes, ist sein Kopf allezeit der erste, welcher fällt.

Auf die Leichenbestattung des Fürsten folgt die **Krönung** seines Nachfolgers. Jedesmal ist es einer der Großen des Königreiches Ardra, der dieser Ceremonie vorstehet. Die Europäer sind berechtiget, ebenfalls dabey zu erscheinen; und der König selbst ladet sie dazu ein. Sie haben ihre angewiesenen Sitze, und dürfen sich bedecken, ausgenommen die Portugiesen, die sich stehend halten, und unbedeckt bleiben müssen. Ein sehr erniedrigender Umstand für diese Nation, derer Ansehen an dem Hofe von Juida so gefallen ist, daß wenn die Schwarzen einen Portugiesen beleidigen, er sie nicht schlagen darf; da hingegen ein Franzose, an dem ein Schwarzer sich zu vergreifen unterstünde, das Recht hätte, ihn zu töden.

An dem zur **Krönung** bestimmten Tage, versammeln sich die Großen des Königreiches, und ihre, während dem erledigten Throne, gemachten Einrichtungen werden vor allen Dingen auf das feyerlichste gut geheißen. Eine General-Salve aus dem groben Geschütze benachrichtiget das Publicum davon, und ein darauf folgendes Freudengeschrey erfüllet die ganze Stadt. Selbiges verbreitet sich so geschwind von Dorfe zu Dorfe, daß

es in diesem so volkreichen Staate an die von der Hauptstadt entlegensten Oerter, in weniger als einer Stunde kommt. Alle Welt ist alsdenn in Bewegung, so daß man jedermann berauscht zu seyn glauben sollte. Man muß allem Schlafe entsagen, und dem Strome folgen, der in nichts, als in einem übertriebenen Lärmen von Freudenbezeigungen, und Feyerlichkeiten besteht. Der **Fürst von Ardra**, dessen Familie von undenklichen Zeiten im Besitze ist, die **Krönung** zu verrichten, hält einen prächtigen Einzug, und wird mit allem nur ersinnlichen Respecte bedienet. Die Weiber des Königes warten ihm bey der Tafel auf; er redet mit dem Könige, ohne nieder zu fallen; und stattet bey keinem der Großen im Lande den Besuch ab. Diese, nebst dem Volke, und den Priestern, beschäftigen sich unterdessen, Proceßionen in dem Tempel der großen Schlange zu halten, um zu erbitten, daß der neue Regent mit Gütigkeit herrsche, die Handlung blühend mache, die Gesetze beobachten lasse, und die öffentliche Freyheit aufrecht erhalte.

Eine neue Salve von Canonen machet die **Ankunft des Monarchen** kund. Dieser Fürst begiebt sich aus seinem Palaste unter

Be-

Begleitung seiner Weiber, die mit allen Zierrathen der Krone geschmücket sind. Er selbst ist mit dem, was nur kostbar ist, bedecket, geht in diesem Aufzuge durch die Höfe, und setzt sich auf seinen Thron. Selbiger besteht in einem großen vergoldeten Armstuhle, an welchem das Französische Wappen noch zu sehen ist, welches deutlich genug anzeiget, daß er von der Compagnie zum Geschenke gegeben worden ist. Zwey königliche Zwerge, die vor dem Monarchen stehen, stellen wechselsweise Sr. Majestät die guten Eigenschaften des verstorbenen Regenten vor, und ermahnen ihn, dessen Beyspiele zu folgen. Der Fürst von Ardra nähert sich hierauf dem Throne, und begrüßet den König durch eine blose Verbeugung. Er nimmt alsdenn den Helm, welchen der König auf dem Kopfe hat, wendet sich gegen das Volk, und sagt: „hier ist euer Souverain, seyd ihm treu.“ Nachdem er; diese Worte dreymal wiederholet, und den Helm dem Könige wieder aufgesetzet hat, macht er Sr. Majestät eine tiefe Verbeugung. Die Canonen, das kleine Gewehr, die Musik, das Händeklatschen, fangen vom neuen an, und der Monarch, unter dem Zurufe, und Freudengeschreye des Volkes, kehrt nach

seinem

seinem Palaste zurück. Die Kleider, und die übrigen Zierrathen, welche er bey dieser Gelegenheit getragen hat, gehören dem Fürsten von Ardra; dieser aber begnügt sich mehrentheils mit einem Geschenke. Er kann sich auch nach den Feyerlichkeiten nicht länger als drey Tage in Juida aufhalten. Das Fest endiget sich mit einer Proceßion in den Tempel der Schlange.

Jedermann, selbst die **Großen**, selbst die Unterkönige, **reden** mit dem Könige nicht anders, als **kniend**; allein diese Unterthänigkeit hat nur den Schein; ihre **Unabhängigkeit** ist größer, als in anderen Ländern. Sie theilen die Regirung mit dem Souveraine, und bekriegen einander, ohne daß er seine Gewalt dabey darf geltend machen. Wenn sie bey ihm Audienz haben, und es sollte etwas widriges für sie zu befürchten seyn, würden ihre Leute die Schranken des Palastes sprengen, und den der königlichen Majestät schuldigen Respect vergessen.

Die **Europäer** fallen vor diesem Fürsten nicht nieder; sie **grüßen** ihn auf die Art, wie es in ihrem Lande bey Personen von Ansehen gebräuchlich ist. Der Monarch empfängt

pfängt sie freundlich, nimmt sie bey der Hand, nöthigt sie, sich zu setzen, trinkt ihre Gesundheit, und wenn es der erste Besuch ist, den sie ihm machen, so werden sie beym Weggehen mit fünf oder sechs Canonenschüßen beehret. Dem Gebrauche nach bleiben sie während der ganzen Audienz mit unbedecktem Haupte; nicht als ob der Fürst dieses Zeichen von Unterthänigkeit verlange, man weis aber, daß er es gern sieht. Auch die Degen läßt man an der Thüre, weil er nicht liebt, daß man bewafnet vor ihm erscheine.

Der König von Juida **speißt** niemals in Gegenwart seiner Unterthanen; und niemand weis, an welchem Orte des Palastes er die **Nacht** zubringt. Ich fragte einen seiner Hausofficiere, wo des Fürsten **Schlafgemach** sey? Anstatt der Antwort, that er mir die Frage: „wo glauben Sie wohl, daß Gott schlafe? Es ist eben so leicht, das eine, als das andere, zu wissen.“ Man läßt auch das Volk bey dieser Unwissenheit, um alle Gefahr von dem Monarchen abzuwenden; denn sollte man ihm nach dem Leben trachten wollen, so wüßte man ihn nicht zu finden.

Seine **Einkünfte** sind ansehnlich: sie bestehen in dem Ertrage der Domainengüter,

in den Abgaben von den Kaufmannswaaren, in den Geschenken, die er von den Europäern bekommt, in Strafen, in eingezogenen und verfallenen Gütern. Diese Einnahmen geschehen, wie in Frankreich, durch Leute, die eben so verhungert, als unnütz sind; die in den Quellen nicht anders zu schöpfen wissen, als sie nur zu vertrocknen, und die den Fürsten durch ihre Raubereyen nicht weniger ruiniren, als das Volk durch ihre Drangsale unterdrücken. Aller dieser Plünderungen unerachtet, wäre der König von Juida einer der mächtigsten Monarchen von Africa, wenn er nicht immer in Krieg verwickelt wäre, wenn er den übermäsigen Aufwand seiner Hofhaltung einschränkte, und die Priester der großen Schlange nicht den größten Theil der Reichthümer des Staates wegnähmen.

Die **höchste Gewalt** im Lande kommt auf den Willen des Souverains, und der Großen des Königreiches, an. Die Stellen, welche der Fürst vergiebt, sind in drey Classen eingetheilet: die erste begreift die Unterkönige, und Statthalter der Provinzen: diese befehlen in ihren Bezirken mit eben solcher Gewalt, und haben einen eben so glänzenden Hof-

staat, als der König. In der zweyten Classe stehen die Oberhauptleute, und in der dritten, die ordentlichen Hauptleute, als der Hauptmann über das Marktwesen, über die Sclaven, Gefängnisse, über das Ufer, über die Fremden, u. s. f. Der Staatsrath versammelt sich nur bey Nachtzeit, es müßte denn eine dringende Nothwendigkeit Anlaß geben, von dieser Gewohnheit abzugehen.

Keine anderen **peinlichen Gesetze** sind in diesem Königreiche eingeführet, als wider Hauptverbrechen; und dahin wird nur Mord gerechnet, und Ehebruch mit den königlichen Weibern. Letztere Strafe ist nicht beniemet, sie ist aber allezeit grausam. Zuweilen schneidet man dem Beschuldigten, in Gegenwart seiner Mitschuldigen, denjenigen Theil ab, der ihn straffällig gemacht hat, und er selbst muß ihn in das Feuer werfen. Hernach wird eine Grube, vier oder fünf Fuß tief, in die Erde gemacht, in deren Mitte man die Frau, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einen Pfahl befestiget. Alle ihre Gefährtinnen, geputzt wie an großen Festen, gehen aus dem Palaste, unter Musik von Flöten, und Trommeln. Eine jede trägt auf dem Kopfe einen

einen großen Topf mit siedendem Wasser, und gießt ihn auf die Unglückliche, welche unter der größten Marter ihren Geist aufgiebt. Der Liebhaber wird an einem Spies gestecket, und die nämlichen Weiber tragen Reisbündel herzu, um ihn zu braten. Ein junger Mensch, den man in ein Mägdgen verkleidet, in dem Serail antraf, wurde Augenblicklich zur Hinrichtung weggeführet. Als er auf den Richtplatz kam, und sah, daß verschiedene von denen, die sich vorher nur allzu geneigt gegen ihn erzeiget hatten, sehr eifrig waren, Holz zu seinem Scheiterhaufen herbey zu tragen, fieng er an zu lachen. Er erklärete den Anlaß seiner Verwunderung, da er aber Ursache gehabt hatte, mit ihnen zufrieden zu seyn, war er so bescheiden, keine zu nennen. Privatpersonen verschaffen sich bey der Untreue ihrer Weiber selbst Recht. Sie können ihnen das Leben nehmen; das meistemal aber lassen sie es bey einer Tracht Schläge bewenden.

Wenn der König über einen der Grossen des Hofes mißvergnügt ist, so schickt er seine Weiber ab, die diesem das Haus plündern müssen; da nun den Mannspersonen verboten ist, sie anzurühren, ver-

richten sie ihren Auftrag mit großer Gelassenheit. Diese Art zu strafen ereignet sich aber selten: denn der Adel steht einander bey, und es könnten Empörungen daraus entstehen. Ueberhaupt ist das **Recht der Wiedervergeltung** in diesem Lande gebräuchlich. Ein Mordbrenner wird mit Feuer bestrafet, ein Dieb an Gelde, ein Mörder am Leben. Kann die Anklage nicht bewiesen werden, so nimmt man, wie bey den anderen Schwarzen, die gerichtliche Probe vor. Ein **Schuldner**, der nicht bezahlet, kann verkaufet werden, er, seine Frau, und seine Kinder, so viel ihrer zu Tilgung der Schuld nöthig sind. Der **Gläubiger** hat über dieß das **sonderbare Recht**, sich des ersten Sclaven, dem er begegnet, zu bemächtigen, wenn er nur zu ihm saget: „ich nehme dich wegen der und der Summe weg, die mir der und der schuldig ist.“ Alsdenn muß der Herr des Sclaven, er sey wer wolle, wäre es auch der König selbst, die ganze Schuld dem Gläubiger in vier und zwanzig Stunden bezahlen; sonst kann dieser den Sclaven verkaufen: ist auch einer, zu Erfüllung der Summe nicht hinlänglich, so kann er ihrer etliche anhalten. Die Sclaven der Europäer sind diesem wunderlichen

Ge-

Gesetze, das den Reichen in Gefahr setzt, die Schulden des Armen zu bezahlen, nicht unterworfen.

Vor ohngefähr zwanzig Jahren hatte das **Königreich** Juida eine **Veränderung** auszustehen, wodurch es unter eines andern Herrn Botmäßigkeit gerieth, ohne daß seiner Staatsverfassung sonderlicher Abbruch dadurch geschehen wäre. Der benachbarte **König** von **Dahomay**, der sich das Land Ardra unterwürfig gemacht hatte, bezwang denjenigen ganzen Theil von Guinea, den die Europäer die Sclavenküste nennen. Er rückte vor, bis an den bey Sabi vorbeyfließenden Fluß, und der König von Juida, anstatt ihm den Uebergang streitig zu machen, begnügte sich, dem obersten Priester aufzutragen, der großen Schlange zu opfern. Unterdessen daß man sich beschäftigte zu beten, gieng **Truro-Audati**, dieß ist der Name des Ueberwinders, gerade nach der Hauptstadt, fand keinen Widerstand, nöthigte seinen Feind, die Flucht zu ergreifen, und ließ die Stadt plündern. Die in dem Königreiche angesessenen Europäer wurden zu Kriegsgefangenen gemacht. Der Eroberer nahm sie mit Gutheit auf, schob die ihnen begegneten übeln Behandlungen auf die

Kriegsunruhen, erlaubte ihnen in ihre Forts zurück zu kehren, schenkte ihnen verschiedene Sclaven, und gab ihnen die Versicherung, daß, so bald seine Eroberungen auf festen Fuß gesetzet seyn würden, er die Handlung in blühenden Stand zu setzen, Sorge tragen wollte.

Unter den Papieren der Englischen Factorey behält man die Abschrift eines Briefes auf, dessen Uebersetzung Ihnen um so viel angenehmer seyn wird, da Sie den sonderbaren Character dieses Fürsten, und die verschiedenen Gebräuche seines Landes, werden genauer daraus kennen lernen. Der Brief ist von einem Factore, Namens Lamb, den er als Gefangener des Königes von Dahomay, während seiner Gefangenschaft, an den Englischen Commendanten des Forts von Juida geschrieben hat. Ich werde nur das, was diesen Monarchen betrift, daraus anführen.

„Ich erinnere ihn oft, sagt der Factor, in nähere Verbindung mit der Compagnie zu treten, und Weiße an seinen Hof kommen zu lassen. Ich glaube nicht, daß er sie wider ihren Willen zurück halten würde; und wenn er mit mir dießfalls anders umgeht, so geschieht es, weil er mich als einen Kriegsgefan-

fangenen ansieht. Uebrigens scheint er, grosse Stücken auf mich zu halten; denn er hat nie einen andern Weißen gekannt, als einen alten Portugiesischen Mülater, der ihm vieles Geld kostet; und ob gleich dieser Mensch sein Gefangener ist, so hält er ihn doch wie einen Herrn vom ersten Range. Er hat ihm zwey Häuser, nebst einer großen Menge Weiber, und Sclaven gegeben, ohne mehr von ihm zu fordern, als daß er zuweilen seine Kleider ausbessern muß, weil er seiner Handthierung nach ein Schneider ist. Man kann also glauben, daß alle freye Handwerksleute, die sich hieher begeben wollten, wohl aufgenommen werden, und ein ansehnliches Glück machen würden; denn der Fürst bezahlt diejenigen, welche für ihn arbeiten, reichlich. Wenn Sie etwa ein verliebtes Mägdgen wissen, die nicht versorget ist, eine hübsche Maitresse, weiß oder mülater, welche man bereden könnte, in dieses Land zu kommen, es sey nun als Frau vom Könige, oder um ihre Profeßion frey zu treiben, so wird mir dieses kleine Geschenk zu Erwerbung der Gunst des Monarchen ungemein behülflich seyn; und eine Weibsperson, die sich dazu entschliessen sollte, hätte keine Gewaltthätigkeit zu

befürchten, denn der König hat ihrer mehr als zwey tausend, die alle mit einander um des Königes Liebe streiten. Sie haben keine andere Beschäftigung, als ihm zu gefallen, und ihn in seinem Palaste zu bedienen. Als ich hier im Lande ankam, hatte der Portugiese, von dem ich gesaget habe, eine Mulaterinn, welcher der Fürst mit vieler Hochachtung begegnete, und sie mit Reichthümern überhäufte. Da sie an den Blattern gestorben ist, so verlangt der König nunmehr eine andere; und ich habe ihn öfters sagen gehöret, daß es einem Weißen niemals bey ihm an allem, was nur mit Golde zu erkaufen steht, fehlen sollte. Unerachtet ich ihm nicht den geringsten Dienst erweise, hat er mir dennoch ein Haus, und ein Duzend Bedienten beyderley Geschlechts, nebst gewissen Einkünften zu meinem Unterhalte, geschenket. Wenn ich ein Liebhaber vom Brandweine wäre, so würde ich mich gar bald zu Tode trinken, denn man versorget mich damit im Ueberflusse. Zucker, Mehl, und andere Bequemlichkeiten, werden eben so wenig gesparet. Wenn der Fürst einen Ochsen schlachten läßt, welches oft geschieht, so bin ich sicher, ein Viertel davon zu bekommen; und meine wenigste Sorge ist, Hungers zu sterben.“

„Geht er aus, so läßt er den Portugiesen, und mich, rufen, ihn zu begleiten. Wir müssen alsdenn den ganzen Tag in der größten Sonnenhitze neben ihm sitzen; doch dürfen wir uns von unseren Sclaven den Sonnenschirm über den Kopf halten lassen. Auch läßt er uns eine große Flasche mit Brandwein bringen, uns abzukühlen; und andere schickt er uns in das Haus. Weil ich dem ungeachtet aber meiner itzigen Lebensart überdrüßig bin, bat ich ihn vor etlichen Tagen, mich der Aufsicht des Generals seiner Truppen anzuvertrauen, und mir ein Pferd zu geben, daß ich mit zu Felde gehen könnte. Er verwurf aber meinen Vorschlag, unter dem Vorwande, er wolle mich der Gefahr nicht aussetzen. Der General selbst billigte mein Anerbieten nicht; denn, sagte er, sollten Sie getödet werden, würde mir der König nicht verzeihen, daß ich Anlaß dazu gegeben hätte. Unterdessen hat Se. Majestät mir ein Pferd zu geben befohlen, und versichert, daß wenn er ausgienge, ich allezeit von seinem Gefolge seyn sollte. Da es sehr unbequem ist, ohne Sattel zu reiten, bitte ich Sie, mir einen Sattel, eine Peitsche, und ein paar Sporne zu schicken. Der König verlangt von Ihnen

auch die besten Pferdegeschirre, die Sie in Juida haben: Sie sollen für allen Ihren Vorschuß reichlich bezahlet werden. Zu gleicher Zeit wünscht er, Sie möchten Ihm einen Englichen Hund, und ein Paar Schnallen schicken. Vergessen Sie nicht, Papier dazu zu legen; denn Se. Majest. hat mir das meinige alle genommen, um einen fliegenden Drachen zu machen. Ich habe ihm noch so sehr vorstellen mögen, daß dieß ein kindischer Zeitvertreib sey, so beschäftigt er sich dennoch damit, und will, daß ich auch dabey seyn soll. Dieser Fürst, unerachtet er vernünftig zu seyn scheint, liebt die Kleinigkeiten doch ungemein, weil sie seinem Eigensinne Genüge thun. Sollten Sie etwas von solchen Sachen haben, die ihm gefallen könnten, würde mir es lieb seyn, wenn Sie mir es schickten. Insonderheit liebt er, in Büchern zu lesen; und er trägt gemeiniglich eines, das er dem Portugiesischen Mulater genommen hat, bey sich. Wenn er eine Bitte, die man ihm thut, abschlagen will, so durchblättert er das Buch, als ob er es verstünde: das Buch aber ist ein in Lateinischer Sprache geschriebenes Gebethbuch."

„Sie

„Sie können das, was ich für ihn sowohl, als für mich, verlange, an mich übersenden. Das geringste Geschenk von mir ist ihm angenehm, und mein Credit an seinem Hofe wird dadurch verdoppelt werden. Diese Gefälligkeit kann mein Schicksal nicht allein erträglicher machen, sondern vielleicht entschließt sich auch der König, weil er sieht, daß niemand an meine Ranzion denkt, daß er selbst bey einem günstigen Augenblicke mir die Freyheit schenkt. Als ich ihn letzthin ausforschete, unter was für Bedingungen er mir erlauben würde, fort zu reisen, antwortete er, daß, da ich kein Schwarzer wäre, er nicht Ursache hätte, mich zu verkaufen. Ich drang in ihn; er verdrehete aber meine Bitte in einen Spaß, und sagte, ich wäre sieben hundert Sclaven werth, jeden zu vierzehn Pfund Sterling gerechnet. Ich fragte ihn, ob er mich für den König meines Landes hielte; ich konnte aber nichts von ihm heraus kriegen, als daß er anfieng, überlaut zu lachen.“

Der Verfasser dieses Briefes blieb hernach noch zwey Jahre bey dem Könige von Dahomay. Endlich schickte ihn der Fürst, mit Wohlthaten überhäuft, zurück, und verließ

sich

sich auf sein gegebnes Wort, daß er nebst anderen Weißen wiederkommen wollte. Er hielt sich in Juida nicht auf, sondern nahm eine vorkommende Gelegenheit mit, nach America überzugehen, begab sich nach Barbados, und von da nach Europa, wo er an sein Versprechen nicht weiter dachte. Der König beklagte sich darüber, versicherte aber, die Weißen würden nichts desto weniger an seinem Hofe allezeit willkommen seyn. „Was ich ihm gegeben habe, fügte er hinzu, ist für mich weniger, als nichts; und wäre er auch mit dem größten Schiffe seines Landes wieder zu mir gekommen, hätte ich mir ein Vergnügen gemacht, es ganz mit Sclaven zu beladen, mit denen er hätte machen können, was er gewollt hätte.“

Er sagte dieses zu Engländern, die ihm im folgenden Jahre waren vorgestellet worden. Bey ihrer Audienz saß der Monarch auf einem vergoldeten Stuhle, und dreye seiner Weiber hielten große Sonnenschirme über ihn, um die brennende Hitze abzuhalten. Vier andere stunden hinter ihm, mit Flinten auf den Achseln, und von den Hüften bis auf die Füße bekleidet, nach Gewohnheit dieser

Na-

Nation, die den Oberleib allezeit nackend behält. Diejenigen, welche mit dem Fürsten zu reden hatten, fielen erstlich nieder, küßten die Erde, näherten sich hernach einer alten Frau, sagten selbiger ihr Anbringen in das Ohr, diese aber gieng und trug es dem Könige vor, und brachte die Antwort wieder. Der König erklärete sich, er würde unerachtet seines Rechts als Eroberer, keine mehreren Abgaben von den fremden Waaren fordern, als sie bey seinem Vorgänger eingeführet gewesen wären. Die Engländer antworteten, Se. Majest. wären ein größerer Fürst, als der König von Juida, und man schmeichele sich, Sie würden daher von den Kaufleuten auch weniger nehmen. „Ganz das Gegentheil, antwortete er; da ich mächtiger bin, als der König von Juida, könnte ich mehr fordern; allein, fuhr er fort, und kehrte sich zu dem Schifscommendanten, da Sie der erste Englische Schifscapitain sind, den ich gesehen habe, so will ich mit Ihnen, wie mit einer erst kürzlich Verheuratheten, umgehen, welcher man nichts abschlägt.“ Der Capitain, der sich über die gute Wendung des Ausdruckes wunderte, sah den Dollmetscher an, und glaubte, er habe die Worte in etwas geändert;

ändert; der König aber, dem diese Bewunderung gefiel, wiederholete seine Antwort in eben denselben Ausdrücken, und versicherte *ihm*, seine Handlungen würden mit seinen Worten übereinkommen.

Unterdessen vereinigten sich die **Fürsten**, derer Länder von dem Truro=Audati waren weggenommen worden, wider ihn; und erhielten auch anfänglich einigen **Vortheil**. Der **Commendant** des Englischen Fort schlug sich zu ihnen, und machte einen Anschlag, den König von Juida wieder auf den Thron zu setzen: ja, er war so unbesonnen, und **grausam**, daß er einem der vornehmsten Officiere des Königes von Dahomay, Peitschenhiebe geben ließ, und sagte, wenn der König unter seine Hände geriethe, wolle er es mit ihm eben so machen. Diese Rede wurde dem Monarchen wieder erzählet, welcher mit ziemlicher Gelassenheit antwortete: „dieser Mensch muß einen natürlichen Haß wider mich haben, weil er die viele Gütigkeit, die ich für ihn gehabt habe, so geschwind vergißt.“ Des Fürsten Leute empfiengen daher Befehl, den Commendanten bey erster Gelegenheit wegzunehmen, und es währete nicht

lange,

lange, daß solche sich zeigte. Sie banden ihm Hände und Füße, und brachten ihn zu dem Könige, der ihn aber nicht sehen wollte, sondern sagte, sie könnten mit ihm machen, was sie wollten. Sie befestigten ihn also zwischen zwey Pfähle, mit dem Leibe gegen die Erde, schnitten ihm die Aerme, Schenkel, Beine, und den Rücken auf, tropften Citronensaft, mit Pfeffer und Salze vermenget, hinein, hieben ihm dem Kopf hernach ab, zertheilten den Körper in Stücken, brateten, und aßen sie. Diejenigen, welche Theil an diesem abscheulichen Gastgebote hatten, spaseten dabey, und sagten, das Englische Rindfleisch schmecke unvergleichlich.

Man wollte den König von Dahomay bereden, er solle alle Weiße fortschaffen; er hatte aber zu viel Politik, um einem Rathe zu folgen, der die Handlung seiner sämmtlichen Staaten vernichtet hätte, und antwortete, er habe keine Ursache, den Weißen gehäßig zu seyn; der Englische Commendant habe sich ein Unglück zugezogen, welches ihm angienge, und er hoffe, die Englische Nation werde künftig diejenigen, welche sie zu Commendanten des Fort abschickte, bes-

ser

ser wählen. Doch die verschiedenen Empörungen, in welche die Europäer mit eingegangen sind, haben die Zuneigung des Königes in ein Mißtrauen verwandelt; und seine Unterthanen sind noch heutiges Tages von eben diesem Character, der ihnen angebohren zu seyn scheint.

Die Landschaft **Dahomay**, deren Souverain die benachbarten Staaten mit seiner Krone vereiniget hat, liegt sechzig Stunden von der Küste in das Land hinein. Die dasigen **Einwohner** essen ihre Gefangenen: sie legen das Fleisch davon auf öffentlichem Markte aus. Weil sie glauben, ihre Gottheiten wären auch so grausam, wie sie, opfern sie ihnen Menschen. Das Blut gehört den Göttern, die Köpfe sind für den König, der sie als Siegeszeichen braucht, und das Fleisch behalten die Priester, von denen es das Volk kaufet, und ißt. Eine Anzahl beständig unterhaltener **Truppen** macht die vornehmste Stärke dieses Königreiches aus. Eine jede Compagnie hat ihre Fahnen, und Officiere; und jeder Soldat hat allezeit einen Lehrling bey sich, den der Staat unterhält. Die Stiftung einer ritterlichen Gesellschaft, unter

dem

dem Namen des **Ordens der Helden**, muntert die Tapferkeit der Kriegesleute auf, und befördert einen rühmlichen Wetteifer unter ihnen. Das Ordensband ist eine auf der Brust herabhängende Halsschnure von Menschenzähnen. Einige Ordensbänder sind mehr besetzet, als andere; und dieses zeiget die verschiedenen Grade der Tapferkeit in dem Orden an. Ein eigenes Gesetz untersaget jedem Kriegesmanne bey Lebensstrafe, dieses Band zu tragen, wenn es nicht aus Zähnen von Feinden besteht, die er mit eigener Hand in der Schlacht erleget hat, Man behauptet, die königlichen Paläste wären mit Hirnschaalen von denen, die dieser Fürst selbst im Kriege getödet hat, gepflastert.

Eben dieser Monarch hat sich auch der an der Küste gelegenen Länder **Popo**, und **Koto**, bemächtiget: beyde gehöreten zu dem Königreiche Juida. Die dasigen Statthalter hatten sich beständig empöret, und so gut vertheidiget, daß man sie nie hat zwingen können, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren. Die Einwohner, so wie alle andere dieser Gegenden, haben ein blindes Zutrauen zu ihren Priestern. Sie nennen sie Domine, ein lateinisches Wort, das sie von einer Europäischen Nation mögen

entlehnet haben. Diese Völker insgesammt sind arm, und insonderheit dem Diebstahle, und der Straßenräuberey, sehr ergeben.

Beyde **Länder** liegen, so wie Juida, unter einem sehr **ungesunden** Himmelsstriche. Man erkennet die schädlichen Wirkungen davon an **Zeichen**, welches die Schiffer, wenn sie sich auf der Küste vor Anker legen, leicht gewahr werden. Der Thau, der bey Nachtzeit auf die Schiffe fällt, erzeugt eine Menge kleines Ungeziefer, den Eidexen ähnlich, welche endlich sterben, und durch die Sonnenstrahlen zerstreuet werden. Der Regen fällt Stromweise vom Himmel, und ist so warm, als wenn er am Feuer heiß gemacht worden wäre. In den Häusern athmet man eine entzündete Luft; und man hat kein anders Mittel dawider, als daß man sich durch die Schwarzen beständig mit großen Fechern abkühlen läßt.

Das **Erdreich** ist sehr ergiebig, und trägt jährlich mehr als eine Aernde. Die Ländereyen, welche zu den königlichen **Domainen** gehören, werden besorget, ohne daß es dem Monarchen etwas kostet. Die **Frohndienste** seiner Unterthanen sind so uneinge-

schränket, daß er ihnen nicht einmal das Wasser zu ihrer Erfrischung liefert. Diese Dienste werden jährlich dreymal geleistet. Bey der ersten Aufforderung geschehen, des Abends vorher, drey Canonenschüsse, wodurch den andern Morgen, vor Sonnen Aufgange, alle Welt mit Ackerwerkzeuge versehen, bey dem Palaste versammlet wird. Der Anfang geschieht mit Gesängen, und Tänzen, welche eine Viertelstunde dauern; hernach begiebt sich der ganze Haufe an die angewiesenen Oerter. Die Arbeiter sind in ihrem Tagewerke ämsig, und folgen bey jedem Spatenstiche dem Tacte der Trommeln, und Pfeifen, die während der ganzen Arbeit nicht aufhören: es haben diese Frohndienste daher auch mehr das Ansehen eines Zeitvertreibes, als einer sauern Arbeit. Des Abends kehrt jedermann zurück vor die Thüre des Palastes, wo das Singen und Tanzen vom neuen angeht, unterdessen daß die Vornehmen bey Hofe dem Könige von der geschehenen Arbeit des Tages Bericht erstatten müssen. Da nicht alle Domainengüther um die Hauptstadt herum liegen, brauchen die Statthalter der Provinzen eben die Vorsicht bey denen, die sich in ihrem Bezirke befinden. Die Aernden kommen in

die königlichen Magazine durch dieser ihre Hände; und durch gleichmäsige Frohndienste, mit eben der Freude, mit eben so allgemeinem Vergnügen, werden die Tempel der grossen Schlange erbauet, verschönert, oder gebessert.

Wenn Sie, Madame, das lustige Wesen dieser Africaner bey ihrer öffentlichen Arbeit, mit der Traurigkeit unserer Frohnarbeiter vergleichen, so werden Sie finden, daß dieser Unterschied von nichts anders herkommen kann, als von der großen Härte, mit welcher man unseren Europäischen Bauern begegnet. Freye Leute unterdrückt man unter der Last der Dienstbarkeit; man zwingt sie mit Schärfe, dem Staate, von dem sie weder Hülfe noch Schutz genießen, einen Theil ihrer Bemühungen, und ihres Schweißes zu geben, welches die einzigen Dinge sind, die ihnen eigenthümlich gehören.

Ich bin, u. s. w.

In dem Königreiche Juida, den 4. August 1753.

Der

Der 177 Brief.

Die Goldküste.

Sie werden, Madame, heute nichts, als ein bloses Reise = Journal nebst einigen Anmerkungen über die Oerter bekommen, die ich besuchet habe, von dem Flusse Volta an, wo die Goldküste anfängt, bis zu dem Cap Apollonia, wo sie aufhöret. Dieser Strich Landes, der ohngefähr hundert und zehn Stunden beträgt, hat eine große Menge Wohnungen, an dem Meere hin gelegen, die von Europäern, und Schwarzen, besessen werden. Einige stellen kleine Königreiche vor; andere werden als Republiken beherrschet; und die Franzosen, Engländer, Holländer, Dänen, und Brandenburger haben Forts, und Factoreyen, daselbst angeleget. Das Land bekommt seinen Namen von der großen Menge Goldes, welches es nicht allein selbst erzeugt, sondern welches die Einwohner der Küste auch in dem innern Africa kaufen, um es an unsere Europäischen Kaufleute wieder zu verhandeln. Uebrigens haben

die **Einwohner** nichts, das sie von anderen Schwarzen unterscheidet; und diese Aehnlichkeit der Sitten, Gesetze, Gebräuche, Neigungen, Regirung, und Religion, läßt mir fast nichts mehr Neues über diese Artickel zu sagen übrig. Selbst die **Landeserzeugungen** unterscheiden sich nicht von den übrigen der Gegenden von Guinea; und wenn ich eine geringe Anzahl eigener Landesgebräuche, nebst etlichen besonderen Umständen, die Wohnungen der Europäer betreffend, ausnehme, so wird dieser ganze Brief einen blosen Wegweiser, oder, wie ich schon gesaget habe, ein Reise-Journal vorstellen.

Den 6ten des Monats August, kamen wir wieder auf die Rehde von Juida; und den 7ten, langten wir bey der Mündung des **Volta** an, welcher die Goldküste von der Sclavenküste scheidet. Dieser Fluß kommt sehr weit aus dem Lande her; seine Länge aber weis man so wenig, als die Gegenden, wo er durchfließt, und den Ort, wo er entspringt. Sein Wasser ergießt sich mit solcher Heftigkeit in das Meer, daß man es noch zwey Stunden von dem Ufer unterscheiden kann. Seine Mündung wird durch eine kleine,

sehr

sehr steile, und mit Holze bedeckte Insel getheilet, wodurch die Einfahrt sehr verschmälert, und erschweret wird.

Den 8ten legten wir uns bey **Soko** vor Anker, einem ehedem ziemlich wichtigen Platze in dem Königreiche **Akra**. Dieser Ort ist auch noch heutiges Tages einer der volkreichsten auf der Küste, und treibt starken Handel mit den Engländern. Die **übrigen Städte** sind, Groß-Akra, die Hauptstadt des ganzen Königreichs, in dem Innern des Landes, Klein-Akra, und Orsoko. Letztere wurde von etlichen benachbarten Völkern zerstöret, und ist gegenwärtig ein bloses Dorf: klein Akra ist nicht viel besser. Von dem Meere an, bis drey Stunden jenseit des Ufers, findet man eine sehr flache Gegend, die ganzen Heerden Damhirschen, Perlhünern, wilden Ziegen, Haasen, und anderm Wildprete zu einem Parke dienet.

Die Europäer haben drey **Forts** auf der **Küste** von Akra. Das erste, welches den **Dänen** gehöret, liegt zu Orsoko. Sie haben ihm den Namen Christiansburg, einem ihrer Könige zu Ehren, gegeben. Es ist ein sehr weitläufiges, in das Gevierte ange-

legte Gebäude, das durch vier Batterien von zwanzig Stück Kanonen vertheidiget wird. Das Fort Creve-coeur, nahe bey klein Akra, besitzen die Holländer, die aber nicht mehr, als zwanzig Mann Besatzung darinnen haben. Das dritte, James-Fort genennt, ist den Engländern, und liegt nicht weit von der Stadt Soko, auf einem felsigen Hügel.

Man muß sich wundern, daß die Schwarzen, denen es hier weder an natürlichem Verstande, noch an Herze fehlt, sich durch diese Schlösser haben lassen einen Zaum anlegen, der die Fremden, so zu sagen, zu Herren ihres Landes macht: aber der Privateigennutz, und die Liebe zu Geschenken, haben alle politische Betrachtungen vereitelt. Die Europäer, um diese Errichtungen werkstellig zu machen, baten sich erstlich bey dem Könige von Akra die Erlaubniß aus, ein Vorrathshaus zu erbauen, und erhielten es durch ansehnliche Geschenke. Sie überredeten hernach diesen Fürsten, es sey nöthig, um seine Länder vor seinen Feinden zu schützen, diese Vorrathshäuser in Festungen zu verwandeln, und mit Geschütze zu versehen. Man muß auch bekennen, daß diese Schlösser den

Einwohnern des Königreichs bey vielen Gelegenheiten, großen Nutzen geschaft haben. Als der König von Aquambo das Land eroberte, und sich zinsbar machte, wäre nicht ein einziger Mann von ihnen davon gekommen, wenn sie nicht ihre Zuflucht zu den drey Forts genommen hätten.

Den 9ten blieben wir zu **Scindo**, einer Englischen Factorey in dem Königreiche **Agonna**, wo Baraku die Hauptstadt ist. Nach den Gesetzen dieses kleinen Staates können die Einwohner nicht anders, als Weiber zu **Regentinnen** haben. Die Königinn, um ihr Ansehen zu erhalten, verheurathet sich nicht; es steht ihr aber frey, sich einen jungen Sclaven, zu Befriedigung ihrer Begierden zu wählen; gefällt ihr dieser nicht mehr, wie es oft zu geschehen pflegt, so läßt sie einen andern kommen. Dem, den sie mit ihrer Wahl beehret, ist bey Lebensstrafe verboten, sich mit anderen Weibern einzulassen. Die älteste ihrer Töchter erbet allezeit die Krone; die männlichen Kinder aber werden in die Sclaverey verkaufet. So bald eine Prinzessinn zu der Thronfolge auserseben ist, hat sie die Freyheit, wie die Königinn, einen Sclaven zu ihrem Vergnügen zu halten.

Während der Zeit, daß ich mich in der Factorey zu Scindo aufhielt, schlug mir der Director vor, ob ich ihn wollte zur Königinn begleiten. Wir trafen sie unter einem Baume sitzend an; und er überreichte ihr daselbst ein Faß Brandwein. Uns zu Ehren, mußten alle ihre Leute vor ihr tanzen; und zwischen jedem Tanze, unterdessen daß die Leute ausruheten, überhäufte sie den Director mit Küssen. Sie hatte ihn lieb gewonnen, weil er ein schöner Mann war, ihre Sprache redete, und die Landesgebräuche wußte. Sie trieb die Höflichkeit so weit, daß sie einem jeden von uns eine Hofdame, für die Zeit, die wir an ihrem Hofe zubringen wollten, anbot; wir lehnten aber den Vorschlag, so bescheiden als möglich, ab; und um eine der jungen Schwarzen, welche sich schon fertig machte, mit mir zu gehen, nicht zu demüthigen, entschuldigte ich mich mit der wenigen Zeit, die ich in dem Königreiche zu bleiben hätte.

Den 12ten eben dieses Monats, nachdem wir groß und klein Akron zur Rechten hatten liegen gelassen, entdeckten wir das Capo Corso. Groß-Akron, das weiter in das Land hinein liegt, als klein Akron, ist eine

Art von Republik. Letzteres ist ein kleiner Staat, der, unter dem Schutze der Schwarzen von Fantin, mit ersterem in genauer Verbindung steht. Klein Akron erstreckt sich ohngefähr zehn Stunden längst der Küste; und man sieht daselbst eine große Menge Städte, Dörfer, und Forts, für die Europäer. Die vornehmsten Städte sind, Anikan, Anamabo, groß und klein Cormantin, die Hauptstadt, welche dem ganzen Lande den Namen giebt, ungerechnet. Der Souverain stellt eine Art von Doge vor, dessen Gewalt durch eine Rathsversammlung alter Männer eingeschränket wird. Ueberdieß hat jeder Bezirk einen Vorgesetzten, der dem Doge nicht viel mehr Unterthänigkeit, als den ersten Rang, einräumet. Wenn dieses Volk nicht durch innerliche Unruhen beständig zurück gehalten würde, sollte es seine Macht den Nachbarn gar bald spüren lassen. Das Land bringt Früchte in Menge, und unvergleichlichen Palmenwein hervor. Es wäre zu weitläufig, alle Forts, und Factoreyen, welche die Portugiesen, Holländer, und Engländer, längst dieser Küste haben, oder gehabt haben, hier zu nennen, oder alle die kleinen Kriege anzuführen, welche diese drey halb kriegerischen, halb kaufmän-

männischen Nationen unter sich geführet haben.

Erst den 13ten langten wir zu Capo Corso, in dem Königreiche Fetu, an, woselbst eine Stadt, und auf der Seite, ein Englisches Fort, das den Namen des Cap führet, liegen. Letzteres zeigt sich auf einem großen, in das Meer hervor ragenden Felsen, und ist eines der schönsten, und haltbaresten Forts auf der ganzen Küste: nichts fehlt ihm an Annehmlichkeit, und Bequemlichkeit. In dem Schlosse unterhält man eine öffentliche Schule für die jungen Schwarzen in der Stadt, denen man nebst dem Unterrichte im Lesen, und Schreiben, Neigung zur Christlichen Religion beyzubringen sucht: allein, da die Aeltern sich mit aller Macht dawider setzen, hat man bisher wenigen Nutzen davon gespüret. Neben dem Thore steht ein kleiner Thurm, wo die Engländer ihre Missethäter verwahren, bis sich eine Gelegenheit findet, sie nach America zu schicken, wo sie nach den Gesetzen bestrafet werden. Unter den Felsen hat man ein großes Gewölbe gehauen, das mit einem eisern Gitter verschlossen ist, wo diejenigen Sclaven, die sich eines Aufstandes verdächtig machen, aufbehalten werden. Auf einer

andern

andern Seite sieht man ein Wasserbehältniß, welches so viel Wasser enthält, daß nicht allein die Festung, sondern vielmals auch die Schiffe daraus versorget werden können. So bald es anfängt zu regnen, verschließt man die Canäle, die in dieses Wasserbehältniß gehen, und die dazu angestellten Sclaven müssen das Schloß scheuern, und rein machen. Nach einer Stunde Regen, wodurch aller Unflat weggespület wird, öfnet man die Canäle wieder, und, da es lange und häufig regnet, wird der Wasserhälter gar bald wieder angefüllet. Oben, auf dieser Cisterne, ist alles wohl verwahret, und man hat einen sehr hübschen Spazirgang daselbst angeleget, längst diesem aber eine Batterie von Canonen errichtet.

Die Wohnungen in dem Fort sind geraumig, bequem, und haben drey mit Ziegeln ausgebauete Seiten. Selbst die Barracken der Soldaten sind um ein großes besser, als andere dergleichen Gebäude auf der Küste von Guinea. Die Soldaten wohnen zwey und zwey beysammen, und bekommen ihre Löhnung alle Wochen in Goldstaube, sehr ordentlich. Ueberdieß findet man in der Mitten des Forts ein sehr großes Vorrathshaus, mit ver=

verschiedenen kleinern Hütten für die Sclaven; eine Schmiede, nebst anderen wohl versehenen Werkstätten zur Eisenarbeit; und eine große Küche, die um so viel nöthiger ist, da die Factore eine sehr gute Tafel haben. Die Zimmer des Directors stoßen an einen Saal, wo theils gegessen, theils der Gottesdienst gehalten wird. Das erste Stockwerk ist mit einem, längst dem Gebäude hingehenden Altane verzieret, und unten darunter sind an der Mauer eine Menge kleine Buden angebracht. Die Schönheit der Gärten, die einen Umfang von nicht weniger als zwey Stunden haben, wird sehr gerühmet. Das dasige Erdreich ist auch sehr ergiebig, und enthält alles, was die Natur in dem hitzigen Erdstriche, irgend nur hervorbringt.

Die **Portugiesen** sind unter den Europäern die **ersten** gewesen, die sich in Capo Corso niedergelassen haben. Sie errichteten daselbst zu Anfange des vorigen Jahrhundertes ein Fort, wurden aber von den Holländern vertrieben, und diese haben die Festungswerke verstärket. Die **Engländer** nahmen letzteren das Fort wieder ab; und da ihnen der Besitz davon durch den Bredaischen

Frie-

Frieden geblieben ist, haben sie es in den Stand gesetzet, worinnen es sich gegenwärtig befindet. Auch die **Dänen** hatten nicht weit davon, auf einem Hügel eine Citadelle, Namens Friedrichsburg, angeleget; weil sie aber das Clima nicht vertragen konnten, giengen sie weg, und die ganze Errichtung gerieth in Verfall. Die Engländer nahmen sie hernach, setzten sie wieder in Stand, und gaben ihr den Namen Fort-Royal.

Die in der Nachbarschaft gelegene Stadt **Ogoua** wird von Schwarzen bewohnet, und hat fünf bis sechs hundert, durch sehr enge Gassen von einander abgesonderte Häuser. Der Einwohner Unreinlichkeit veranlasset daselbst einen unerträglichen Gestank, theils, weil sie ihren Unflath um die Häuser herum machen, theils, weil sie gewohnt sind, da sie sich blos mit der Fischerey beschäftigen, die Fische stinkend werden zu lassen, ehe sie sie essen. Diese Völker haben im Gebrauche, ihren Kindern den Namen des Tages zu geben, an welchem sie gebohren sind; die meisten heissen Sonntag, Montag, Dienstag, u. s. f. wenn sie aber zu männlichen Jahren gekommen

sind, nehmen sie einen andern an, der ihre natürlichen Eigenschaften anzeiget, als Löwe, Wolf, Papegey, u. d. g. Eben so benennen sie die Weißen, die mit ihnen handeln; und ihre Anspielungen sind mehrentheils richtig. Die Stadt Ogoua ist wegen eines alltäglichen Marktes, der daselbst gehalten wird, und wohin man, nebst vielem Goldpulver, Lebensmittel von allen benachbarten Oertern bringt, berühmt.

In einiger Entfernung von Capo Corso, Süd-Westwärts, liegt die Stadt, und das Fort Mina. Nach dem Namen zu schlüssen, sollte man meynen, es wären Bergwerke daselbst; allein, man findet keine in der ganzen Gegend: vermuthlich haben die Portugiesen den Ort deswegen so genennet, um den Ueberfluß des Goldes, den sie daselbst von allen Seiten her bekamen, anzuzeigen. In der Mitte des funfzehnten Jahrhundertes erbaueten sie hier ein Schloß, und nenneten es das Fort St. George, weil sie am Tage dieses Festes da anlandeten. So bald sie sich eingerichtet hatten, war ihre erste Sorgfalt, allerhand in dieser Gegend unbekanntes Vieh herbey zu schaffen, solches zu vermehren, Mais, Zucker-

ckerrohr, und Obst anzupflanzen, und heutiges Tages findet man dieses alles daselbst im Ueberflusse.

Die Meynungen, auf was für Art dieser Platz unter Holländische Botmäsigkeit gekommen sey, sind verschieden. Die Portugiesen geben vor, die Holländer hätten ihn durch Verrätherey an sich gebracht; diese hingegen behaupten, sie hätten ihn rechtmäsiger Weise erobert. Dem sey, wie ihm wolle, so ist dieses Fort ihre hauptsächlichste Errichtung auf der Goldküste geworden. Ihr General-Director, nebst den vornehmsten Factoren, wohnen daselbst, und die Schiffe der Compagnie bringen ihre Waaren hierher, um hernach in alle übrige Magazine auf der Küste vertheilet zu werden. Die Schwarzen müssen ihr Gold in das Innerste des Schlosses bringen, daselbst wird es probiret, gereiniget, und wenn es genugsam untersucht worden ist, ob sie es nicht verfälschet haben, (eine Kunst, worinnen sie sollen sehr weit gekommen seyn,) überliefert man ihnen die Waaren, die sie dafür nehmen. Keine Waaren werden unbezahlt weggegeben; und giebt der Factor Credit, so geschieht es auf seine Gefahr. Die Schwarzen, welche von sehr wei-

tem der Handlung wegen hierher kommen, sind gemeiniglich Sclaven, und unter ihnen ist allezeit einer, der von ihren Herren zum Oberaufseher des Trupps gewählet worden ist. Diesem wird von den Holländern mit vieler Achtung begegnet; denn es ist ihnen daran gelegen, daß er ihr Freund sey. Sie ersparen daher weder Schmeicheleyen, noch Geschenke: auf ihn kommt es an, welchen Factoreyen er den Vorzug geben will.

Ich will von der Regirungsforme, die in dieser Colonie eingeführet ist, nichts erwähnen: sie ist ohngefähr so, wie in den übrigen Holländischen Errichtungen. Die vornehmste Gewalt hat der General-Director in Händen; und die Beamten in den Forts können ohne seine Einwilligung nichts unternehmen. Unterdessen müssen bedenkliche Vorfälle, oder die von großer Wichtigkeit sind, in einer Rathsversammlung ausgemachet werden, wo jedes Mitglied das Recht hat, seine Meynung frey zu sagen: doch, da der Director die Macht hat, die Beamten auf der ganzen Küste abzusetzen, ohne weitere Rechenschaft davon zu geben, nimmt man sich sehr in Acht, daß man seinem Willen nicht entgegen handele.

Ein erster Factor von Mina, der drey Jahre treu gedienet hat, kann auf diese Stelle Rechnung machen. Die Compagnie, da sie ihrem Director alle Gewalt anvertrauet, ist bey dieser Wahl sehr vorsichtig. Sie bewilligt ihm aber einen ansehnlichen Gehalt, und eine Menge Vorrechte in der Handlung, so daß ein gescheuter Mann sein Glück gut dabey machen kann.

Der **Religionsdienst** bey den Holländern, auf der Goldküste, scheint ziemlich nachläßig besorget zu werden. In einem Gebiete von solchem Umfange verwaltet ihn nur ein einziger Priester, nebst einem Gehülfen. Seine Einkünfte sind hinreichend, ihrer fünfe oder sechse zu unterhalten, die Strafgelder ungerechnet, da jeder Beamter, der sich nicht bey dem Gottesdienste einfindet, fünf und zwanzig Sols (8 Gr.) bezahlen muß.

Das **Schloß** von Mina ist stark befestiget, und liegt, zu Bedeckung der Handlung, sehr vortheilhaft in dem Mittel der Küste. Es ist mit vier großen Bastionen umgeben, davon zweye das Meer, und zweye das Land, bestreichen. Diese Werke sind mit Canonen besetzet, und machen eine furchtbare Batterie aus.

In dem Mittel des Schlosses ist ein großer viereckiger Platz, worauf eine Kirche steht. Seit dem die Holländische Compagnie dieses Schloß besitzet, hat sie nichts ersparet, es zu vergrößern, und zu verschönern. Ich will keine weitläufige Beschreibung davon machen; es ist genug, wenn ich sage, daß es größer, schöner, und besser befestiget ist, als das von Capo Corso; daß es eher einem Palaste, als einer Factorey, mehr dem Aufenthalte eines großen Königes, als der Wohnung einer Gesellschaft von Kaufleuten gleichet.

Die **Stadt** Mina, von den Einwohnern Oddena genennt, liegt an dem Flusse Benja, auf einer langen, und niedrigen Halbinsel. Alle Häuser sind steinern; und dieses giebt ihr einen großen Vorzug vor denen anderen Städten der Schwarzen, die gemeiniglich von Erde oder Holze sind. Sonst war sie sehr volkreich, und in dem blühendesten Zustande; die Tyranney aber der Holländischen Regirung hat sie so herunter gebracht, daß sie heut zu Tage für eine der geringsten Städte des Königreiches Fetu anzusehen ist. Sie besteht aus drey Theilen, welche man für eben so viel Dörfer hielte. Ein jeder Theil hat

einen Chef, und etliche zur Verwaltung der Justiz angeordnete Unterbeamte. Alle drey Chefs, mit ihren Gerichtshöfen, machen die Regirung dieser kleinen Republik aus, seitdem selbige von der Botmäsigkeit des Königes von Fetu durch die Portugiesen befreyet worden ist.

Die Hauptstadt des Königreiches liegt Landwärts; und dieses ist alles, was ich von ihr habe erfahren können. Abrambo, eine Stadt in eben dieser Pflege, ist groß, volkreich, und wegen einer Generalversammlung berühmt, wohin der Souverain jährlich zu einer gesetzten Zeit alle seine Unterthanen berufet. Sie dauert acht Tage, und binnen dieser Zeit beschäftiget sich das Volk mit nichts, als mit Tanzen. Der König, in Beysein seiner Minister, und zweyer Englischer Factore von Capo Corso, entscheidet daselbst diejenigen Processe, welche vor den Untergerichten nicht haben können ausgemachet werden. Ehedem war dieses Königreich so mächtig, daß es alle seine Nachbarn in Furcht gesetzet, und zinsbar gemachet hatte; gegenwärtig aber ist es in so schwachen Umständen, daß der Adel, ja der König selbst, nichts ohne Erlaubniß des

Königes von Commendo vornehmen dürfen.

Dieser letztere selbst steht unter dem Zwange der Engländer, und Holländer, welche in seinem Lande Forts angeleget haben. Auch die Normänner hatten ehedem eine Factorey daselbst, davon uns die Schwarzen, bey unserer am 15 August geschehenen Ankunft, die Ruinen noch zeigten. Es scheint so gar, selbige haben sich beliebt zu machen gewußt; denn die Einwohner sind den Franzosen seitdem allezeit günstig geblieben. An ihnen hat es nicht gefehlet, daß wir keine Errichtungen daselbst angeleget haben: sie wären dadurch in den Stand gesetzet worden, sich mit uns wider die Holländischen, und Englischen Unterthanen, mit denen sie öfters in Krieg verwickelt sind, zu vereinigen. Die kleinen Königreiche, welche um Commendo herum liegen, sind elend, und ihre Könige so arm, daß die Europäischen Kaufleute ihnen nicht für dreyßig Pistolen Credit geben: sie wären nicht im Stande, sie zu bezahlen.

Den 16ten segelten wir vor dem Capo Tres-Puntas vorüber, und langten noch denselben Tag in der Landschaft Axim an. Ehedem

dem war dieser Staat ein mächtiges Königreich, welches sich seine meisten Nachbarn unterwürfig gemacht hatte. Heutiges Tages wird es durch eine Art von Rathsversammlung beherrschet; und wenn die Frage von Kriege, oder Frieden ist, oder, neue Abgaben aufzulegen, so versammeln sich die Häupter, und entscheiden unwiederruflich. Der Fluß Axim fließt mitten durch die Hauptstadt, welche gleichen Namen führet. Er ist so wenig schiffbar, daß er kaum Kähne trägt; sein Sand ist voller Gold. Die Schwarzen sammeln selbigen in Kürbisflaschen; und wenn sie eine hinlängliche Menge davon haben, thun sie etliche Hände voll in ein anderes Gefäße, halten es in den Fluß, und rühren es um. Die leichtesten Theilgen werden durch den Strom fortgeführet, und das, was bleibet, ist ein gelbes schweres Pulver, worinnen sich zuweilen ziemlich ansehnliche Körner Gold befinden. Dieses Gold ist ordentlich sehr rein, und wird für das beste auf der Küste gehalten; die Schwarzen aber mengen immer viel Kupfer darunter.

Das Gold im Lande Axim hat die Begehrlichkeit der Europäer so rege gemacht, daß

sie sich um die Wette daselbst niedergelassen, und Factoreyen, und Festungen, angeleget haben. Die erste, welche man daselbst antrift, wenn man von Juida kommt, liegt auf dem Cap Tres=Puntas, und heißt Dickscove. Die Engländer, die dieses Land den Unterthanen des Königes von Preußen lange Zeit streitig gemacht hatten, eroberten es endlich, und baueten eine Festung dahin. Die Preußen errichteten auf eben dem Cap auch eine, hernach eine zweyte, und endlich eine dritte, grösser als die beyden ersten, und nennten sie Friedrichsburg. Allein, die Ungeschicklichkeit der Statthalter, die man von Zeit zu Zeit dahin schickte, haben die Sachen in solchen Verfall gebracht, daß die Errichtungen verlassen worden sind, und die Engländer haben nicht ermangelt, sich ihrer zu bemächtigen.

Das Fort St. Antonio, das die Holländer besitzen, liegt auf einem Felsen, der sich in die See, in Gestalt einer Halbinsel, erstreckt. Es wurde anfänglich von den Portugiesen erbauet; sie waren aber ausersehen, die Holländer mit ihrem Schaden zu bereichern. Die Holländer halten auch die Stadt Axim im Zaume, weil sie von den Canonen

des

des Forts bestrichen werden kann. Der Vorsteher der Factorey, als der vornehmste Beamte der Holländischen Compagnie auf der ganzen Küste, nach dem von Mina, eignet sich eine unumschränkte Gewalt in dem Lande zu. Er entscheidet die Rechtsfälle, er nimmt die Strafgelder ein, und behält zwey Drittel davon für sich. Die Fischer müssen ihm auch den achten Theil ihres Fanges geben.

Ich bin, u. s. w.

St. Antonio, in dem Königreiche Axim, den 19 August, 1753.

Der 178 Brief.

Fortsetzung von der Goldküste.

In denen Ländern, von welchen ich in meinem vorigen Briefe geredet habe, liegen zwar verschiedene Städte, und Dörfer, am Seestrande, zwischen, oder unter den Festungen und Schlössern der Europäer; die hauptsächlichsten Wohnungen aber der Schwarzen, und die volkreichsten, findet man weiter in das

Land hinein. Ich habe schon die Ehre gehabt, Madame, Ihnen zu sagen, wie schwer es sey, eine hinlängliche Beschreibung von dem inneren Africa zu geben, wo die Fremden fast niemals hinkommen. Wenn man den Eingebohrnen des Landes glauben darf, so werden die hinter der Küste gelegenen Reiche in neun und zwanzig, oder dreyßig Souverainitäten eingetheilet, welche sie alle mit Namen zu nennen wissen, und von ihnen erzählen, was sie wollen: nichts aber davon verdienet angeführet zu werden. Nur überhaupt weis man, daß vieles Gold daselbst gefunden wird; daß die Einwohner es aus der Erde, oder aus den Flüssen, derer Sand sie waschen, bekommen; und daß die Wege, welche zu diesen verschiedenen Ländern führen, voller Straßenräuber sind, und man daher die Freyheit, dahin zu handeln, theuer erkaufen muß.

Die Europäer, welche die Bewohner der Küste genauer kennen, stellen uns selbige als stolze Leute vor, die sich nicht einmal die Mühe nehmen, diejenigen, mit denen sie reden, anzusehen. Sie haben einen hohen, und gebieterischen Ton, so gar mit ihres Gleichen: doch spüret man an ihnen einen gleichsam natür=

natürlichen Respect für die Weißen; und es ist keine Schmeicheley zu groß, die sie nicht anwenden, um nur einige Merkmale von Achtung von ihnen zu erhalten. Sie sind aber dieserhalben nicht weniger begierig, die Weissen zu betrügen; ja sie rechnen sich solches zum Ruhme; und in den Augen der Nation, ist es eine Probe von Verstande. Trift man sie über der That an, so sagen sie zu ihrer Entschuldigung, die Europäer hätten Vermögen im Ueberflusse, den Schwarzen aber fehlte es so gar an dem Nothwendigen. Sie setzen noch hinzu, es wäre ein wahrer Dienst, den man den fremden Kaufleuten erwiese, wenn man sie bestöhle, weil sie alsdenn im Stande wären, desto eher in ihr Vaterland zurück zu kehren.

Die Natur scheint diesen **Barbarn** niemals ihre Stimme haben hören zu lassen. Ein tödlich verwundeter Mensch hat nicht den geringsten Beystand von ihnen zu erwarten. Die Krankheit eines Freundes erwecket bey ihnen weder Aufmerksamkeit noch Mitleiden; und sein Tod entreißet ihnen keine Thräne, keinen Kummer. Die ersten, welche einen sterbenden Vater verlassen, sind seine Kinder, und

Weiber. Er muß alleine, und hülflos bleiben, wenn er keine Sclaven hat, die ihn bedienen. Diese Barbarey wird als kein Fehler angesehen; jedermann ist ihr ausgesetzet; und niemand verwundert sich darüber. Wird der Kranke gesund, so kommen seine Weiber und Kinder wieder zu ihm, und er fängt an, mit ihnen zu leben, wie vorher.

Die **Weiber** auf der Goldküste hält man für die **schönsten** Schwarzen von Guinea. Man vergleicht sie wegen ihrer Lebhaftigkeit, und ihres Verstandes, mit unsern Provensalinnen. Sie reden geschwind und viel; sind übrigens aber eigennützig, und lüderlich. Ihre Gunst verkaufen sie den Europäern theuer: sie sind so fein, und schmeichelnd, daß sie eine vollkommene Herrschaft über sie zu erlangen wissen. Ihre einzige Bemühung ist, zu gefallen; und sie gefallen auch, hauptsächlich wegen ihrer ungemeinen Reinlichkeit, und wegen ihrer Neigung zum Vergnügen. Die Sorgfalt, die sie auf ihre Zähne wenden, macht, daß solche weißer sind, als Helfenbein. Vor der Ankunft der Portugiesen kenneten sie weder Kleider, noch Putz: sie waren viel zu unwissend, um einzusehen, daß kein

sichereres Mittel sey, die Begierden zu reitzen, als dasjenige zu verbergen, was sie entstehen machet. Als sie aber sahen, daß ihre Blöse den Europäern zum Eckel wurde, fiengen sie an, die am meisten in die Augen fallenden Theile zu bedecken. Sie gewöhnten sich hernach ihre Haare in Ordnung zu bringen, und mit Edelsteinen zu bestecken; sie trugen Halsbänder, Ohrengehänge, Armbänder, kleine, schmale Gürtel, Ringe an den Füßen, Beinen, und Knieen; und nach und nach ließen sie nichts mehr sehen, als nur diejenigen Theile des Leibes, die zum Vergnügen am wenigsten nothwendig, und geschickt sind. Es ist bey ihnen eine Zierde, große Nägel zu haben: sie unterhalten sie aber allemal reinlich; ja sie werden ihnen bey den Kaufleuten so gar nützlich, denn sie bedienen sich ihrer statt kleiner Löffel, womit sie das Goldpulver fassen. Ein Nagel voll beträgt gemeiniglich eine halbe Unze dieses Metalles.

Die **Mannspersonen** heurathen hier mehr als eine Frau, und haben darunter allemal zweye, welche sie mit aller Handarbeit verschonen. Die eine, welche die große **Müliere** genennt wird, ist über das Geld, und

die

die Reichthümer des Mannes gesetzet: die andere, welche **Bussum**, oder auch die Göttliche heißt, ist eine junge, schöne Sclavinn, dem Fetische, (Schutzgotte,) der Familie gewidmet. Der Vorzug, den sie hat, zu der Religion zu gehören, giebt ihr das Recht, an ihrem Geburtstage, und an allen Festen des Gottes, dessen Priesterinn sie gleichsam ist, bey ihrem Manne zu schlafen. Die große Müliere hat dreymal in der Woche eben dieses Vorrecht; und der Mann ist verbunden, ihr jedesmal, daß er einer seiner Kebsweiber mit zu Bette nehmen will, eine gewisse Menge Goldes zu geben; und dennoch muß er erst ihre Einwilligung erwarten. Ein Schwarzer sagte letzthin zu mir, daß er nur auf eine einzige Frau eingeschränket wäre, weil seine große Müliere, die das Vergügen mehr, als den Reichthum liebte, ihm nicht erlaubte, andere zusehen. Wahr ist es, sie genießt dieses Vorrechts nicht anders, als so lange sie jung ist; denn sie wenn älter wird, nimmt der Mann eine andere; und sie tritt in den demüthigenden Stand einer blosen Magd.

Die Schärfe der wider den **Ehebruch** gegebenen Gesetze ist bey weitem nicht hinläng-

lich,

lich, den natürlichen Trieb aller dieser Weiber zur Wollust zu unterdrücken: sie unterhalten Liebesverständnisse, und suchen mit Lebensgefahr Linderung wider ein Feuer, das sie verzehret. Ihre Ungeduld ist so groß, daß, wenn sie mit einer Mannsperson alleine sind, sie sich so gleich in seine Aerme werfen; und um den Augenblick des Vergnügens zu beschleunigen, reißen sie die unbequeme Kleidung, die ein Rest von Schamhaftigkeit ihren Begierden noch entgegensetzet, vielmehr von sich, als daß sie sie ablegen.

Es giebt unter ihnen Weibspersonen, die eine öffentliche **lüderliche Lebensart** dem Ehestande vorziehen; und die Art, wie sie zu dieser schändlichen Profeßion eingeweihet werden, ist folgende. Man führet sie auf einen großen Platz; daselbst findet sich ein junger Bursche, der noch nicht mannbar ist, ein, und thut, als wenn er sie vor aller Welt careßirte; um dadurch anzuzeigen, daß sie künftighin alles, was sich zeiget, wären es auch Kinder, ohne Unterschied annehmen sollen. Hierauf bauet man ihnen an abgesonderte Oerter, kleine Hütten, wo sie einem jeden, der sie besuchet, zu Willen seyn, und sich alles

gefal-

gefallen lassen müssen, auch nicht mehr fordern dürfen, als was man ihnen giebt. Will man ihnen viel geben, so steht es frey; sie müssen aber auch zufrieden seyn, wenn sie wenig bekommen.

Es sind wenige Städte auf der Goldküste, wo man nicht zwey oder drey solcher Creaturen findet; und den Einwohnern könnte nichts empfindlichers widerfahren, als sie einzubüßen. Wenn die Holländer zu Axim Streit mit den Schwarzen haben, so kann man sie nicht besser zu rechte bringen, als daß man ihnen ihre Abeleres, dieß ist der Name, den man den öffentlichen Weibsbildern giebt, wegnimmt. Eine solche Nachricht hat sich nicht so geschwind verbreitet, als die jungen Leute ihren Chefs ankündigen, daß wenn sie nicht Anstalt machten, selbige wieder zu befreyen, sie ihre Weiber nehmen, und sich unterdessen lustig mit ihnen machen würden. Diese Drohung hat allezeit eine geschwinde Wirkung.

Diese Mägdgen haben einen eigenen Vorgesetzten, dem sie alles, was sie gewinnen, einhändigen: er liefert ihnen dafür Kleidung, und andere Nothwendigkeiten. Sie gerathen in die

die unglücklichsten Umstände, wenn ihre lüderliche Lebensart ihnen eine ansteckende Krankheit zuzieht; sie werden alsdenn von ihrem Vorgesetzten selbst verlassen, der sich wenig um sie bekümmert, wenn er keinen Vortheil mehr von ihren Reizen zieht; und endlich müssen sie auf die elendeste Art umkommen. So lange sie aber bey ihren Annehmlichkeiten, wodurch sie zu dieser Profeßion sind gewählet worden, gesund bleiben, stehen sie bey dem Publicum in großem Ansehen. Die andere Art Weiber, welche eben diese Handthierung, aber mit mehrerem Anstande, treiben, und ihrer Lüderlichkeit denjenigen Anstrich zu geben wissen, welchen eine öffentliche Unverschämtheit fast allezeit entzieht, mit einem Worte, die Courtisaninnen, die man nur in reichen und gesitteten Staaten findet, sind auf der Goldküste unbekannt.

Unter anderen hier eingeführten Gebräuchen, beobachtet man einen Gebrauch bey dem Absterben der Könige, davon ich sonst nirgends ein Beyspiel gesehen habe. Um den verstorbenen Monarchen Ehre zu erweisen, kaufet man noch, außer denen Weibern, Hofbedienten, Sclaven, und anderen Menschen-

opfern, die man auf seinem Grabe schlachtet, alte Leute, die nicht mehr arbeiten können, und martert sie grausam; um aber ihr Leben auf eine noch entsetzlichere Art zu enden, läßt man ihnen den Kopf durch ein sieben oder achtjähriges Kind abschlagen. Die Schwäche des Hinrichters, der das Schwerd kaum erhalten kann, macht, daß dieses Metzeln länger als eine Stunde dauert; und diese Barbarey wird hier zu Lande als ein Religionsdienst angesehen. Die Europäer haben nichts verabsäumet, um diese abscheulichen Gewohnheiten abzuschaffen; ja die Holländer haben sich der Gewalt bedienet, um sie in dem Bezirke ihrer Botmäsigkeit zu vertilgen. Die übrigen Begräbnißceremonien sind eben so, wie bey allen Schwarzen in Africa. Noch besondere **Gebräuche**, die aber andere Gegenstände betreffen, sind folgende.

Das, was man anderwärts das **Völkerrecht** nennet, ist hier dem natürlichen Rechte nicht zuwider. Ein Mörder flüchtet sich vergebens in ein anderes Königreich; man verfolget ihn überall; und wenn er gefangen ist, liefert man ihn der Familie des Entleibten aus.

Bey

Bey uns befestiget man die Städte, entweder, um sich wider den Feind zu vertheidigen, oder, wenn es unglücklich geht, sich dahin zu flüchten: hier, wenn ein Krieg zwischen zweyen Nationen ausgebrochen ist, verheeret man auf beyden Seiten die Städte, und Dörfer, damit dem Soldaten keine Hofnung übrig bleibe, in sein Land zurück zu kehren. Die höchste Ehre bey diesen Kriegern ist, den Helm mit feindlichen Hirnschalen, und die Hausthüre mit dergleichen Kinnladen gezieret zu haben.

Ein Gläubiger, um sich bezahlt zu machen, geht hier nicht vor Gerichte: er nimmt seinem nächsten Nachbar das erste, was er habhaft werden kann, und übergiebt ihm sein Recht an dem Schuldner. Ein Schwarzer ist zuweilen so verwegen, daß er zu einem Hausvater geht, und sich beklagt, sein Sohn, Bruder, Neffe, oder Sclave, habe ihm Schaden gethan, und droht, er wolle jemanden töden, wofern er ihm nicht so gleich Genugthuung verschaffe. Ist er boshaft genug, seine Drohung zu bewerkstelligen, so muß der Hausvater die Strafe des Verbrechens tragen, so gut, als ob er es selbst begangen

hätte. In der Landschaft Axim geht ein solcher Mensch zu dem Richter selbst, und sagt zu ihm: „der und der hat mich beleidiget, er sey Ihnen hiermit übergeben.“ Auf diese Anklage wird der Beklagte in Verhaft genommen, und man legt ihn ohne weitere Untersuchung, eine Geldstrafe auf. Will er nicht bezahlen, so gehen die Richter gerades Weges auf den Markt, und nehmen auf seine Rechnung so viel Waaren aus. Ordentlich ist es Brandwein: diesen trinken sie zusammen aus; und es vergehen wenige Tage, daß sie nicht auf dergleichen Art schmausen.

Wenn man von einem Fremden einen Besuch bekommt, so giebt man ihm dreymal die Hand; und bey jedesmale nimmt man seinen mittelsten Finger, und läßt ihn knacken. Nach den ersten Complimenten bringen die Weiber Palmenoel, und reiben mit dieser Art von Essenz alle Theile des Leibes ihres Gastes.

Man hält es für eine Galanterie, ja für ein Zeichen einer Pracht, wenn man während dem Trinken sich das Kinn, die Brust, oder die Kleider begießt: man liebt, ganze Ströme Wein um sich herum fließen zu sehen. Auch die Matrosen nehmen gern Antheil an dieser Lust.

Oben, oder unten, weggelassene **Winde** werden bey diesen Völkern als die abscheulichste Unanständigkeit angesehen; und sie ließen sich eher das Leben nehmen, als dergleichen mit Willen zu begehen. Sie scheinen, sehr beleidigt zu seyn, wenn sie sehen, daß die Europäer nicht so zurückhaltend gegen sie sind.

Wenn eine **Frau** auf den Markt gehen, oder einen Besuch machen will, tunket der Mann vorher ein Stück von seinem Haus-Fetischen in Palmenwein, und seine Frau muß ein Glas davon, gleichsam zum Angelöbnisse ihrer Treue in der Abwesenheit, trinken; bey ihrer Rückkunft muß sie eben diese eidliche Versicherung wiederholen. Bey der **Trauung**, verspricht ein Mägdgen, ihren Mann zu lieben, und ihm treu zu seyn: der junge Mensch verspricht auch, seine Frau zu lieben, aber er sagt nichts von der Treue.

Fast alle Einwohner dieser Küste beobachten eine lächerliche, und ganz ausschweifende **Ceremonie**, wodurch sie den Teufel aus ihren Dörfern, und Städten zu vertreiben glauben. Acht Tage vor diesem Feste bereitet man sich durch Lustbarkeiten dazu, die der ausgelassenen Frechheit der alten Satur-

nalien beykommen. Es ist alsdenn erlaubt, auch die angesehensten Personen zu beleidigen; und einem jeden steht frey, zu sagen, was die Bosheit ihm nur eingeben kann. Die schimpflichsten Redensarten werden nicht bestrafet: die schändlichsten Erzählungen, die falschesten Beschuldigungen, die beißendesten Satyren, die gröbsten Schimpfwörter, die härtesten Verleumdungen, die abscheulichsten Lügen, kann man ungescheut vorbringen. Das einzige Mittel, den Verleumdern das Maul zu stopfen, ist: daß man ihnen fleißig zu trinken giebt. Alsdenn verändern sie ihre Schimpfreden, in Lobsprüche. Den achten Tag, sehr früh, höret man durch die ganze Stadt ein entsetzliches Geschrey: dieses ist der Anfang der Jagd. Die Einwohner kommen alsdenn alle zusammen, laufen hinaus auf das Feld, und werfen Steine, Holz, Erde, Koth, bis auf ihren Unflath, vor sich hin, gleichsam, als ob sie den Teufel die Flucht ergreifen sähen. Wenn sie ihn weit genug entfernet zu seyn glauben, kommen sie voller Freude zurück, und meynen, sie hätten nun nichts mehr zu befürchten. Unterdessen machen die Weiber Anstalt, und durchsuchen in dem ganzen Hause alle Winkel, scheuern auch alle ihre Gefäße,

aus

aus Furcht, der Teufel möchte sich etwa in einen Winkel, oder in den Fleischtopf, verstecket haben.

Ich verwunderte mich über die erstaunende Menge Götzen, die ich überall auf der Küste antraf, uud fragte einen von den Einwohnern, wie viel sie Götter hätten? „Wer könnte Ihnen das sagen, antwortete der Schwarze? Bey dem geringsten Vorfalle ist unsere erste Sorgfalt, einen Gott zu bilden, der uns Glück zu unserm Vorhaben verleihe. Einer wählt sich ein Reisbund, und bringt ihm Opfergeschenke; der andere giebt einem Dachziegel den Vorzug, fällt vor ihm nieder, und bethet ihn an. Dieser umfasset einen Baum, und richtet seine Gebethe an ihn; jener knieet vor einem Steine nieder, und opfert ihm. Nimmt das Vorhaben einen glücklichen Ausgang, so wird der neue Fetische mit Ehren unter die alten gesetzet; und sein Name vermehret unsere Litaneyen. Sie können hieraus schlüßen, fuhr er fort, daß wir so viel Götter haben, als es uns einfällt, oder wenigstens so viel, als sich Umstände dazu ereignen.“ Dieser Schwarze, Madame, war ein Freygeist, welcher das Ansehen

sehen haben wollte, sich über seine schwachen Landsleute aufzuhalten.

Eben diese Völker glauben an **Erscheinungen**, Gespenster, und alle dergleichen Thorheiten, davon auch der Pöbel in Europa noch nicht gänzlich zurück gekommen ist. Um diese unbequemen **Geister zu vertreiben**, nimmt man allezeit seine Zuflucht zu den Priestern. Diese lassen neben dem Hause des Verstorbenen eine große Tafel hinsetzen, welche auf Kosten der Familie auf das herrlichste besetzet wird; ist sie nun mit Speisen völlig bedecket, so begeben sich die Verwandten hinweg, um dem Geiste Zeit zu lassen, alle diese Gerichte zu genießen. In ihrer Abwesenheit verschwinden die Schüsseln; und am Abende glaubt alle Welt, ausgenommen die Priester, der Geist des Verstorbenen habe die Vorräthe verzehret, und werde nun niemanden mehr mit seinem Besuche stören.

Diese Leute haben alle Wochen einen **Ruhetag**, den sie eben so genau in Acht nehmen, als die Türken den Freytag, die Juden den Sonnabend, und wir den Sonntag. Dieser Festtag ist die Mittewoche angesetzet; und der Ursprung davon ist folgender.

Die

Die Fischer einer gewissen Gegend hatten an selbigem Tage einen entsetzlichen Sturm auszustehen gehabt, so daß alle ihre Kähne an einem Felsen waren zerscheitert worden; zum Andenken nun dieser traurigen Begebenheit wurde in der Nation beschlossen, an diesem Tage nicht mehr zu fischen, sondern ihn der Ruhe zu widmen, oder zu tanzen.

Einige dieser Leute glauben, der **Mensch** habe nicht mehr die **Gestalt**, wie sie zu Anfange der Schöpfung gewesen sey, sondern verschiedene seiner Glieder hätten ihren Platz verändert. Sie bilden sich zum Exempel ein, das höchste Wesen, um die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts zu begünstigen, habe diejenigen Theile, die dazu dienen, an den Ort gesetzet, wo wir die Nase haben; nachdem sich aber die Menschen genugsam vermehret hätten, wäre ihnen von Gott ein mehr verborgener, und bescheidener Platz angewiesen worden.

Man theilet hier zu Lande die **Schwarzen** in fünf **Classen**: in die Könige, in obrigkeitliche Gerichtspersonen, in Reiche, in gemeines Volk, und in Sclaven. **Erstere** haben nicht das geringste Majestäts-

Recht in ihren Palästen. An ihren Thüren sieht man keine Wachen, noch weniger beschäftigte Hofbediente, ihnen aufzuwarten. Wenn sie in die Stadt kommen, so sind sie nur von etlichen Sclaven begleitet; und wer ihnen begegnet, läßt nicht das geringste Zeichen von Respecte blicken. Sie haben mehrentheils ein so elendes Gefolge, und sind so übel bekleidet, daß man sie von dem übrigen Volke kaum unterscheiden kann. Ihre Armuth ist so groß, und ihr Gebiete so klein, daß es sich zuweilen nicht über ihr Dorf erstrecket. Es sind die Europäer, die sie mit dem Titel der Könige beehret haben; unter sich führten sie blos den Namen, als Hauptleute.

Man bemerket auch keinen Unterschied in der **Erziehung** der königlichen, und der gemeinen Leute Kinder. Ein Prinz wählet sich eine ehrbare Handthierung, als den Ackerbau, oder das Fischen, und erröthet nicht, die Früchte seiner Arbeit selbst auf dem Markte zu verkaufen. Mehrentheils geschieht es, daß, indem er den Thron seiner Väter besteigt, er zugleich seine wirthschaftlichen Beschäftigungen verläßt; und man hat Schwarze die Krone tragen gesehen, die bey den Europäern vorher

her in den niedrigsten Verrichtungen in Diensten gestanden hatten. Daher auch der geringste unserer Factore sich weit mehr zu seyn einbildet, als diese Africanischen Monarchen. Es giebt ihrer so armselige, ohne Geld, und Credit, daß sie einem Fremden, der sie besuchet, nicht ein Glas Wein anbieten können.

Die **Prinzeßinnen** vom Geblüte, wofern man ihnen anders diesen Titel geben kann, werden sehr jung, ohne Absicht auf ihre Geburt, verheurathet: es befremdet niemanden, wenn die Tochter eines Königes die Frau eines Sclaven wird. Ihre Neigung ist die einzige Regel ihrer Wahl: sie haben auch nicht zu befürchten, daß man ihnen als ein Verbrechen anrechne, das Recht der Natur den Vorurtheilen der bürgerlichen Gesellschaft vorzuziehen. Der unter uns bekannte Grundsatz, daß man den Stand, darinnen man gebohren ist, durch Verbindungen, welche die Einbildung verwirft, nicht schänden solle, ist eine bey diesen Barbarn ungewöhnliche Sprache; sie gründen die Glückseligkeit des Ehestandes auf die Uebereinstimmung der Personen; und es findet sich wegen dieses Artikels kein Vertrag unter ihnen, welcher misbilligte, das was ihre Neigung rechtfertiget.

Die

Die **obrigkeitlichen** Personen, als die zweyte Classe in dem Staate, werden unter den Angesehensten gewählet, und müssen von reifen Jahren seyn. Die Europäischen Factore haben bey diesen Wahlen mehrentheils den Vorsitz.

Die dritte Classe begreift die **reichen Leute;** es sey nun, daß sie ihr Vermögen ererbet, oder durch Fleiß erworben haben. Sie stellen den Adel der Nation vor, und erlangen diese Eigenschaft durch kostbare Feste, die sie dem Volke geben. Sie haben ihre Würde weder der Geburt, noch ihrem Amte, noch der Gunst, sondern blos dem Glücke, wodurch der geringste Sclave reich werden kann, zu danken: alle Ehrenstellen stehen denen offen, welche Vermögen genug haben, den dabey erforderlichen Aufwand auszuhalten. Das erste, was derjenige thun muß, der den Titel eines **Edelmanns** verlangt, ist, daß er einen Ochsen, mitten auf dem Markte, an einen Pfal binden läßt. Alsdenn macht man durch öffentlichen Ausruf kund, daß der und der Einwohner geadelt zu werden verlange. Jedermann macht sich hierauf zu der Einweihung fertig. Man versammelt sich auf dem

Platze;

Platze; man wünscht dem Candidaten Glück; man führt ihn in Triumphe durch die ganze Stadt; und zuletzt schlachtet man den Ochsen, der auf der Stelle unter das Volk vertheilet wird. Ich übergehe die Geschenke, und andere Kosten des Festes, welche manchmal so weit gehen, daß sie den neuen Edelmann ruiniren. Der Kopf des Thieres wird, als ein Denkmal seiner neuen Würde, in sein Haus getragen, aufgehenket, und bleibt sein vornehmstes Ehrenzeichen.

Diese **Edelleute** haben keine andere Handthierung, als daß sie Handlung treiben. Ob sie gleich Schwarze sind, fehlt es ihnen doch nicht an Ueberlegung, einzusehen, daß die Handlung die erste sich Triebfeder, sein Glück zu machen; daß sie sich bemühet, die Armuth zu entfernen, und solchergestalt mit dem Adel, den die Armuth verächtlich machet, wohl bestehen kann. Sie überlassen unseren Europäischen Edelleuten, sich in ihren alten, über einander fallenden Schlössern mit ihren lächerlichen Vorurtheilen zu weyden, und auf Rittersitzen, die ihre Herren nicht ernähren können, zu ergötzen.

Eines der größten **Vorrechte** dieser edelen Africaner ist, daß sie, nach Belieben, in ein helfenbeinernes Jagdhorn blasen können: dieses ist sonst niemanden erlaubet, als nur denen, welche in alle Rechte der Hoheit aufgenommen sind. Ein Schwarzer, aus niedrigerem Stande, der sich mit dergleichem Instrumente belustigen wollte, müßte es von ihnen borgen, und ihre Erlaubniß dazu erhalten. Ein anderer Vorzug, der sie hauptsächlich unterscheidet, ist, daß sie können öffentliche Proben ihrer Geschicklichkeit, und Stärke, in Kriegsübungen, ablegen. Sie bringen die Nacht unter freyen Himmel völlig bewafnet zu, und geben dadurch zu erkennen, daß sie keine Gefahr scheuen, und alle Arten von Beschwerlichkeiten zu ertragen wissen. Nichts kommt ihrem Stolze bey, so bald sie zu dieser Ehre gelanget sind: sie reden gegen Fremde beständig davon, und vergessen dabey keinen der Vortheile ihres Standes.

Was die zwey letzten Classen der Schwarzen auf der Goldküste betrift, nämlich des **Volkes**, und der **Sclaven**, so habe ich keine weiteren Anmerkungen über ihren Character, und Lebensart zu machen, als was ich

schon in meinen vorigen Briefen davon gesaget habe.

Fast die einzigen **Waaren**, welche auf dieser Küste verkaufet werden, sind **Gold**, und **Salz**. Aus eben diesem Golde haben die **Engländer** ihre **Münze** geschlagen, der sie den allgemeinen Namen des Landes, wo man es findet, gegeben haben. Die Englischen Guineen sind ohngefähr von eben dem Gewichte, und Werthe, wie unsere Louisd'or. Die Schwarzen graben an den Oertern, wo das Wasser von den Bergen fällt, Löcher in die Erde; und das Gold sinkt durch seine eigene Schwere darinnen zu Boden. Sie nehmen alsdenn den Sand heraus, waschen und sieben ihn, so lange, bis sie etliche Körner finden, die ihre Mühe belohnen. Die Europäischen Kaufleute nehmen gemeiniglich einen Schwarzen in ihren Sold, der das ächte Gold von dem falschen, welches eine Art von Kupferstaube ist, und in dem Handel großen Betrug veranlasset, zu scheiden weis.

Man unterscheidet hier **dreyerley** Arten von **Golde**: das Fetische, die Stangen, und das Pulver. Das Fetische-Gold ist geschmolzen, oder in verschiedenen Formen gearbeitet,

beitet, und dienet beyden Geschlechten zum Putze. Unter den Eingebohrnen des Landes ist nichts gewöhnlicher, als dergleichen Arten von Zierrathen. Bey öffentlicheu Tänzen sieht man Weiber, die bis zwey hundert Unzen dieses Metalles an sich tragen. Die Stangen sind Stücken von allerhand Gewichte, so wie man sie, sagt man, in den Goldgruben findet; sie sind aber dem Zusatze sehr unterworfen. Das beste Goldpulver ist dasjenige, welches aus dem Königreiche Axim kommt. Die Schwarzen glauben, da Gott seine Gaben habe unter den Weißen und Schwarzen austheilen wollen, er letzteren erlaubet hätte, das Gold, oder die Wissenschaften, zuwählen. Sie hätten dem Metalle den Vorzug gegeben, und Gott, um sie wegen ihres Geitzes zu strafen, habe ihnen auferleget, der Herrschaft der Weißen unterwürfig zu seyn. In dieser Meynung glauben sie fest, daß es den Africanern nicht möglich sey, lesen und schreiben zu lernen; im Gegentheile aber sey ihr Land das einzige, woher man Gold bekomme.

Das Salz bringt den Schwarzen auf dieser Küste unglaublichen Reichthum. Diese

ein-

einzige Waare zieht alle Völker des innern Africa herbey. In denen Gegenden, woher die meisten Sclaven geliefert werden, giebt man zwey Menschen für eine Handvoll Salz. Die Schwarzen machen Gruben, und leiten Seewasser hinein; durch die Sonnenhitze dünsten die wässerigen Theile davon aus, und es bleibt das herrlichste Salz, das keiner weitern Zurichtung bedarf, übrig. An einigen Oertern findet man ordentliche Salzquellen, wobey man nichts als die kleine Mühe hat, dieses in größtem Ueberflusse vorhandene Geschenk der Natur jeden Tag zu sammeln. Das Salz ist von außerordentlicher Weiße: man sähe es um desto eher für Zucker an, da man ihm gemeiniglich die Forme eines Zuckerhutes giebt. Die Schwarzen brauchen viel davon zu ihren Speisen; sie verkaufen es in unglaublicher Menge auf der Küste; und verführen es in viele Länder, da denn die Beschwerlichkeit der Reise den Preis ungemein erhöhet. Sein einziger Fehler ist, daß es die Sonnenhitze nicht verträgt: es wird herbe davon, und bekommt eine Art von Bitterkeit.

Was ich auch noch merkwürdig auf dieser Küste finde, ist ein **Baum**, der so erstau-

nend groß ist, daß ein Schäfer mit seiner Heerde sich vor der Sonne darunter verbergen, und eine ganze Armee von seinen Schatten bedecket werden kann. Ich habe ihrer so breite, und dicke gesehen, daß eine von dem einen äußersten Ende der Aeste losgeschossene Musketenkugel, kaum das andere Ende erreichet haben würde. Von einem einzigen Stamme dieser Bäume macht man Kähne, worinnen funfzig Menschen Platz haben. Die Holländer haben in der Nähe von Axim einen solchen Baum gefället, dessen Schaft acht und vierzig Fuß im Umfange hatte. Das Holz davon ist leicht, und schwammig; und die Frucht trägt eine Art von Baumwolle, die man zu Matrazzen braucht, da das Clima, und die große Hitze, nicht verstatten, auf Federbetten zu schlafen.

Die **zahmen Thiere** auf der Goldküste, als Pferde, Kühe, Ziegen, Schaafe, sind klein, mager, dürr, ausgezehret, von schlechter Güte, und übeln Geschmacke. Die Schaafe sind nur halb so groß, als die unseren; und die Natur, welche die Sachen zuweilen verkehrt zu machen scheint, hat sie mit Haaren, anstatt der Wolle, bedeckt, so wie

sie den Menschen dieses Landes, Wolle, anstatt der Haare, gegeben hat. Doch, so gering auch diese Thiere sind, so häufig bedient man sich ihrer zu den Schlachtopfern, und zur Speise auf den Tisch der Priester. Einsmals, da ich der Leichenrede eines vornehmen Schwarzen beywohnete, nahm der Redner, beym Schlusse seiner Rede, alle Kinnbacken derer Schaafe, welche der Verstorbene in seinem Leben geopfert hatte, in die Hand. Sie waren zusammen gereihet, und stellten eine Art von Kette vor, davon der Prediger das eine Ende hielt, das andere aber in das Grab hieng. Er rühmte den Eifer des Verstorbenen, und ermahnte die Anwesenden, diesem Beyspiele zu folgen. Er verstund ohnfehlbar die Kunst zu überreden; denn nach der Predigt kam ein jeder, und opferte ein Schaaf, davon der Priester das Beste bekam.

Die Schwarzen führen eine lächerliche Ursache an, warum die **Böcke** übel riechen. Sie geben vor, beym Anfange der Welt wäre die Erde von einer Frau beherrschet worden, welche wohlriechende Sachen geliebet, und sich mit Essenzen und Balsame bestrichen hätte. Die Böcke hätten sie gebeten, ihr Recept ihnen

nen mitzutheilen, damit sie sich mit diesen Oelen auch bestreichen, und dadurch angenehmer machen könnten. Die Frau wäre über diesen Antrag böse geworden, und um sie wegen ihrer Einfalt zu bestrafen, hätte sie ihnen ein stinkendes Fett gegeben, davon sie den übeln Geruch beständig behalten hätten.

Ich habe von den Ameisen in Guinea, und von ihrer erstaunenden Gefräßigkeit, schon sonst Erwähnung gethan. Sie kommen denen von Guiana, welche man Herumläufer nennet, ziemlich bey, wenn es nicht gar die nämlichen sind. Ihre Nester machen sie mitten auf die Felder, und auf Hügel; und diese mit großer Kunst verfertigten Wohnungen sind zuweilen von Mannshöhe. Sie bauen sie auch auf die höchsten Bäume; und kommen von allen diesen Oertern, die Holländer in ihren Festungen zu belagern. Sie zerlegen ein Schaaf mit solcher Nettigkeit, daß der geschickteste Anatomicus kein schöneres Skelett daraus verfertigen könnte. Ein Huhn ist für sie ein Zeitvertreib von einer Stunde. Selbst eine Ratte, so geschwind sie auch im Laufen ist, kann diesen fürchterlichen Feinden nicht entgehen: wenn sie so gar nur von einer ein-

zigen

zigen Ameise angefallen wird, so ist sie verloren; denn unterdessen, daß sie sich bemühet, sie abzuschütteln, kommt eine Menge anderer, die sie bewältigen. Diese schleppen alsdenn die Ratte an einen sichern Ort; und sind ihre Kräfte nicht hinlänglich, so holen sie eine Verstärkung, bemächtigen sich ihrer Beute, und schaffen sie in der schönsten Ordnung fort. Ein Engländer versicherte mir, daß sie sich niemals auf den Weg machten, ohne dreyßig bis vierzig Führer, welche die anderen an Größe übertreffen, an ihrer Spitze zu haben, die den ganzen Zug anordnen. „Ich habe, fuhr er fort, eine erstaunende Menge dieser Thiere zu uns, nach Capo Corso, kommen gesehen. Es war fast Tag, als der Vortrupp in die Kapelle hinein marschirte, wo etliche Schwarze auf dem Fußboden schliefen. Diese wurden gar bald aufgewecket, und, nach gehaltener Berathschlagung, ergrif man das Mittel, ein Lauffeuer von Pulver auf den von ihnen genommenen Wege, und an allen Oertern, wo sie sich zu zerstreuen anfiengen, zu machen. Auf diese Art wurden ihrer Millionen getödet; aber der Nachtrupp, da er die Gefahr merkte, kehrte so gleich um, und flüchtete sich nach seinen Wohnungen.“

Die anderen Thiere auf der Goldküste, sowohl die vierfüßigen, als die Vögel, Fische, kriechende Thiere, Ungeziefer, sind ohngefähr so, wie in dem übrigen Africa.

Ich bin, u. s. w.

Fort St. Antonio, im Königreiche Axim, den 22. Aug. 1753.

Ende des vierzehnten Theils.

Ver-

Verzeichniß
der in diesem Theile befindlichen Materien.

Der 163 Brief.

Das Vorgebirge der guten Hofnung.

Seine Lage; und Entdeckung: seine verschiedene Benennung S. 3
Dieses Cap ist einer der besten Stapel auf dem Wege nach Ostindien; des Abtes de la Caille Aufenthalt daselbst wegen astronomischen Beobachtungen 4
Des Abts übrige Umstände, und Lob 5
Seine Anmerkungen über Rio = Janeiro in Brasilien 7
Beschreibung dieser Stadt 8
Die dasigen Einwohner 10
Kleidung der Weiber 11
Dasige Lebensart 12

Des Portugiesischen Dichters, Camoens, Heldengedicht Lusiade: des Vasco de Gama Anrede darinnen: seine Ansicht des Cap unter der Gestalt eines Riesen 15
Abentheuerliche Prophezeyungen dieses Riesens 17
Des Portugiesischen Generals Almeyda Tod 19
Schifbruch einer Portugiesischen Armee 20
Schifbruch des Statthalters de Sousa, und seiner Gemahlinn 21
Fernere Unterredung des Generals Vasco de Gama mit dem Riesen 22
Erklärung des dichterischen Ursprungs dieses Cap 24
Den Portugiesen bleibt keine Hofnung übrig, Errichtungen in diesem Lande zu machen: die Engländer sind nicht glücklicher 25
Der Besitz dieses Landes war den Holländern vorbehalten 26
Reisen der Engländer nach diesen Küsten 27
Die Spanier haben keine Eroberungen daselbst zu machen gesucht: auch den Franzosen hat es nicht geglückt 28
Der Stifter der holländischen Colonie auf dem Cap 29
Der neue Statthalter daselbst legt ein Fort an: seine übrigen Anstalten 30

Wie

Wie weit sich die holländischen Besitzungen erstrecken 31

Der 164 Brief.

Fortsetzung von dem Vorgebirge der guten Hofnung.

Die Colonie ist in vier Kreise getheilet 32
Beschreibung des Tafel-Berges 33
Ein Wetterzeichen, das sich auf diesem Berge sehen läßt 34
Der Löwen-Berg: der Wind- oder Teufels-Berg 35
Die Stadt Cap: ihre Gebäude 36
Ihre Kirche, Hospital, und Garten: die Festung 37
Die besten Pflanzörter, nebst anderen Gebäuden, sind in dem Thale des Tafelberges 38
Der Tyger-Berg: die Bay vom Holze, und von Saldana 39
Sandige Gegenden auf dem Vorgebirge 40
Häufige Schlangen daselbst: die Colonie von Drakenstein 41
Sie besteht meistens aus Französischen Protestanten: der Piquet-Berg 42
Beschreibung der astronomischen Anstalten des Abtes de la Caille auf dem Berge 43

Dieses Abtes Beschreibung der Sitten und Gebräuche in dem Lande: der Holländer Regirungsform auf dem Vorgebirge: der hohe Rath, eines der acht Tribunale 44
Das Justiz-Collegium: der Gerichtshof für Heurathen: die Weysen-Kammer; der geistliche Rath 45
Der Rath des allgemeinen Wesens: das Kriegs-Tribunal: die holländische Compagnie unterhält viel Ober- und Unterbediente; Bestreitung dieser Unkosten: Vortheile der Colonisten 46
Ihre Gelindigkeit gegen die Hottentotten, und übrige kluge Regirung; dennoch führen die Einwohner allerhand Klagen 47
Beschaffenheit der Sclaven vom Cap 48
Wo die guten Cap-Weine wachsen; sie werden sehr verfälschet 49
Wie sie sind angeleget worden 50
Eigenschaft dieser Weine: vortrefliche Küchengewächse auf dem Cap 51
Gutes Obst: alle diese Gewächse sind von den Holländern dahin gebracht worden 52
Die Einkünfte der Einwohner bestehen in Viehe, und Butter: man zieht viele Pferde auf 53

Wozu

Wozu sie gebraucht werden: auf was für Art man in diesem Lande mit Annehmlichkeit reiset 54
Schlechtes Brod, und Bier; auch lieben die Einwohner mehr, eingesalzenes Fleisch, und getrocknete Fische, als frisches 55
Das Wildpret ist nicht gut 56
Zahm gemachte Strause, worauf die Schwarzen reiten: keine Papageyen findet man; wohl aber Affen 57
Ihre Gestalt, und List: die reißenden Thiere halten sich von dem Cap entfernt 58
Welche die schädlichsten Thiere daselbst sind 59
Witterung auf dem Cap 60

Der 165 Brief.

Fortsetzung von dem Vorgebirge der guten Hofnung.

Lebensart der Hottentotten: woher ihr Name kommt: Ursprung dieses Volkes 62
Verschiedene Völkerschaften der Hottentotten 63
Ehemalige Verfassung dieser Völker: ihr Gesicht, Haut, Gestalt 64

Ihre

Ihre Geschwindigkeit im Laufen: ihre Weiber 65
Ihre große Unreinlichkeit: ihre Speisen 66
Ihr Hauswesen, und Verrichtungen 67
Ihr Getränke: ihre Kleidung 69
Wie sich die Weiber zu putzen pflegen: ihre Wohnungen 71
Der Hottentotten Handthierung ist der Hirtenstand 72
Wie sie sorgen, ihre Heerden vor den wilden Thieren zu bewahren: Beschreibung der allgemeinen Jagden 73
Wie die Weiber Butter machen: dieser Völker Regirungsform 74
Lebensart der Einwohner in ihren Dörfern 76
Wie sie Krieg führen. 77
Ceremonie, wie die jungen Leute in die Zahl der Männer aufgenommen werden 78
Andere wunderliche Gebräuche 79
Vorgegebene Ursachen davon 80
Wie sich diese Völker verheurathen. 81
Die Vielweiberey ist bey ihnen eingeführet: Strafe des Ehebruchs: Bedingungen, wenn eine Wittwe wieder heurathet: was bey der Geburt der Kinder beobachtet wird 82

Sie haben einen Ritterorden: Einweihung dazu 83
Die Hottentotten stellen bey jedem glücklich erfolgten Unternehmen ein Fest an 84
Sie haben keine Kenntniß von Gott 85
Ihr gottesdienstliches Andenken ehrwürdiger Männer: ihre allgemeine gute Denkungsart 86
Sie beobachten genau die Regeln des natürlichen Rechts: allgemeine Neigung der Nation zum Trunke 87
Abreise des Abts de la Caille von dem Cap 88
Seine Beschreibung von der Insel Isle de France 89
Diese Insel ist ein Zufluchtsort für die entlaufenen Sclaven, und für die Marrons: man stellet Jagden auf sie an 90

Der 166 Brief.

Das Königreich Angola.

Die Portugiesen haben das Fort S. Philipp auf die Küste gebauet: ungesunde Luft daselbst 92
Character der Schwarzen, und übrigen Einwohner dieser Gegend 93

Be=

Beschreibung des Königreichs Angola: seine Regirungsform: Kriegszucht: Residenz des Königes 94
Schicksale dieses Staates: die Prinzeßinn Zinga wird Königinn 95
Ihre Geschichte: ihr Character 96
Noch ehe sie den Thron bestieg, wurde sie als Gesandtinn zu den Portugiesen geschickt: ihr Bezeigen dabey 98
Zinga läßt sich taufen: sie veruneiniget sich mit den Portugiesen: 99
Sie überläßt sich der abscheulichsten Wildheit 100
Ihre Bekehrung 101
Sie läßt eine Kirche bauen 103
Sie heurathet noch im hohen Alter 104
Ein Zufall, wodurch sie beynahe wieder in ihre vorige Barbarey verfallen wäre 105
Sie stellt ein großes Fest, und Gastgebot an 108
Ihre gewöhnlichen Mahlzeiten 109
Ihre Ausbreitung der christlichen Religion 110
Nach ihrem Tode wird der Götzendienst wieder eingeführet: die Einwohner von Angola 111
Justizverwaltung in diesem Königreiche 112

Die

Die Portugiesen führen alle Jahre viele Schwarze von hier nach America: die Waaren, welche sie dafür geben 113
Lebensart der Einwohner von Angola 114
Besitzungen der Portugiesen in diesem Lande: die Hauptstadt Loanda 115
Die Cathedralkirche: das Jesuitercollegium 116
Das Capucinerkloster daselbst ist die Pflanz-Schule der Mißionen: des Statthalters Palast 117
Die Classen der Europäer in Loanda: die hier in Menge wohnenden Mülaters 118
Alle Schwarze von Loanda müssen Sclaven werden 120
Sie bekennen sich zum Christenthume: Aufführung der Sclavinnen, und der Portugiesischen Weiber in Loanda 121
Der Weißen in Loanda Gefolge, wenn sie ausgehen 122
Regirungsform von Loanda: Tribut der Schwarzen 123
Die Insel Loanda: großer Gewinn von den dasigen gefischten Muscheln, Zimbis genennt: Dörfer, und Landhäuser, fruchtbarer Boden, und vortrefliches

Wasser

Wasser daselbst: besondere Eigenschaft von letzterem 124
Der Fluß Coanza im Königreiche Angola 125
Wie Portugal dieses Königreich erlanget hat 126

Der 167 Brief.

Das Königreich Congo.

Der Fluß Congo, oder Zaire 127
Auf diesem Flusse sind ansehnliche Inseln: die Schwarzen daselbst machen sich Wohnungen auf den Bäumen: der Ehestand ist bey ihnen unbekannt 128
Ihr schwacher Verstand: ihre Priester stellen Zauberer vor: ihr Götze 129
Größe des Königreichs Congo: die Hauptstadt S. Salvador: die vorzügliche Annehmlichkeit ihrer Lage 130
Der königliche Palast: die Cathedralkirche 131
Anzahl der Einwohner dieser Stadt: Beschäftigung eines dasigen Capuciners, die Geschichte des Landes in kleinen Wachsfiguren vorzustellen 132
Seine Erklärung davon, als die Entdeckungen der Portugiesen 133

Der Prinz Heinrich von Portugal befördert solche ungemein 134
Er läßt Schiffe ausrüsten, welche die Insel Madera entdecken 135
Er läßt Weinstöcke, und Zuckerrohr daselbst pflanzen: Begräbnißkapelle des berühmten Engländers Macham 136
Das Cap Bajador überfährt der berühmte Gilianez: der Prinz Heinrich erhält von dem Papste einen Schenkungsbrief über alle von den Portug. entdeckte Länder 137
Die Mohren bringen den Portugiesen das erste Gold: die Insel Arguin 138
Der Portugiese, Tristan, entdeckt das grüne Vorgebirge: Fernandez geht noch weiter: der erste Löwe, der nach Europa gebracht wird 140
Der Capitain Bellarte segelt nach dem grünen Vorgebirge und wird daselbst getödet: ein Genueser, Noli, erobert die Inseln des grünen Vorgebirges 141
Absterben des Prinzen Heinrich: Gestalt, und Character dieses Prinzen 142
Unterredung des Portugiesischen Admirals Azambusa, mit einem Könige des Landes 143

Der Admiral erbauet die Stadt S. George: er schickt eine Flotte mit Golde nach Portugal: der König von Portugal nimmt den Titel eines Herrn von Guinea an: läßt in den entdeckten Ländern große Steine aufrichten 144
Diego Cam thut mit etlichen Mißionnairen eine Reise an den Hof des Königes von Congo: wie sie aufgenommen werden 145
Der König von Congo läßt sich in der christlichen Religion unterweisen: wie er dem Portugiesischen Generale Audienz giebt 146
Er will eine Kirche bauen lassen: Ceremonie bey der Taufe des Königs 147
Eine seiner Weiber, viele Vornehme, und der Kronprinz, lassen sich auch taufen 148
Der Kronprinz legt den Grund zu der Cathedralkirche in S. Salvador 149
Die Insel St. Thomas: deren Bischof 150
Verfall des Christenthums in diesem Königreiche 151
Der König von Portugal nennet sich Beschützer des Königreichs Congo: Kleidung aller vorgestellten Personen 152

Kleidung des Königes von Congo 153
Kleidung der Damen: Speisen der Einwohner 154
Das ganze wohl ausgedachte Puppenspiel macht dem Capuciner-Mißionnaire, als Erfinder, Ehre 155

Der 168 Brief.

Fortsetzung von Congo.

Vertheilung der Provinzen dieses Landes unter die Mißionnaire 156
Dieser ihre Vorzüge, und Gewalt: ihre Ankunft zu Loanda 157
Ihre Reise in dem Königreiche Congo: es giebt keine Landstraßen daselbst 158
Die dasigen Häuser: das Landvolk beyderley Geschlechts geht ganz nackend 159
Das ganze Land ist ein Bild der Unschuld und Einfalt der ersten Menschen: Beschäftigung der Einwohner 160
Wie der Chef eines Dorfes den Mißionnair aufgenommen hat: Art zu grüßen dieser Africaner 161
Anordnungen der Mißionnaire in den ihnen angewiesenen Oertern 162

Die Kinder der Schwarzen werden getaufet 163
Anstalt zum Messelesen: Abendessen der Schwarzen 164
Wie die Schwarzen von Congo ihre Gastgebote anstellen 165
Die Mißionnaire unterweisen die Jugend in der christlichen Religion 166
Sie kommen in ein Dorf, wo sie des Nachts von Tygern gestöret werden: Aberglaube dieser Thiere wegen 167
Der Bart dieser Thiere soll giftig seyn 168
Ungeheure Elephanten dieses Landes: man verjagt sie mit Feuer: der Werth der Elephanten = Zähne war ehedem den Schwarzen unbekannt 169
Die Mißionnaire treffen auf ihrem Wege eine entsetzliche Schlange an 170
Wie diese Thiere ihre Beute machen 171
Ihre liebste Nahrung 172
Wie die Vornehmen des Landes zu reisen pflegen: die Stadt Bamba 173
Silbergruben in der Provinz Bamba: Wichtigkeit des Sclavenhandels daselbst: große Waldungen: das Volk bekennet sich größten Theils zum Christenthume: diese Provinz ist die reichste des Kö=

Königreichs: sie führt den Titel eines Herzogthums: diesen, und andere Titel haben die Europäer eingeführet 174
Regirungsform dieses Königreichs: es ist kein geschriebenes Gesetz vorhanden: die Art zu strafen 175
Wie die Processe geführet werden 176
In peinlichen Fällen nimmt man seine Zuflucht zu abergläubigen Proben 177
Die Mißionnaire machen der königlichen Familie ihre Aufwartung: des Königes Hofstaat: seine unumschränkte Gewalt 178
Die Großen des Reichs wählen den Thronfolger: die Krönungsceremonien 179
Titel des Königes von Congo 180
Sein Hofstaat, und Räthe: wenn er Audienz giebt: wie er speiset 181
Seine Weiber: der Königinn Einkünfte: ihre Hofdamen 182
Dieser Wilden Art zu heurathen: sie nehmen einander zur Probe 183
Leichte Strafe des Ehebruchs: Mäßigkeit der Schwarzen im Essen 184
Menge großer Ratten in diesem Lande 185
Ehrenbezeugungen, welche man den Mißionnairen bey ihrer Ankunft erweiset 186

Der 169 Brief.

Fortsetzung von Congo.

Ehemaliger Götzendienst dieser Völker 187
Ihre Götzen hießen Mokisso. 188
Wie diese Götzen verfertiget wurden 189
Die Priester legten in Ansehung dieses Götzendienstes beschwerliche Ceremonien auf 190
Das Oberhaupt der Religion, oder der hohe Priester der Schwarzen 192
Die übrigen Priester der hohen Geistlichkeit: ihre Benennungen, und Verrichtungen 193
Alle diese Priester legten sich auf Zauberkünste 195
Ein großer Theil der Einwohner bleibt noch bey dem alten Götzendienste: die Priester verbieten gewisse Speisen, und Getränke 196
Andere abergläubige Gebräuche: großes Ansehen der Priester: ihr Haß wider die Mißionnaire 197
Ein Beyspiel davon: die Provinz Songo 198
Sie führt den Titel einer Grafschaft: ihre übrige Verfassung 199

Dem

Dem Grafen von Songo wird alle Jahre gehuldiget 200
Neigung dieser Völker einander zu vergiften 201
Einer der Mißionnaire hält dieserwegen eine Predigt 202
Was die Probe des Bolungo ist 203
Eines Mißionnairs Vorstellungen dieserhalben an den Fürsten 204
Character des Fürsten, und der Einwohner 205
Sie sind in der Kriegskunst sehr unerfahren 206
Worinnen ihre Manufacturen bestehen 207
Ihr Geld: Landesproducte: Sclavenhandel: ihre Fähigkeit zur Handlung: das gemeine Volk ist unbekleidet 208
Wie sich die Vornehmen kleiden: wie die Weiber: Beyspiel einer Dame, die durch Zaubermittel Kranke heilen wollte 209
Die Zauberey ist in dieser Gegend sehr gemein 211

Der 170 Brief.

Fortsetzung von Congo.

Begebenheit eines Mißionnairs mit einer Zauberinn 212
Die Mißionnaire verbieten den Einwohnern mit den Engländern, als Ketzern, zu handeln: sie hatten den Grafen von Songo dieserhalben in Bann gethan 215
Ein daher entstandener großer Streit 216
Mittel zur Aussöhnung 217
Der Fürst wird absolviret 219
Beyspiel von dem schlechten Zustande der Religion in diesem Lande 222
Geschichte eines Mißionnairs, der von Ameisen überfallen wurde 224
Wie man dieses Ungeziefer vertreibet 225
Geschichte eines Mißionnairs, der in dem Königreiche Mokokko getaufet hatte: des dasigen Königs seltsame Anforderung an den Mißionnair 226
Eigennütziges Bezeigen der Einwohner eines Dorfes gegen die Mißionnaire 227
Beschreibung eines Götzentempels 228
Die Schwarzen zünden das Gras an, die wilden Thiere zu verjagen: wie man

sich bey dieser Gelegenheit in Sicherheit setzt 229
Vieles Ungemach der Mißionnaire in diesem Lande: Liebesdienste der Portugiesen 230
Die Capuciner aus Italien sind beliebt: die Stadt Zayre: der Engländer Sclavenhandel daselbst 231
Der Englische Factor nimmt den Mißionnair mit nach Hofe: ihre Audienz bey dem Könige von Zayre 332
Beschreibung dieses Fürsten(233
Unterhandlung wegen der Sclaven: der Factor macht dem Könige Geschenke 234
Beschreibung der Stadt Zayre, und der übrigen Provinzen dieses Königreiches 235
Vorurtheil dieser Wilden, wenn jemand stirbt: wie sie ihre Toden begraben 236
Bey Vornehmen begräbt man zugleich lebendige Sclaven: mit dem Könige von Congo werden zwölf lebendige junge Mädchen begraben 238
Im Königreiche Congo giebt es keine Aerzte: die gewöhnlichen Krankheiten daselbst 239
Die Provinz Pango: Vorrechte der Provinz Batta 240

Des Fürsten von Batta ansehnlicher Hofstaat: Einkünfte des Königes von Congo: seine Mittel sie zu vermehren 241

Kein Geld wird in diesem Lande geprägt: die Metalle und Steine daselbst: der Winter in Congo 242

Der Feldbau: die Gärten daselbst 243

Der 171 Brief.

Das Königreich Loango.

Beschreibung der Hauptstadt Loango: der königliche Palast 244

Das Serail: Gewalt der königlichen Mutter 245

Platz zum öffentlichen Verkaufe der Lebensmittel: Beschaffenheit der Häuser, und des Hausgeräthes: der Haven: zwey Götzenbilder daselbst: ihre Feste 246

Abergläubige Verehrung noch anderer Götzen: der Einwohner große Ehrfurcht für ihre Könige 247

Göttliche Eigenschaften, die man ihnen zuschreibt: man glaubt, sie können regnen lassen: die dabey beobachtete Ceremonie 248

Wie der König von Loango speiset: wie er trinket 249

Wenn er Audienz giebt: sein Thron 250
Pracht des Königs bey großen Festen: was der Kilomba ist 251
Demüthigung des Volkes vor dem Adel: Thronfolge: Residenz des Thronfolgers: Ehrfurcht für ihn 252
Wie die Provinzen verwaltet werden: was die Probe des Bonda ist 253
Zahlreiche Armee des Königes von Loango: wie die Soldaten gekleidet sind 255
Beschreibung der Tyger= und Leoparden=Jagden 256
Religionsdienst dieses Landes: die Beschneidung ist dabey eingeführet: dieser Völker Begriffe von dem Schicksale der Seele nach dem Tode 257
Man glaubt, wenige Leute stürben natürlichen Todes 258
Aberglaube bey den Leichenbegängnissen 259
Der Könige Begräbnißort: Provinzen des Königreichs: die besondern Gebräuche daselbst: die Schwarzen von Gobbi bieten den Fremden ihre Weiber an: ihre Ursachen 260
Wenn ein Mägdgen sich verführen läßt: die Stadt Mayomba 261

Beson=

Besondere Eigenschaft eines dasigen Flusses: die Einwohner sind große Jäger, und Zauberer: Prüfungen der Priester ihres Götzen 262
Dieser Völker Speisen: das Land ist voller Holz 263
Die Provinz Kakongo ist die angenehmste: der Haven von Kapinda: die Landschaft Angoi: wie die dasigen Prinzeßinnen ihre Männer wählen 264
Ursprung des Königreichs Loango 265
Das Cap Lopez Gonsalvo: der Fluß Olibato: die daran gelegene Stadt ist die Residenz eines kleinen Fürsten 266
Dasiger Handel, und Landesproducte: die Landschaft Gabon, mit ihren Inseln 267
Dieser Völker Neigung zum Brandweine, und Geilheit 268
Ihr Anputz: sie berauschen, und schlagen sich: die Küste Angra, nebst den Inseln Corisco 269
Auf diesen Inseln wächst schönes rothes Holz: der Fluß Camarone: der Handel, und die Producte dasiger Gegend 270

Die Gegend Ambozi hat ungemein hohe Berge: die Stadt Biafara: der Fluß Kalabar in der Gegend des Capo Formoso 271

Der 172 Brief.

Das Königreich Benin.

Lage des Königreichs Benin: der Fluß Rio-Formoso: seine vielen Inseln 272
In den Städten wird ein großer Sclavenhandel getrieben: die Hauptstadt heißt Oedo, oder Benin: ihre Beschreibung 273
Des Fürsten Aufzug, wenn er öffentlich erscheinet: seine große Menge Sclaven 274
Die königlichen Einkünfte: der König, beym Antritte seiner Regirung läßt seinen Bruder umbringen: seine Anordnung wegen der Thronfolge 275
Wie der Thronfolger ausgerufen wird; und was er zu beobachten hat 276
Der König überläßt seine Herrschaft seinen Ministern: sein Kriegswesen 277
Seine Minister und Hofbediente sind in drey Classen getheilet 278

Wo

Wodurch sich die hohen Kronbedienten unterscheiden 279
Gesetz, wegen Unterhaltung der Armen: Erbschaftsrecht: Schicksal der Wittwen eines Vaters. 280
Strafe des Ehebruchs 281
Die gerichtlichen Proben sind in diesem Lande auch eingeführet 282
Alle Verbrechen werden mit Gelde bezahlt: Gebräuche, und Neigungen der Einwohner von Benin: ihre Großmuth, und gutes Herz 283
Ihre Kleidung 284
Ihre Gebräuche sind denen der übrigen Africaner gleich 285
Besondere Gebräuche bey der Geburt der Kinder: desgleichen bey Begräbnissen 286
Ingleichen bey dem Tode ihres Königes 287
Jahresfest zu Ehren der Verstorbenen 288
Aberglaube in dem Lande wegen gewisser Vögel: andere dergleichen Meynungen 289
Ouverry, die Hauptstadt des Königreiches dieses Namens: die dasigen Einwohner verabscheuen Menschenopfer: sie haben einigen Begrif vom Christenthume 290

Ge-

Geschichte zweyer Mißionnaire mit dem Könige von Ouverry, wegen seiner Verheurathung 291
Nach dieser Heurath wurde das ganze Königreich bekehret: die Insel St. Thomas 293
Die Inseln Annobon, do Principe, Fernando 295

Der 173 Brief

Das Königreich Ardra.

Des Königs von Ardra Gesandtschaft an den König von Frankreich 296
Es ist eine Beschreibung davon gedruckt: die Franzosen schicken Schiffe nach Ardra 297
Ihre Geschenke an den Monarchen 298
Unterredung mit dem Erbprinzen 299
Die den Franzosen bezeigten Vorzüge erwecken Mißgunst bey den Holländern: Kleidung des Prinzen, und der meisten Einwohner 300
Gastmahl bey dem Prinzen 301
Des Prinzen Merkmale von Hochachtung gegen die Franzosen 302

Ein zweytes Gastgebot des Prinzen zu Groß-Foro: der königl. Palast in der Hauptstadt 303
Die Hauptstadt heißt Assem: ihre Beschreibung 304
Audienz des Französischen Gesandten 305
Dessen Antrag, wegen einer zu errichtenden Handlung zwischen beyden Nationen 306
Der Französische Schifscommendant thut eine Reise an den Hof 307
Seine Aufnahme daselbst: seine Audienz beym Könige 308
Schilderung dieses Fürsten 309
Der König verweigert des Commendanten Verlangen 310
Die dem Könige gemachten Geschenke: der Commendant erhält Erlaubniß, sich in dem Palaste umzusehen 311
Er wird zur Audienz beym Erbprinzen geführet 312
Der oberste Priester giebt dem Commendanten ein prächtiges Abendessen 313
Würde, und Verrichtungen des obersten Priesters 314

Be-

Beschreibung der Fetischen, oder Familien-Götzen: die Priester im Lande sind zugleich Aerzte in den Familien 315
Die Verstorbenen werden in ihren Häusern begraben 316

Der 174 Brief.

Fortsetzung von Ardra.

Der Holländer Mißgunst wegen der den Franzosen ertheilten Vorzüge: Uneinigkeit wegen des Ranges 317
Rede des Königes zu Beylegung des Streites 318
Er ernennet einen Gesandten an den Französischen Hof 319
Des Gesandten Abreise 320
Dessen Ankunft, und Aufnahme in Paris 321
Seine kluge Aufführung daselbst 322
Er wird zur königlichen Audienz geführet 323
Rede des Gesandten 324
Die königliche Anwort 326
Des Gesandten Audienz bey der Königinn 327

Seine Audienz bey dem Dauphin: die Ostindische Compagnie giebt ihm ein herrliches Gastmahl 328
Seine Audienz bey dem Minister 329
Er beantwortet die Fragen des Ministers, und macht die Beschreibung seines Landes: dieses Königreichs Städte, Fruchtbarkeit, Erzeugungen 330
Die Speisen, und Getränke, die Luft, und Bevölkerung des Königreichs Ardra 331
Dessen Nachbarn, und Kriege 332
Die dasigen Truppen; die Religion 333
Die Handlung: das gewöhnliche Geld 335
Wie die Handlungsverträge eingerichtet werden: des Königes Wahl der Schifwaaren 336
Die Wege, und Flüsse: Pferde: öffentliche Märkte: wie die Einwohner, bey ihrer Unwissenheit in Lesen und Schreiben, zu handeln pflegen 337
Landessprache: Verrichtung der Einwohner: Gewalt der Regenten 338
Welche, unter den vielen königlichen Weibern, Königinn heißt: des Gesandten Unterredungen mit der Ostindischen Compagnie

pagnie in Paris: die ihm gethanen Handlungs-Vorschläge 339
Des Gesandten Abschieds-Audienz, und Abreise von Paris 341
Entstandene Uneinigkeit zwischen dem Gesandten, und dem Französischen Factore, wodurch alle Unterhandlung vereitelt wird 342

Der 175 Brief.

Das Königreich Juida.

Verschiedene Benennung dieses Königreichs: es ist ein sehr kleines Land: beschwerliches Anlanden daselbst 343
Wo die große Bewegung des Meeres anfängt: was das Anlanden so gefährlich macht 344
Der Schwarzen Sorgfalt, und Bemühung dabey: ihre Diebereyen in Ansehung der Waaren 345
Dieser Nation Neigung zum Stehlen: wie die Waaren, nach der Ausschiffung, ausgeleget werden 346
Schönheit dieses Landes 347

Es ist voller Wohnungen: viele Provinzen des Königreichs: die Provinz und Stadt Sabie ist die königliche Residenz - 348
Der königliche Palast, und dessen Audienzsaal - 349
Menge der königlichen Weiber: sie werden in drey Classen getheilet 350
Unglückliches Schicksal dieser Weiber 351
Des Königs Gefolge besteht blos aus seinen Kebsweibern 352
Beschaffenheit der Häuser in Juida: Ueppigkeit in diesem Königreiche 353
Kostbare Hamacs, und Wagen daselbst: Pracht in der Kleidung 354
Die Europäischen Factoreyen: Marktplatz für die Lebensmittel 355
Die Männer beschäftigen sich blos mit dem Sclavenhandel; die Weiber mit dem Verkaufe aller übrigen Waaren, worinnen sie sehr geschickt sind: die gangbare Münze: die Franzosen haben verschiedene Errichtungen gehabt 356
Die Portugiesen, Engländer, und Holländer haben auch nach und nach Errichtungen angelegt 358

Auch die Maleyen handeln nach diesem Königreiche: Beschreibung dieses Volkes 359
Verschiedene große Messen: gute Policey dabey 360
Beschaffenheit der Schwarzeu in Juida 361
Ihre allgemeine Höflichkeit 362
Ihr Fleiß: Beschäftigung der Reichen: Galanterien der Mägdgen 363
Das weibliche Geschlecht ist von sehr verliebtem Temperamente: die öffentlichen Weibspersonen 364
Die Weiber werden zeitig Mütter: ihre große Anzahl in diesem Lande 365
Daher auch die Bevölkerung ungemein ist 366

Der 176 Brief.

Fortsetzung von Juida.

Gottesdienst des Landes: Beschreibung der großen Schlange, als der vornehmsten Gottheit 367
Ursprung dieses Götzendienstes 369

Der Priester Betrügereyen: ihre Verführung der jungen Mägdgen 371
Auch der Weiber 373
Aufnahme der Weibspersonen in den Priesterorden 374
Tempel der Schlangen 376
Das Oberhaupt der Priester hat königliche Gewalt: Erbfolge in der königlichen Familie 377
Bey dem Tode eines Königes hören alle Gesetze auf: Beerdigung desselben 378
Schicksal der königlichen Lieblinge 379
Krönung des Nachfolgers 380
Der Fürst von Ardra verrichtet die Krönung: Zug des Monarchen zur Krönung 381
Der Großen Respect für ihren König: ihre Unabhängigkeit: der Europäer Höflichkeitsbezeugungen gegen diesen Fürsten 383
Wie der König von Juida speist, und schläft: seine Einkünfte 384
Die höchste Gewalt im Lande hat der Souverain, und die Großen 385
Die peinlichen Gesetze 386
Wie der König seine Ungnade den Großen entgelten läßt 387

Das

Das Recht der Wiedervergeltung ist in diesem Lande eingeführt: Verfahren wider Schuldner: sonderbares Recht der Gläubiger 388
Der König von Dahomay bemächtigt sich des Königreichs Juida 389
Charakter dieses Fürsten, und die Gebräuche seines Landes 390
Audienz dieses Fürsten, die er den Engländern gab 396
Unbilliges Verfahren des Engländischen Commendanten wider diesen Fürsten 398
Seine Strafe: Politik des Königs von Dahomay 399
Beschreibung der Landschaft Dahomay: ihre Einwohner: ihre Truppen 400
Der in diesem Lande gestiftete Ritterorden der Helden: die von dem Könige bezwungenen Länder Popo, und Koto 401
Beyde Länder sind sehr ungesund: Kennzeichen dieses ungesunden Clima: das dasige Erdreich: die königlichen Domainen, und Frohndienste der Unterthanen 402
Lustiges Bezeigen dieser Fröhner bey ihrer Arbeit 404

Der 177 Brief.

Die Goldküste.

Beschreibung dieser Küste: Ursprung ihres Namens 405
Die Einwohner, und Landeserzeugungen: der Fluß Volta 406
Die Stadt Soko, in dem Königreiche Akra: die übrigen Städte: der Europäer Forts auf dieser Küste: Christiansburg, den Dänen gehörig 407
Das Holländische Fort Creve=coeur: James=Fort besitzen die Engländer 408
Scindo, eine Englische Factorey in dem Königreiche Agama: in diesem kleinen Königreiche können nur die Weiber regiren: sie verheurathen sich nicht 409
Des Englischen Factors Besuch bey der Königinnn: Groß=Akron 410
Klein=Akron: Beschreibung dieses kleinen Landes 411
Capo=Corso, in dem Königreiche Fetu: die Engländer haben ein Fort daselbst: dessen Beschreibung 412

Die Portugiesen haben sich zuerst in Capo Corso niedergelassen; hernach die Holländer; endlich die Engländer 414

Auch die Dänen hatten Friedrichsburg daselbst angeleget: die Stadt Ogoua; ihre Unreinlichkeit: wie diese Völker ihre Kinder benennen 415

Berühmter Markt zu Ogoua; die Stadt Mina: wie die Portugiesen diesen Ort verbessert haben.

Wie er unter Holländische Botmäsigkeit gekommen ist: das dasige Fort: es ist der Holländer hauptsächlichste Niederlage 417

Regirungsform dieser Colonie 418

Der Religionsdienst der Holländer auf der Goldküste: das Schloß von Mina 419

Beschreibung der Stadt Mina 420

Die Stadt Abrambo 421

Das Königreich Commendo: Armuth der übrigen kleinen Königreiche: die Landschaft Axim 422

Der Fluß Axim: sein Sand ist voller Gold 423

Die dasige Factorey, Dickscove, gehöret den Engländern: das Fort Antonio besitzen die Holländer 424

Der 178 Brief.

Fortsetzung von der Goldküste.

Die innern Landschaften, hinter der Goldküste, werden in Souverainetäten eingetheilet: es wird vieles Gold daselbst gefunden: Beschreibung der Bewohner der Küste 426

Sie haben viele Achtung für die Weißen: ihre natürliche Barbarey 427

Schönheit, und Reinlichkeit der Weiber auf der Goldküste 428

Die Mannspersonen heurathen mehrere Weiber: welche darunter die große Müliere genennt wird 429

Welche Bußum heißt: Vorrechte dieser Weiber: ihre Neigung zur Wollust 430

Oeffentliche Weibspersonen: wie sie zu ihrer lüderlichen Lebensart eingeweihet werden 431

Sie

Sie heißen Abeleres: ihr Vorgesetzter 432
Barbarischer Gebrauch bey dem Absterben der Könige 433
Das in diesem Lande eingeführte Völkerrecht 434
Wie man daselbst Krieg führet: wie ein Gläubiger sich bezahlt macht 435
Ceremonien beym Besuche eines Fremden: seltsamer Gebrauch beym Trinken 436
Einen weggelassenen Wind halten diese Völker für höchst unanständig; Ceremonien, wenn eine Frau ausgeht; dergleichen bey der Trauung: Fest, wenn sie den Teufel vertreiben 437
Große Menge der Götzen 439
Wie diese Völker die Gespenster vertreiben: sie haben alle Wochen einen bestimmten Ruhetag 440
Wunderliche Einbildung dieser Leute von der veränderten Gestalt des Menschen: Eintheilung der Schwarzen in diesem Lande 441
Ihrer Könige geringes Ansehn; der königlichen Kinder gemeine Erziehung 442
Wie die Prinzeßinnen sich verheurathen 443

Die

Bayer. Staatsbibliothek München

Die obrigkeitlichen Personen: die reichen Leute: der Adel: wie einer zum Edelmanne gemacht wird 444
Die Edelleute treiben Handlung 445
Vorrechte dieser Edelleute 446
Gold, und Salz, sind die Kaufwaaren auf dieser Küste: daher kommen der Engländer Guineen: dreyerley Arten des Goldes 447
Das beste Gold kommt aus dem Königreiche Axim: großer Gewinn von Salze 448
Dessen Beschaffenheit: ein erstaunender Baum auf dieser Küste 449
Die zahmen Thiere daselbst 450
Wunderliche Meynung der Schwarzen, warum die Böcke übel riechen 451
Die Ameisen von Guinea: ihre Nester: Schaden, den sie thun 452
Wie man sie vertreibt 453
Die übrigen Thiere auf der Goldküste 454

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laporte, Joseph de, 1714-1779 / Wichmann, Christian August, 1735-1807 / Bergmann, Gustav

Reisen eines Franzosen oder Beschreibung der vornehmsten Reiche in der Welt nach ihrer ehemaligen und itzigen Beschaffenheit

Bd.: 14

Leipzig (1775)

It.coll. 215 h-13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465878-3
VD18 80353819-001